



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Alexander der Grosse

Wilcken, Ulrich

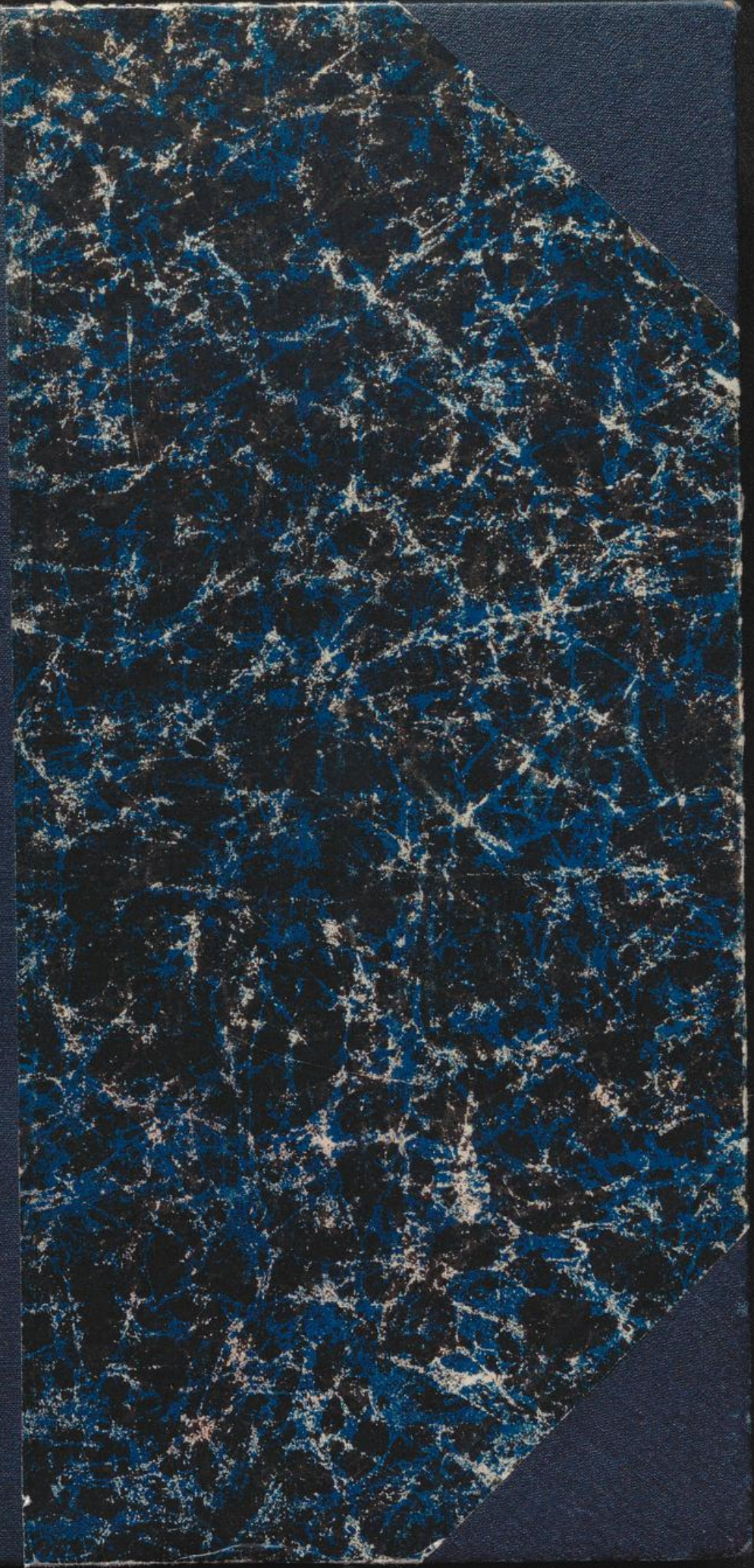
Leipzig, 1931

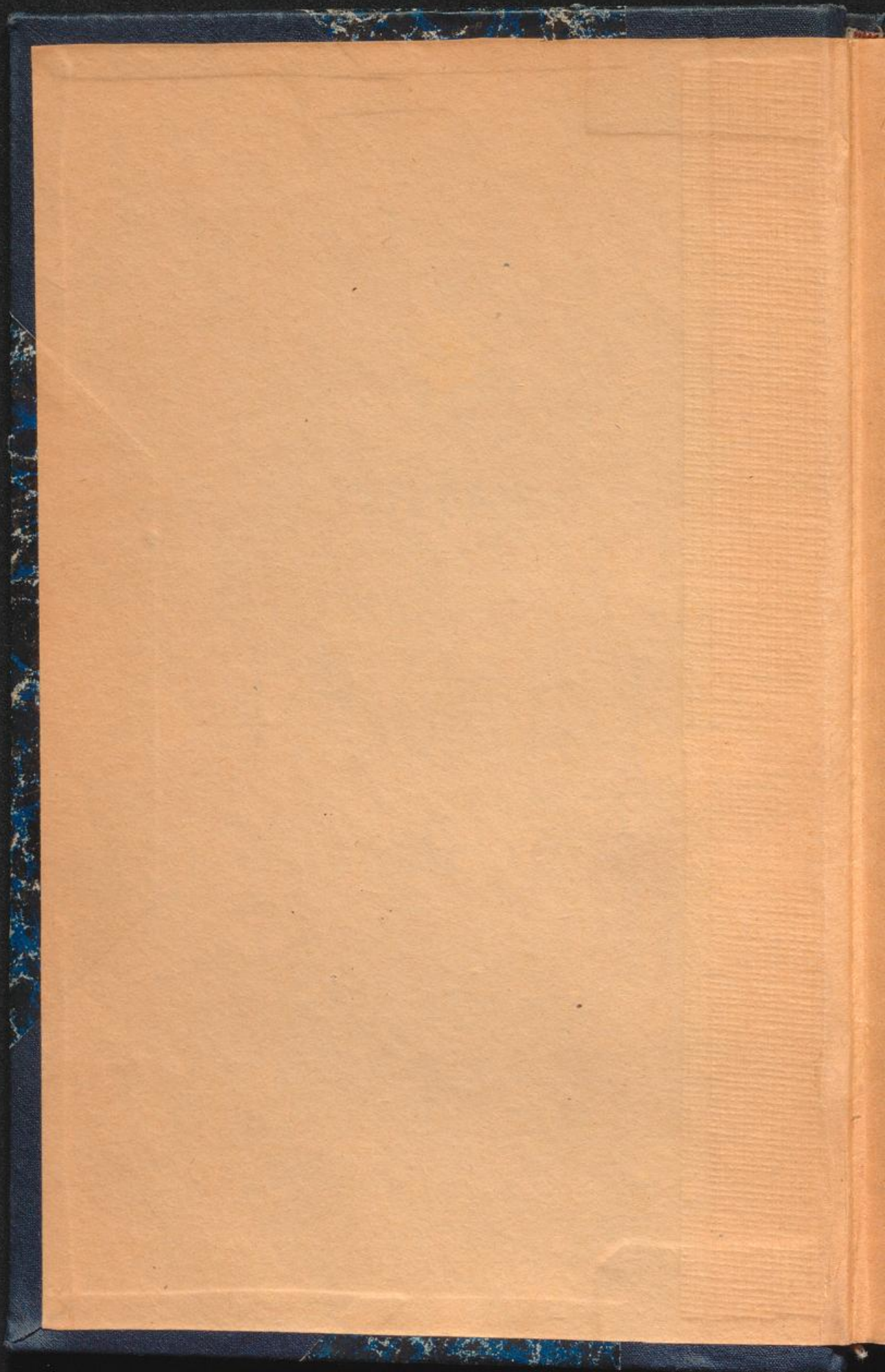
[urn:nbn:de:hbz:466:1-69759](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-69759)

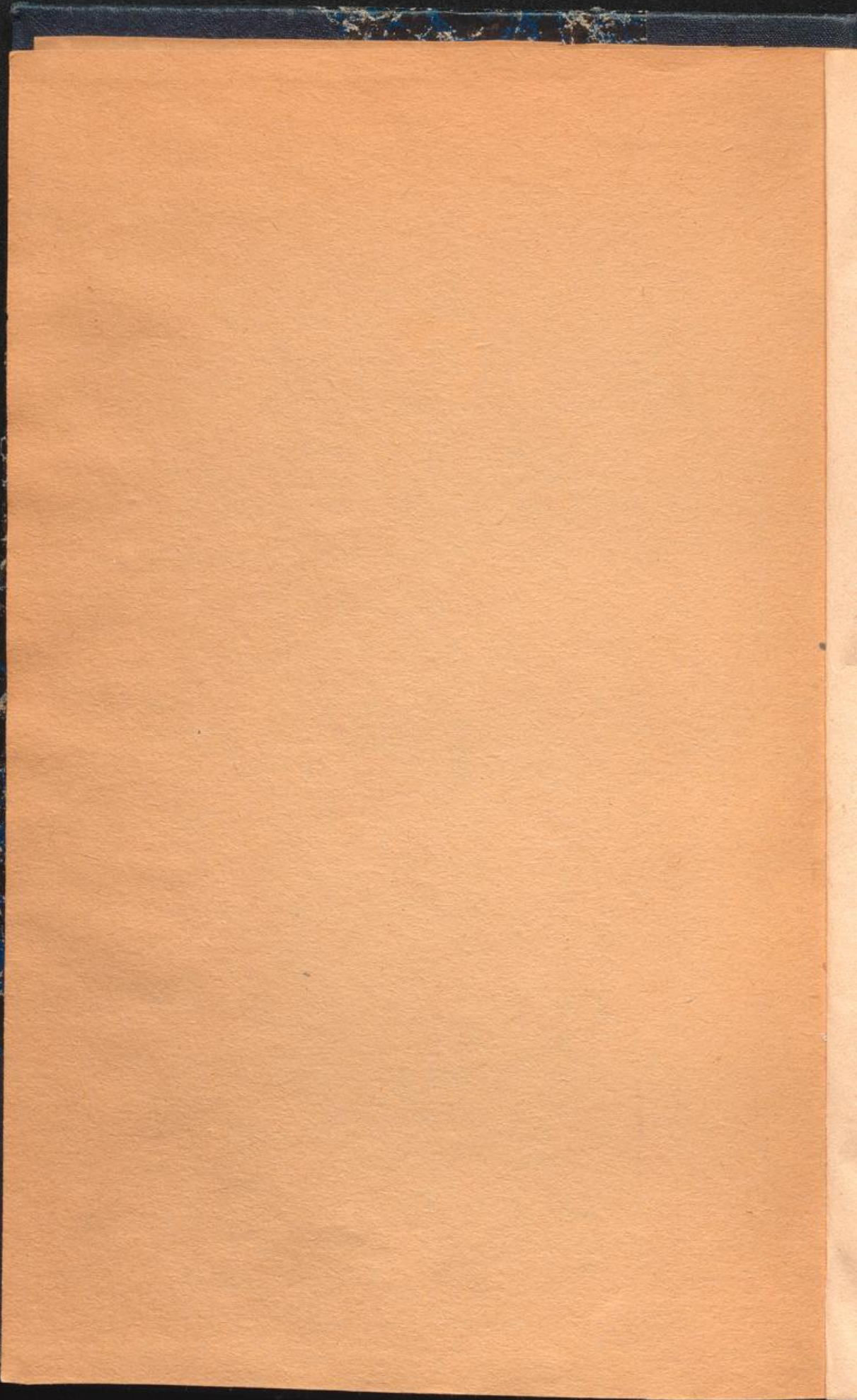
N
DER
SE

1

63
99



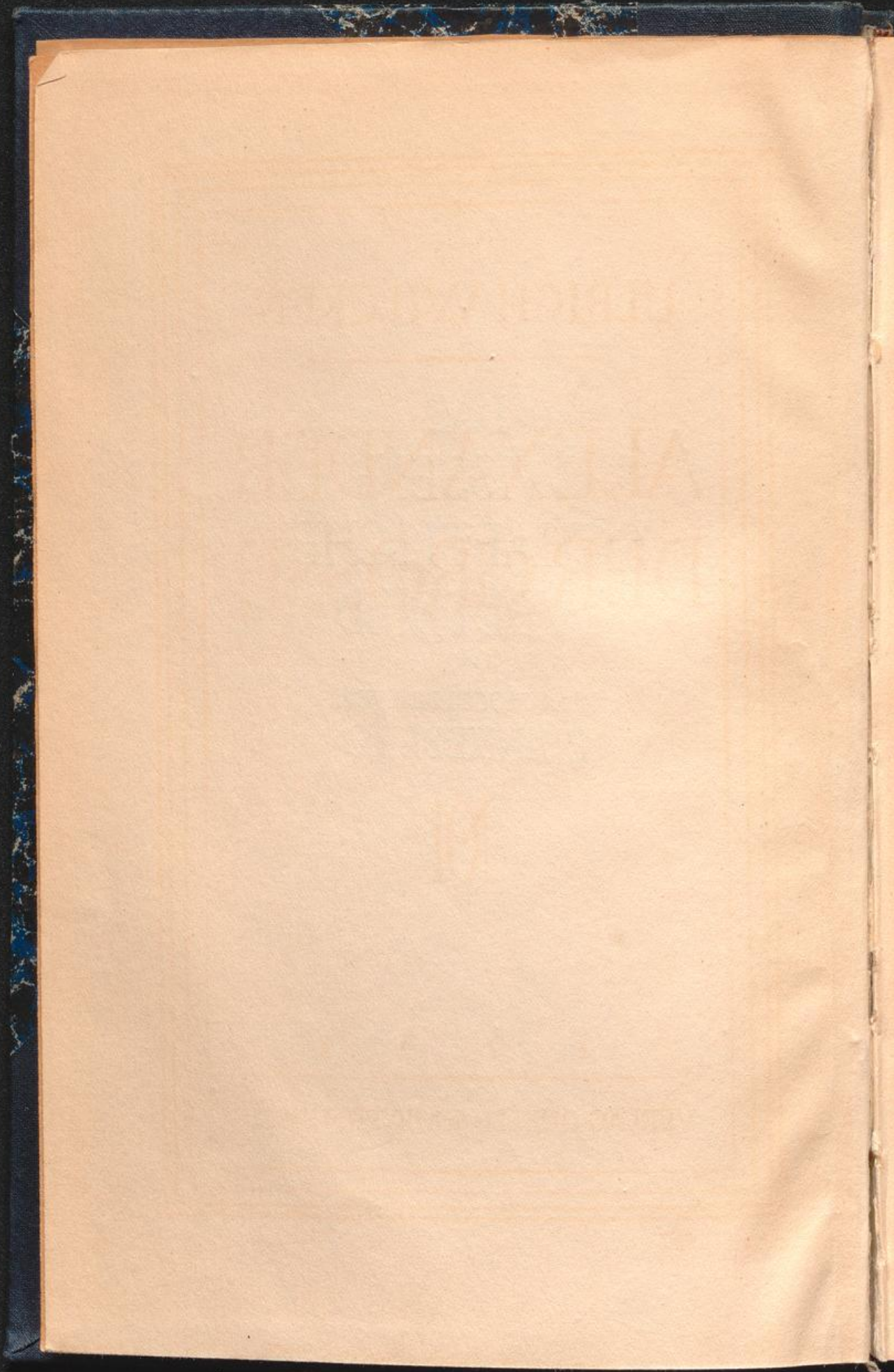




DAS
WISSEN-
SCHAFTLICHE
WELTBILD

*

HERAUSGEGEBEN VON
P.HINNEBERG



ULRICH WILCKEN

ALEXANDER
DER GROSSE



1 9 3 1

VERLAG QUELLE & MEYER / LEIPZIG

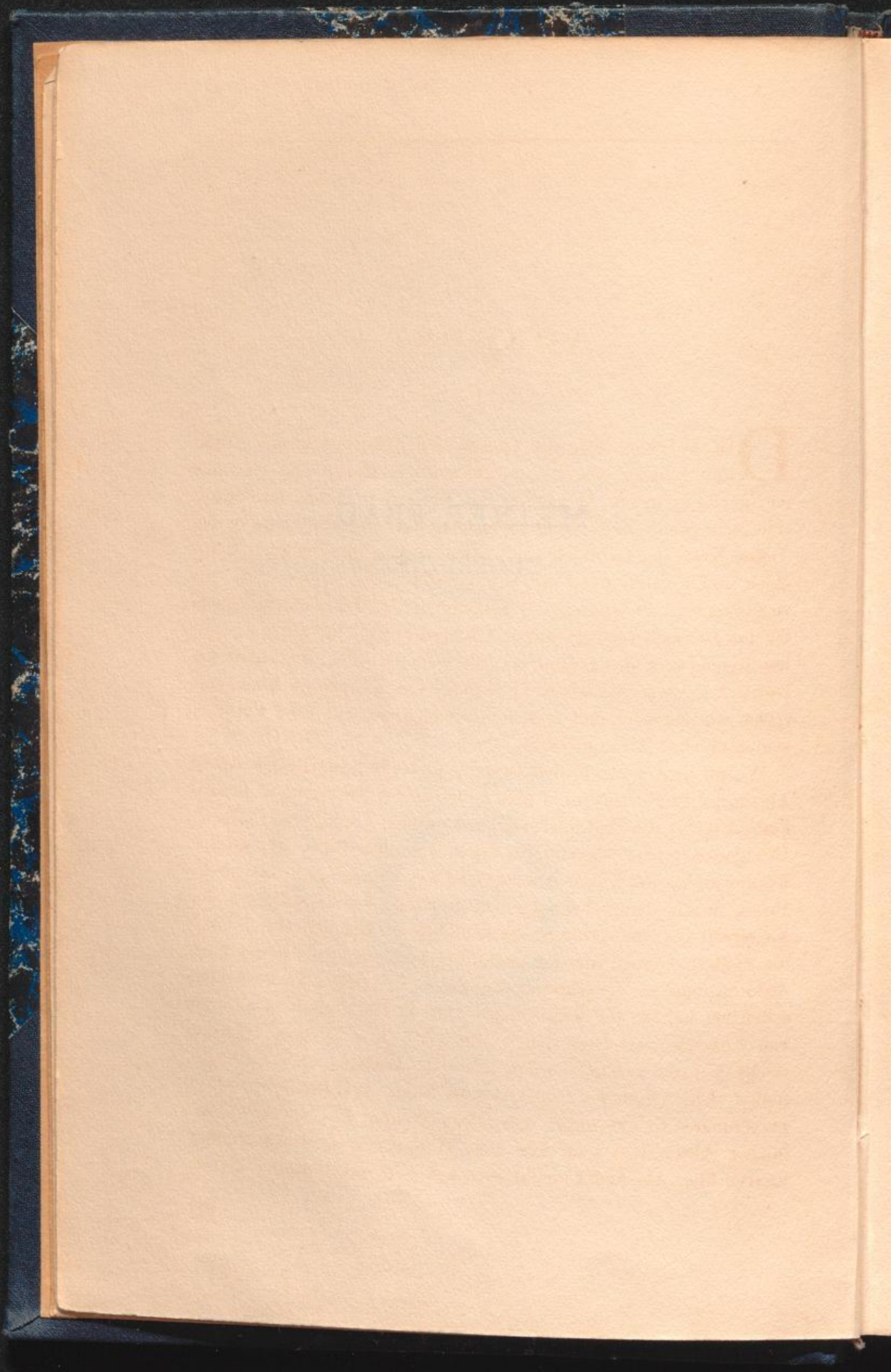
ALLE RECHTE VORBEHALTEN
COPYRIGHT 1931 BY QUELLE & MEYER · LEIPZIG
*
BUCHDRUCKEREI OSWALD SCHMIDT G. M. B. H.
LEIPZIG

31
LB 4
J
1199

83/12610



MEINER FRAU
ZUGEEIGNET



VORWORT

DIE Aufgabe, über alle Lücken und Entstellungen der Tradition hinweg eine zusammenhängende Darstellung von dem einzigartigen Leben Alexanders des Großen zu geben, ist doppelt schwierig, wenn die Darstellung sich wie hier in erster Reihe an den weiten Kreis der Gebildeten mit ihren so ganz verschiedenen Interessen und Einstellungen zur Antike wendet. Wie schwer Alexander zu fassen ist, tritt schon in der Tatsache hervor, daß, seitdem *Johann Gustav Droysen* vor bald hundert Jahren (1833) mit seinem genialen Jugendwerk den Grund für alle weiteren Alexanderstudien gelegt hat, so divergierende Auffassungen von dem großen König vertreten worden sind, daß man wohl sagen kann, daß jeder Forscher seinen eigenen Alexander hat.

Woran liegt es denn, daß trotz eifrigster hundertjähriger Arbeit Alexander immer noch ein heiß umstrittenes Problem ist? Einmal kommt dafür die Trümmerhaftigkeit unserer Tradition in Betracht. Die ganze reiche Alexanderliteratur, von den Tagen des großen Königs an bis auf Kaiser Augustus, ist wie die sonstige hellenistische Prosa durch den beherrschenden Einfluß des Klassizismus der Kaiserzeit für uns verlorengegangen. Nur aus der Benutzung durch die Spätern können wir uns ungefähre Vorstellungen von den alten Autoren machen, die schon in Alexanders Zeit oder bald danach geschrieben haben, wie Kallisthenes, Onesikritos, Nearch u. a., oder von Klitarch, der etwas später (um 310) die z. T. schon legendarische Vulgata geschaffen hat, oder von Aristobul und von Ptolemaios, dem Sohne des Lagos, der als König Ägyptens nach seinen persönlichen Erinnerungen unter Heranziehung der amtlichen Tagebücher Alexanders seine für alles Militärische so wichtigen Memoiren über Alexander geschrieben hat. Erst mit Augustus' Zeit —

etwa 300 Jahre nach Alexander! — setzen die uns erhaltenen zusammenfassenden Darstellungen ein: Diodor und Trogus Pompeius (dieser freilich nur in dem kläglichen Auszuge des Justin aus dem 2. Jahrhundert n. Chr.), dann Curtius Rufus aus Vespasianischer Zeit und endlich aus dem 2. Jahrhundert Plutarch und Arrian. Die drei Erstgenannten gehen im wesentlichen auf Klitarch zurück; Arrian aber verdanken wir es, daß wir wenigstens über die militärischen Taten Alexanders gut unterrichtet sind, denn für diese hat er den Ptolemaios als Hauptquelle zugrunde gelegt. Sobald wir jedoch den Staatsmann oder Volkswirt oder sein innerstes Leben, seine gesamte Persönlichkeit zu fassen suchen, empfinden wir, daß wir vor einem Trümmerhaufen stehen.

Dazu kommt, daß schon in dieser antiken Literatur diametral entgegengesetzte Auffassungen und Beurteilungen Alexanders vorliegen: auf der einen Seite stehen durchweg günstige, ja panegyrische Darstellungen, auf der andern Seite ungünstige, ja feindlich gesonnene, die ihn als einen durch den Orient degenerierten Despoten oder als einen Glücksritter, der alles der Tyche verdankt, behandeln. Auch diese Zwiespältigkeit der Tradition ist auf die Divergenz der modernen Anschauungen nicht ohne Einfluß geblieben.

Aber die Hauptschwierigkeit unseres Problems liegt doch in Alexanders Persönlichkeit selbst, einmal in der Kompliziertheit seines Wesens, das unvereinbar scheinende Gegensätze in sich schloß, dann aber in der Tatsache, daß eine dämonische Genialität in ihm steckte, das Genie aber letzten Endes immer etwas Unerklärliches, immer ein Wunder für uns bleibt. Mit rationalem Denken allein wird man dem Rätsel seines Lebens nicht beikommen können, denn neben seinem klaren, nüchternen Verstande war auch viel Irrationales in ihm. Wer ihn nur als den kühl berechnenden Politiker faßt, übersieht die romantischen und mystischen Züge seines Wesens.

Endlich wird die Beurteilung seiner Leistungen dadurch erschwert, daß ein allzu früher Tod ihn mitten aus seiner Schöpfungstätigkeit herausgerissen hat, so daß nur Anfänge vorliegen, und nirgends das letzte Wort gesprochen ist.

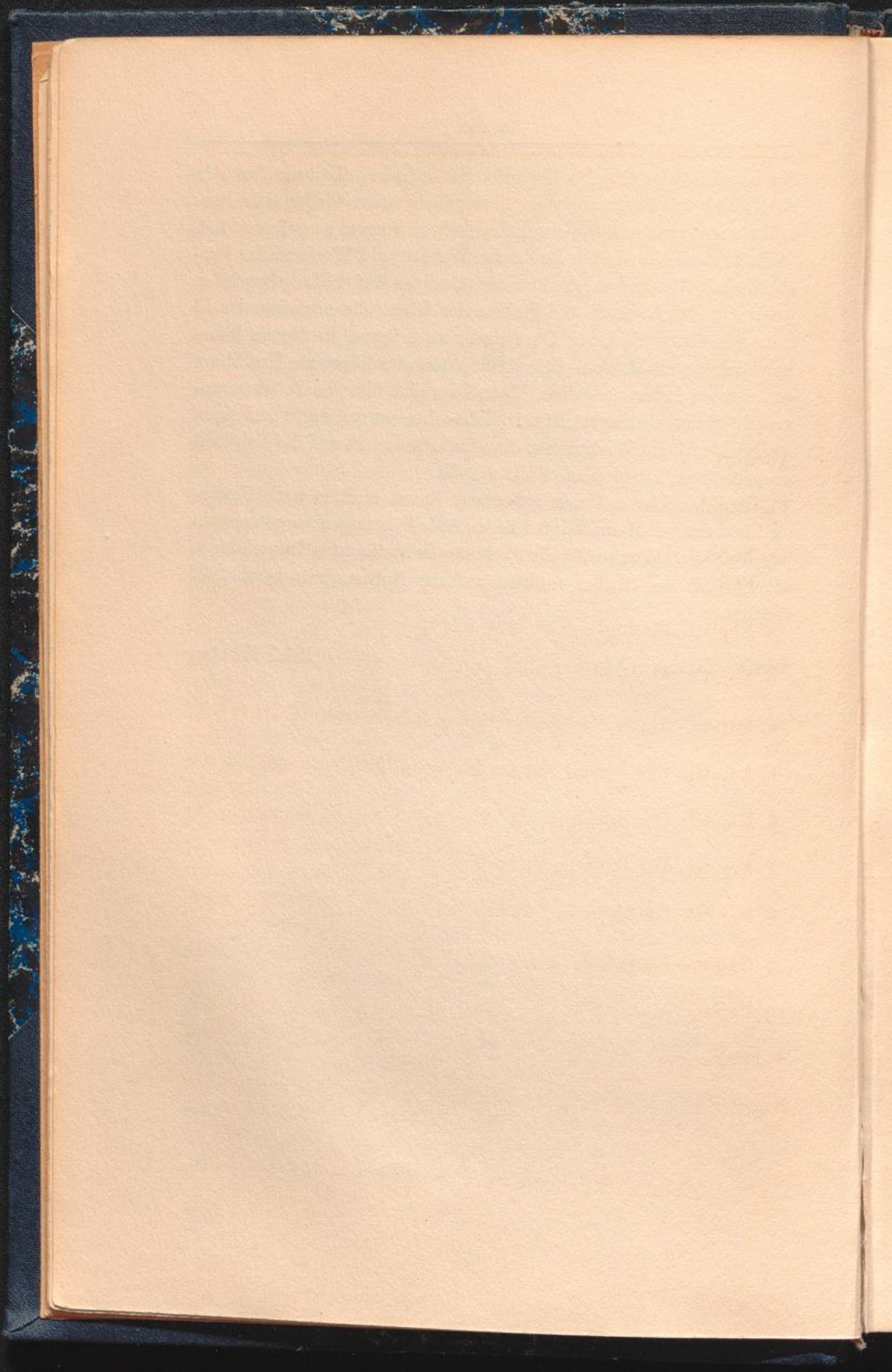
So dürfte es zu den schwierigsten Aufgaben der Geschichte gehören, die Persönlichkeit Alexanders zu erfassen. Niemand wird so vermessen sein, zu glauben, daß er das echte Alexanderbild besitze. Aber zu streben, diesem nahezukommen, ist eine verlockende, durch

die Eigenart des Objekts beglückende Aufgabe, die ihren Lohn in sich selbst trägt und auch in unserer Generation wieder viele Forscher angezogen hat, wie sie auch mich von Jugend an gefesselt hat. Mein Ziel war in diesem Buch, das Werden und Wachsen der Persönlichkeit Alexanders, die in einer ständigen Entwicklung begriffen war, und das Keimen und Reifen der Ideen, die nacheinander in ihm erwachsen sind, zur Darstellung zu bringen. In diesem Sinne habe ich versucht, dem Leser eine zusammenhängende Erzählung von seinem Leben zu geben. Einen Überblick über die Zeitströmungen, in die er hineingestellt war, habe ich vorausgeschickt und einen Ausblick auf die Wirkungen, die sein Lebenswerk auf die Folgezeit ausgeübt hat, habe ich ans Ende gestellt.

Mit Rücksicht auf den gebotenen Raum mußten nach Fertigstellung meines Manuskriptes bedeutende Kürzungen vorgenommen werden. Auch die nur für die Fachmänner bestimmten Anmerkungen am Schluß des Buches mußten auf das Notwendigste beschränkt werden.

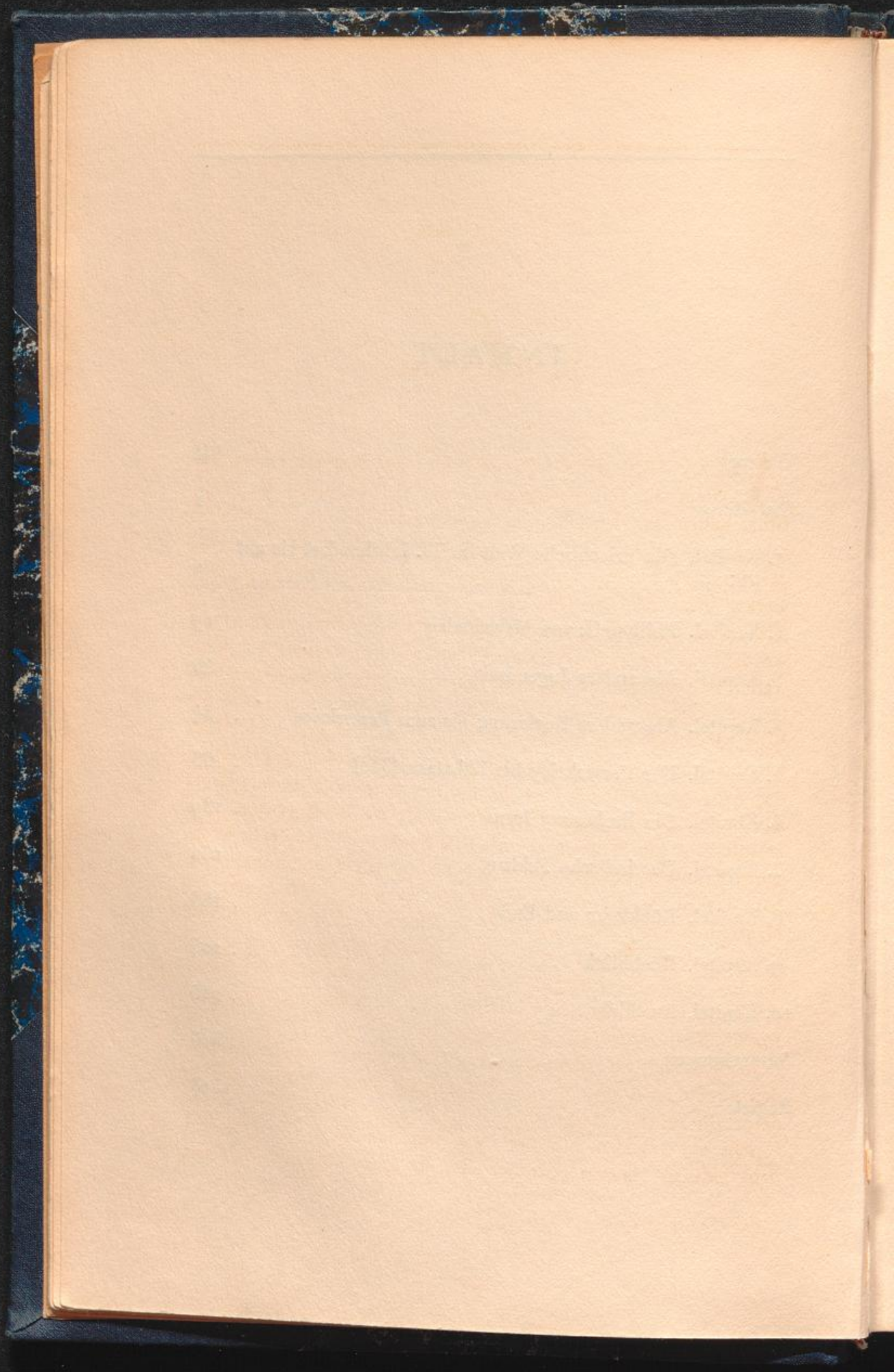
Berlin, Januar 1931

Ulrich Wilcken



INHALT

| | |
|--|-----|
| Vorwort | VII |
| Einleitung | I |
| 1. Kapitel. Die griechische Welt im IV. Jahrhundert bis auf Philipp | 3 |
| 2. Kapitel. Philipp II. von Makedonien | 19 |
| 3. Kapitel. Alexanders Jugendzeit | 46 |
| 4. Kapitel. Alexanders Regierung bis zum Perserkrieg | 54 |
| 5. Kapitel. Der Perserkrieg bis Ekbatana (330) | 68 |
| 6. Kapitel. Die Eroberung Irans | 139 |
| 7. Kapitel. Der indische Feldzug | 162 |
| 8. Kapitel. Rückkehr und Ende | 186 |
| 9. Kapitel. Rückblick | 224 |
| 10. Kapitel. Ausblick | 246 |
| Anmerkungen | 306 |
| Register | 313 |



EINLEITUNG

ALEXANDER der Große gehört zu den wenigen Persönlichkeiten, die eine neue Periode der Weltgeschichte heraufgeführt haben. Ja, vielleicht gibt es kaum einen, der wie er der Welt seinen persönlichen Willen so stark aufgeprägt hat, daß auf viele Jahrhunderte hin ihre Entwicklung unter dem Banne seines Lebenswerkes gestanden hat. Dies Phänomen ist um so erstaunlicher, als Alexander schon im Alter von noch nicht 33 Jahren dahingerafft worden ist. Die Phantasie der Völker wurde vor allem von dem welterobernden Helden gepackt, der in unerhörtem Siegeslauf den Orient bis zum Wunderland Indien unterworfen hatte, und die Sage, die dann über Morgenland und Abendland sich ausbreitete, hat ihn immer weiter und weiter an die jeweils bekannten Grenzen der Erde, ja bis an die Tore des Paradieses geführt. Und doch ist das Bleibende von seinen Erdentagen nicht das Reich gewesen, das er mit Blut und Eisen erkämpft hat, sondern daß er der griechischen Kultur den Weg zu ihrer Entwicklung zur Weltkultur geebnet hat, das ist das Epochenmachende für die weitere Geschichte der Menschheit geworden und wirkt in letzten Ausläufern noch fort bis in unsere Tage. Vorerst mußte freilich das Reich geschaffen werden, denn auch hier hat, wie noch immer in der Weltgeschichte, die Entscheidung der Schlachtfelder auch die äußeren Bedingungen für die Kulturentwicklung gebracht.

In dem Streit der Meinungen über die in der Geschichte wirkenden Kräfte ist Alexander einer der größten Zeugen für die Ansicht derer, die für die entscheidende Bedeutung der Persönlichkeit in der Geschichte eintreten. Ein Genie wie Alexander kann man nicht aus dem „Milieu“ heraus oder nur als „ein Produkt seiner Zeit und

seines Landes“ begreifen. Gewiß war auch er wie jeder Mensch durch Ort und Zeit bedingt, aber sein Genius hat eigene Wege eingeschlagen, zu denen die natürliche Entwicklung seiner Zeit und seiner Heimat ohne ihn niemals geführt hätte. Gewiß hat auch er wie jeder große Führer sich mitten in die Strömungen seiner Zeit hineingestellt, aber er hat sich von ihren Wellen nicht nur heben und tragen lassen, sondern, wo sie seinen eigensten Ideen entgegen-schlügen, da hat er mit starken Armen gegen sie angekämpft.

Wohl können wir schon vor ihm im IV. Jahrhundert Erscheinungen und Zeitströmungen feststellen, die wir als Vorläufer des „Hellenismus“ bezeichnen können — wie wir jene durch ihn eingeleitete jüngere Umbildung des klassischen Hellenentums nennen —, aber es sind doch eben nur Vorläufer, die erst durch ihn zur vollen Auswirkung gekommen sind, die immerhin zeigen, daß er in vielem ein Erfüller seiner Zeit gewesen ist. Am stärksten aber hat sein großer Vater *Philipp* ihm vorgearbeitet. Von ihm hat er nicht nur sein Siegesinstrument, das unvergleichliche makedonische Heer, sondern auch die Lösung der griechischen Frage im Korinthischen Bunde wie auch den Gedanken des panhellenischen Rachezug-zuges gegen Persien übernommen. Wohl hat Alexander allmählich im Verfolg seiner eigenen Ideen dies väterliche Erbe gewandelt und ist andere Wege als der Vater gegangen, aber ohne Philipp, der gleichfalls zu den großen Persönlichkeiten der Weltgeschichte gehört, können wir Alexander nicht verstehen. Wir werden uns daher zunächst die politischen, geistigen und wirtschaftlichen Zeitströmungen in der griechischen Welt des IV. Jahrhunderts, soweit sie zur Würdigung des Aufschwunges Makedoniens unter Philipp und zum Verständnis Alexanders beitragen, zu vergegenwärtigen haben.

ERSTES KAPITEL

Die griechische Welt im IV. Jahrhundert bis auf Philipp

NACH dem Zusammenbruch Athens und des attischen Reiches im peloponnesischen Kriege stand Sparta als der Sieger da, der nun daran ging, mit brutaler Gewalt seine Oberherrschaft über die Griechen zu stabilieren und statt der früher von Athen begünstigten Demokratien oligarchische Ordnungen einzuführen. Aber der Sieg war nicht aus eigener Kraft gewonnen, sondern nur durch das schmachliche Bündnis mit Persien, das durch die Preisgabe der kleinasiatischen Brüder, der Nachkommen der alten äolischen, ionischen und dorischen Kolonisten, an den Großkönig erkaufte war. Gereizt durch die unsinnige Politik der damaligen radikalen Demokraten von Athen, die trotz des von Darius II. erneuerten Kalliasfriedens sich in die inneren Angelegenheiten des Perserreiches eingemischt hatten, hatte der Großkönig seit 412 die Spartaner mit seinen unerschöpflichen Geldmitteln unterstützt, wofür diese ihm, ohne nationale Beklemmungen, die kleinasiatischen Griechen, für deren Freiheit einst der attisch-delische Seebund unter Athens Führung bis zum Kalliasfrieden (448) gekämpft hatte, auszuliefern bereit waren. Mit persischem Golde waren die Flotten gebaut, mit denen die Spartaner Athen niedergekämpft und schließlich durch Aushungerung zur Kapitulation gezwungen hatten (404). So war das persische Weltreich trotz innerer Schwächen mit einem Schlage zum bestimmenden Faktor für die griechische Geschichte geworden. Zwar hat Sparta, das bald mit seinen Alliierten zerfiel und sich durch heimliche Unterstützung des Prinzen Kyros bei seinem Zuge mit den berühmten Zehntausend gegen seinen Bruder Artaxerxes Mnemon in Susa kompromittiert hatte, gegen Persien das Schwert gezogen, wie es offiziell hieß, um die Griechen Klein-

asiens, die wegen ihrer Teilnahme an jenem Zuge bestraft werden sollten, zu schützen, aber nationale Motive werden für die Spartaner, die doch vorher jene Städte dem Perser kaltblütig zugesprochen hatten, kaum ausschlaggebend gewesen sein, vielmehr der Wunsch, ihre Machtstellung, die sie namentlich durch den großen Lysander dort errungen hatten, zu wahren und wohl auch als Herren von Hellas sich von dem Makel jenes Bündnisses zu reinigen. Doch während Spartas Heere drüben, zuletzt unter Agesilaos, gegen die Perser fochten, schloß der Haß, den die brutale Gewaltherrschaft Spartas in Hellas erweckt hatte, in ihrem Rücken Theben, Athen, Korinth und Argos zu einer Koalition gegen Sparta zusammen, wodurch Agesilaos genötigt wurde, den Perserkrieg abzubrechen und in Hellas gegen die Verbündeten zu kämpfen. Auch hierbei hat das persische Gold wieder mitgespielt, aber diesmal auf Seite der Alliierten. Entscheidender als der Sieg des Agesilaos bei Koronea wirkte der Seesieg der persischen Flotte unter Führung des Atheners Konon bei Knidos (394); war doch die spartanische Seeherrschaft damit zusammengebrochen, und konnte doch Konon, freilich mit persischem Golde, die Mauern seiner Vaterstadt wieder aufbauen lassen. Aber dieser traurige Bruderkrieg, der uns das ganze Elend der unheilbaren Zerrissenheit der griechischen Nation erschütternd vor Augen führt, zog sich mit wechselnden Erfolgen noch jahrelang hin.

Konon
394

Nachdem der Aufschwung Athens, der auch zu einer Unterstützung des vom Perser abgefallenen Fürsten Euagoras von Cypern und des abtrünnigen Ägypten geführt hatte, in einer neuen Gruppierung der Mächte Sparta dem Großkönig genähert hatte, kam es im Jahre 386 zu dem sogenannten „Königsfrieden“, der nach dem gewandten spartanischen Unterhändler auch der Friede des Antialkidas hieß. Schon im Jahre 392 hatte dieser Antialkidas zusammen mit dem Satrapen Tiribazos in Sardes mit den Abgesandten der Alliierten über den Frieden verhandelt, aber damals waren die Athener noch stark genug, um, allein unter den Alliierten, die persische Forderung der Abtretung der kleinasiatischen Küste mit der nationalen Motivierung abzulehnen, daß sie nicht zugeben könnten, daß die Asien bewohnenden Hellenen dem Großkönig gehörten, und so waren aus diesem und anderen Gründen die Verhandlungen gescheitert. Jetzt war es dem Antialkidas, der auch

ein geschickter Admiral war, gelungen, unterstützt auch von Schiffen des Dionys I. von Syrakus, den Athenern die Dardanellen zu sperren und sie so in dieselbe Zwangslage wie 405 zu bringen. Da war kein Widerspruch mehr möglich. Gehorsam mußten die Griechen den Frieden annehmen, den ihnen der Großkönig in demütigendster Form durch Antialkidas, mit dem er er ihn verabredet hatte, aus Susa nach Sardes herabsandte. Der Ukas des Königs umfaßte zwei Paragraphen und eine Sanktion. Der erste Paragraph bestimmte, daß alle Griechenstädte in Asien sowie die Inseln Klazomenae und Cypern dem Großkönig gehören sollten, der zweite Paragraph, daß alle anderen Griechenstädte, klein und groß, frei und autonom sein sollten (außer den Kleruchien Lemnos, Imbros und Skyros, die den Athenern belassen wurden). Die Sanktion aber besagte, daß der König zusammen mit den gleichgesinnten Staaten jeden zu Wasser und zu Lande bekriegen werde, der den Frieden nicht annehme. Auf Grund dieses Edikts wurde dann der Friede auf einem Kongreß zu Sparta beschworen.

So waren denn die hellenischen Brüder jenseits des Meeres definitiv dem Großkönig zugesprochen. Der Autonomieparagraph aber entsprach nicht nur den Interessen des Großkönigs, für den er die dauernde Zerstückelung Griechenlands in zahllose souveräne Gemeindestaaten (Poleis) bedeutete, sondern vor allem auch den Interessen Spartas, insofern alle Staatenbünde, die nicht die Autonomie garantierten, hiermit ausgeschlossen waren. So ist denn der thebanische Bund damals aufgelöst worden, während der peloponnesische Bund, dessen Bündner nominell die Autonomie besaßen, unter Spartas Führung bestehen bleiben durfte. Insofern war dieser Königsfriede ein Triumph für Sparta, das nun in der traurigen Rolle des persischen Büttels über die strenge Ausführung des Vertrages zu wachen hatte. Wohl mochten manche kurzsichtigen und unbelehrbaren Partikularisten befriedigt sein, daß nun jeder einzelnen Polis das alte Ideal der „Freiheit und Autonomie“ garantiert war. Aber die besseren Elemente empfanden es doch als eine Schande, daß der Perserkönig diesen Frieden, der nach einem Wort des Isokrates kein „Vertrag“, sondern ein „Diktat“ war, erzwungen hatte, und daß er als der offizielle Garant jetzt eine Oberkontrolle über die griechische Politik führte. Die Schande war um so größer, als die militärische Überlegenheit der Griechen schon

seit dem Zuge der Zehntausend außer Frage stand und eine Niederwerfung Persiens ermöglicht hätte, wenn nur statt der Zersplitterung eine Einigung der griechischen Kräfte hätte durchgeführt werden können. Zum Verständnis des IV. Jahrhunderts ist von größter Bedeutung, daß dieser Schmachfriede von 386 als Staatsgrundgesetz für Hellas ein volles halbes Jahrhundert bald mehr, bald weniger drückend auf Griechenland gelastet hat. Erst Philipp hat ihm durch die Einigung der Nation in seinem korinthischen Bunde den Boden entzogen, und erst Alexander hat ihn durch die Zertrümmerung des Perserreiches völlig beseitigt.

Nach dem Abschluß dieses Königsfriedens folgten schwere Jahre für Griechenland, in denen Sparta seine neue Position als Wächter und Exekutor benutzte, um seine Macht immer weiter auszuweiten. Zum Schutz gegen die Übergriffe Spartas gelang es Athen 377, einen neuen attischen Seebund zu begründen, in dem es mit der gebotenen Rücksichtnahme auf den Königsfrieden jedem Bündner Freiheit und Autonomie garantierte. Unter Vermeidung der Fehler, die im V. Jahrhundert die Auflösung des ersten Seebundes begünstigt hatten, wurde eine ganz neue Organisation geschaffen, wonach im besonderen die Bündner durch je einen Abgeordneten in einem Bundesrat (Synhedrion) vertreten waren, der, mit dem Sitz in Athen, in Bundesangelegenheiten sich mit der attischen Volksversammlung ins Einvernehmen zu setzen hatte.

Während dieser Bund in den nächsten Jahren in Mittel- und Nordgriechenland und auf den Inseln in Ost und West nach dem erfolgreichen Vorgehen der attischen Feldherren Chabrias und Timotheos sich weiter ausdehnte, war Theben inzwischen nach Befreiung der Burg Kadmea (379), die die Spartaner unter brutalem Rechtsbruch mitten im Frieden besetzt hatten, unter Epaminondas' Führung im Kampf mit Sparta zu neuer Macht emporgeschnellt. Epaminondas' nächstes Ziel war die Bildung eines böotischen Einheitsstaates, und als 371 auf dem Friedenskongreß zu Sparta unter Hinweis auf den Königsfrieden Einspruch hiergegen erhoben wurde, trotzte er dem Kongreß und brachte bei Leuktra dem Spartanerkönig Kleombrotos eine so vollständige Niederlage bei, daß es mit Spartas militärischer Vormachtstellung für alle Zeiten zu Ende war. Diese Schlacht bei Leuktra ist auch für die Entwicklung des makedonischen Heerwesens von größter Bedeutung geworden, denn die

sogenannte „schiefe Schlachtordnung“, die Epaminondas, ihr Schöpfer, einer der größten Schlachtendenker aller Zeiten, hier zuerst angewendet hat, ist später von König Philipp übernommen und ausgestaltet worden, und mit ihr hat dann Alexander in seinen drei großen rangierten Feldschlachten gesiegt — wie auch noch Friedrich der Große bei Leuthen.

So lag denn Sparta am Boden und konnte es nicht hindern, daß Epaminondas in den nächsten Jahren in immer erneuten Zügen in den Peloponnes durch Losreißung Messeniens, auf dessen Ernten und Arbeitskräften die spartanische Wirtschaft und Staatsordnung zum großen Teil beruhte, und durch Gründung eines messenischen Einheitsstaates mit der neuen Hauptstadt Messene sowie durch die Förderung eines arkadischen Bundesstaates mit der neu geschaffenen Hauptstadt Megalopolis es zu völliger Ohnmacht verdammt. Aber die Pläne des Epaminondas schweiften weiter: er streckte die Hände aus nach der Hegemonie über ganz Griechenland. Hätte er eine panhellenische Nationalpolitik getrieben, wie man früher irrig annahm, so hätte er bei der damaligen politischen Lage nach einer Vereinigung aller Griechen unter Thebens Führung zum Kampf gegen Persien streben müssen, um die Suprematie des Großkönigs zu brechen. Statt dessen ist auch er dem Fluche seiner Zeit verfallen und hat, um die Herrschaft über die anderen Griechen zu gewinnen, sich dem Perserkönig genähert, dem die neu erstandene attische Seemacht ebenso ein Dorn im Auge war wie ihm selbst ein Hindernis auf seinem Wege, und hat seine Gesandten, unter ihnen Pelopidas, in Susa antichambrieren und den Großkönig um seinen Konsens anbetteln lassen. Doch als er 362 in der wiederum genial angelegten Schlacht bei Mantinea gefallen war, brach die Großmachtpolitik Thebens zusammen, da sie den realen Kräften des Staates nicht entsprach und nur durch die Persönlichkeit des Epaminondas getragen worden war. So hat diese Episode der thebanischen Hegemonie für die Griechen keine dauernden Werte geschaffen, sondern nur durch die Vernichtung Spartas in der Wehrmacht der Nation eine klaffende Lücke hinterlassen.

Auch mit der Blüte des zweiten attischen Seebundes war es bald vorüber. Als Athen in seinem Verhalten gegenüber den Bündnern trotz der Verheißungen von 377 doch wieder in die Politik des

ersten Bundes zurückzugleiten begann, fielen Chios, Rhodos und Kos im Jahre 357 vom Bunde ab, veranlaßt durch die Intrigen des Maussollos von Karien. Wohl nichts kann uns greller den ohnmächtigen Zustand Griechenlands beleuchten als die Tatsache, daß nach erfolglosen Kämpfen Athen im Jahre 355 vom Perserkönig — es war der neue tatkräftige König Artaxerxes III. Ochos — durch Androhung eines Krieges gezwungen wurde, die Abtrünnigen freizugeben. Damit hatte auch Athen als souveräne Großmacht abgedankt, und so war das Ergebnis ein allgemeines Chaos in Griechenland. Dem stand gegenüber das persische Weltreich, das zwar zeitweise durch die Abfälle von Satrapen und Reichsteilen fast der Auflösung nahe zu sein schien, doch aber immer, wenn auch mit Hilfe griechischer Söldner, am Leben blieb, weil hier die Einheit des Reiches das Primäre war, während in Griechenland die Zerrissenheit das Gegebene war, aus der kein Weg zur Einigung der Kräfte zu führen schien.

Nicht minder trostlos als dies Ringen der griechischen Staaten miteinander waren die innerpolitischen Zustände in den einzelnen Poleis. Ob Demokraten oder Oligarchen das Ruder führten, überall verschärfte sich die Gegensätze der miteinander kämpfenden Parteien, und immer vernichtender wurde die Herrschaft der siegenden Partei für die Unterlegenen. In den Demokratien, wie in Athen, machte die Radikalisierung, die schon im V. Jahrhundert eingesetzt hatte, immer weitere Fortschritte. Die Herrschaft des Proletariats unter Führung seiner Demagogen wuchs sich immer mehr zu einer vollen Klassenherrschaft aus, und die Volksgerichte, die seit der Erhöhung der Diäten sich überwiegend aus den Ärmern zusammensetzten, übten eine Klassenjustiz aus, die sich nicht nur gegen die politisch anders Denkenden, sondern vor allem gegen die Besitzenden richtete, um deren Vermögen konfiszieren zu können, denn es war im Grunde ein Kampf der Armen gegen die Reichen. Man scheute dabei vor den radikalsten Forderungen, wie nach neuer Landaufteilung, Schuldentilgung u. ä., nicht zurück. In den oligarchischen Staaten wurde der Klassenkampf vom entgegengesetzten Standpunkt aus mit derselben Leidenschaft geführt. So wuchs in den Verbannten und anderen wirtschaftlich gescheiterten Existenzen immer mehr ein besitz- und erwerbsloses Proletariat heran, wie Isokrates es schon 380 und verstärkt 346 schil-

dert, das immer mehr eine Gefahr für ganz Hellas wurde. Eine Großindustrie, die diesen Massen hätte Arbeit geben können, gab es damals nicht. So sind viele von ihnen räubernd auf den Landstraßen umhergeirrt oder haben als Piraten die Meere unsicher gemacht, die meisten aber führte die Not in den Söldnerdienst, vor allem ins Ausland zu dem, der am besten bezahlte. Dies Söldnertum hat sich immer mehr zu einem Krebschaden der griechischen Nation ausgewachsen. Vor allem war es der Großkönig, dessen Goldschätze lockten, und der seinerseits seit dem Zuge der Zehntausend immer mehr sein erschüttertes Reich durch griechische Söldnerheere zu stützen suchte. Dies Mittel wurde zwar dadurch zum Teil paralytisch, daß auch abgefallene Satrapen und Länder, wie Ägypten, gleichfalls griechische Söldnerheere warben, die dann gegen den Perser fochten. Und nicht nur Soldaten lieferte Griechenland, sondern auch Offiziere; sind doch manche der hervorragendsten Feldherren dieser Zeit, wenn sie in der Heimat keine Verwendung fanden oder von den politischen Verhältnissen angewidert waren, in fremde Dienste gegangen und haben dort für oder gegen den Großkönig oft in ausschlaggebender Weise gekämpft. Wieviele nationale Kraft ist dadurch zugunsten des Auslandes verschwendet worden!

Diese Leichtigkeit, Söldner zu finden, hatte aber auch noch eine andere unheilvolle Wirkung, nämlich, daß auch in Hellas selbst manche Bürgerschaften anfangen, Söldner zu werben, um sich selbst mehr oder weniger dem Waffendienst entziehen zu können. Schon als der Athener Iphikrates die neue Truppe der leicht bewaffneten Peltasten ausbildete, zeigte es sich, daß die Bürger sich für zu gut hielten, den strammen Drill, den diese neue Waffe verlangte, auf sich zu nehmen, und es vorzogen, Söldner dafür zu werben. Das Schlimmste war diese Lockerung des Staatsgedankens, der einst die Bürger mit dem stolzen Bewußtsein erfüllt hatte, daß es ihre schönste und höchste Pflicht war, mit Gut und Blut für ihren Staat einzustehen. Der Staat wurde mehr und mehr als eine Versorgungsanstalt betrachtet, dessen Hauptaufgabe es sein sollte, dem Bürger ein möglichst behagliches, ruhiges Leben und möglichst viele prächtige Feste zu beschaffen. So war in Athen nach dem oben erwähnten schmachvollen Ende des Bundesgenossenkrieges in den 50er Jahren das zwangsläufige Resultat ein Pazifismus, der

auf jede Machtpolitik verzichtete, wenn nur die materiellen Interessen gefördert wurden.

Aber nicht nur im harten Kampf des realen Lebens war der Polisgedanke niedergegangen, sondern auch durch die Theorien der geistigen Führer war er erschüttert worden. Schon der Individualismus, wie ihn die *Sophistik*, diese tiefgreifende, geistige Revolution am Ausgang des V. Jahrhunderts, gepredigt hatte, bedeutete eine große Gefahr für das bisherige Staatsgefühl. Den Gesetzen, die bis dahin die höchste Norm für den Polisbürger gewesen waren, hatte sie das Naturrecht des Individuums gegenübergestellt und hatte die Gesetze nur für konventionelle Satzungen der Menschen erklärt. Indem sie das Recht des Stärkeren proklamierte, hatte sie die Wurzel der Polis getroffen. Wie gefährlich die Übertragung in die Praxis wirken konnte, hatte das bewußte Übermenschentum des Alkibiades gezeigt. Wohl hatte Sokrates die Auswüchse der Sophistik bekämpft, aber auch seine Forderungen der Fachausbildung für die Staatsbürger und der Bildung der Regierung aus den Sachverständigen bedeutete eine Umwandlung der alten Polis. Der reale Niedergang der Polis, wie er uns dann im IV. Jahrhundert entgegentrat, führte nur immer mehr zur Stärkung des Individualismus und zur Abkehr vom herrschenden Staat. Die Vorstellung von dem durch Wissen und Sittlichkeit sich selbst genügenden Individuum, das den Staat nicht nötig hat, führte den Sokratiker *Antisthenes*, den Gründer der kynischen Schule, den Sohn einer Thrakerin, der in Athen selbst kein Bürgerrecht haben konnte, zu dem Ideal einer umfassenden Gemeinschaft aller Menschen, und so erhebt sich hier der kosmopolitische Gedanke, der dann von seinem Schüler Diogenes von Sinope weiter ausgebaut worden ist, der das Wort „*Kosmopolit*“ (Weltbürger) geprägt hat, dies verhängnisvolle Wort, das bis auf den heutigen Tag seinen gefährlichen Zauber ausübt. So verschieden auch das Weltreich, das dann Alexander schuf, von dieser Kosmopolis war, ist doch nicht zu verkennen, daß dieser kynische Gedanke zu jenen Elementen des IV. Jahrhunderts gehört, die den hellenischen Geist auf sein Universalreich vorbereitet haben.

Aber gegen diese vom Individualismus ausgehende Richtung trat eine Reaktion ein. Zahlreiche Theoretiker traten auf, die, wiewohl sie sich von dem gegenwärtigen Staat abgestoßen fühlten, doch den

Staat an sich nicht negieren, sondern die kranke Polis durch Reformvorschläge heilen wollten. Am kühnsten und radikalsten ist der wunderbare Bau, den Plato, Athens größter Sohn jener Zeit, in seiner „Politeia“ errichtet hat, in der er den Idealstaat der Gerechtigkeit gezeichnet hat. Freilich hat er später einsehen müssen, daß diese Konstruktion nur „für Götter“ passe und hat am Ende seines Lebens mit größerer Berücksichtigung der realen Welt ein neues Idealbild, das des Gesetzesstaates, entworfen, in dem er die strenge gesetzliche Bindung, die er in der Politeia abgelehnt hatte, in den Mittelpunkt rückte.

Doch so verschieden auch die Ausgangspunkte und die Ausmalungen der Theoretiker waren, in einem Punkt trafen doch viele zusammen, nämlich in dem Gedanken, daß die Monarchie die ideale Regierungsform sei. Dies Erwachen des *monarchischen Gedankens* in der ersten Hälfte des IV. Jahrhunderts gehört auch zu jenen Momenten, die den Erfolgen Philipps und Alexanders bei den Griechen die Wege geebnet haben. Letzten Endes geht dieser Gedanke auf den Individualismus des V. Jahrhunderts zurück. Praktisch wurde er nicht nur durch den Niedergang der Polis gefördert, sondern auch dadurch, daß an der Peripherie der griechischen Welt starke Herrscher erstanden, die als Verteidiger oder Förderer des Griechentums sich bewährten, wie Dionys I. von Syrakus, der das Westhellenentum gegen die Karthager schützte, oder Jason von Pherae, der gewaltige Herr Thessaliens, auf den viele Hoffnungen gesetzt wurden, oder auch Euagoras von Cypern. Der erste, der unter den Theoretikern auf die monarchische Lösung kam, war der schon genannte Kyniker Antisthenes. Es war eine Folgerung seiner kosmopolitischen Anschauungen, daß er für diese Weltgemeinschaft der Menschen die ideale Spitze in dem *einen* kynischen vollkommenen Weisen sah. Wie man damals gern Forderungen für die Zukunft in die Vergangenheit projizierte, um sie zu begründen, so stellte er als mythisches Vorbild den Herakles hin, der einst durch seine unablässigen Dienste ein Wohltäter der Menschen gewesen war, und aus der irdischen Geschichte wählte er den großen Kyros, den Begründer des Achämenidenreiches aus und stellte ihn dar, so wie ihn die persische Legende kannte, als den Idealmonarchen, der wie ein Vater für seine Landeskinde oder wie ein Hirt für seine Herde sorgte. Denselben Kyros hat dann auch Xenophon

Dionys I

Jason

Euagoras

Cyprus!

(Xenophon)

in seiner Kyropädie dem künftigen griechischen Eroberer Asiens als das Ideal des Weltherrschers hingestellt, wobei die Monarchie als die gerechteste Regierungsform dargestellt wurde, weil sie allein — im Gegensatz zu der öden mechanischen Gleichmacherei der Demokratien — die Einzelleistungen nach dem Grundsatz „Suum cuique“ zu würdigen verstehe. Plato hat in seinem Politikos in der absoluten Monarchie des Weisen ein Ideal gesehen, das sich zwar nicht leicht verwirklichen lasse, aber schließlich hat er in seinem Gesetzesstaat dem durch die Gesetze gebundenen, also konstitutionell regierenden Monarchen den Vorzug gegeben, und wie stark er sich auch praktisch für die Monarchie interessiert hat, zeigen seine eifrigen, wenn auch ergebnislosen Bemühungen um die Veredelung der Herrschaft von Syrakus, die ihn zu mehrmaligen Reisen dorthin veranlaßte. In höheren Jahren ist auch Isokrates, der große Publizist, in die Reihe derer eingetreten, die in dem monarchischen Gedanken die Rettung aus dem Elend der Gegenwart sahen. In seinen Schriften an den kyprischen Fürsten Nikokles (aus den 70er Jahren des IV. Jahrhunderts) ist er mit größter Offenheit für die Vorzüge der Monarchie eingetreten, doch hielt er daran fest, daß die Griechen selbst einen „König“ nicht vertragen könnten. Gerade dieser monarchische Gedanke ist es gewesen, der ihn schließlich dem Philipp zugeführt hat.

Isocrates

κυπριν
νικολος

Auch in diesen politisch so trüben Zeiten des IV. Jahrhunderts hat die *griechische Kultur* in Fortführung der hohen Traditionen des V. Jahrhunderts in voller Blüte gestanden und hat auf geistigem wie auf künstlerischem Gebiet Wunderwerke geschaffen, die Ewigkeitswerte besitzen. Im besonderen hat Athen trotz des politischen Zusammenbruchs am Ende des peloponnesischen Krieges die führende zentrale Stellung, die es im V. Jahrhundert allmählich an Stelle Ioniens sich errungen hatte, auch jetzt sich gewahrt. Wenn die attische Kultur einen panhellenischen Charakter bekommen hat, so hat dazu neben ihrer besonderen Qualität das attische Reich des V. Jahrhunderts trotz seiner kurzen Dauer nicht am wenigsten beigetragen. Damals hatte sich von Athen aus, als dem Haupt des Reiches über Hunderte von Städten, die zu ihm gehörten, in Hellas wie auf den Inseln und Küsten des Ägäischen Meeres ein breiter Strom attischer Kultur ergossen: attisches Recht und attische Institutionen, attische Sprache und Sitte hatten sich

überwinkt van de Attische cultuur: Isocrates' Panegyricus
und nicht barbarer. Die attische Kultur als Grafs beschreiben!!

weithin, namentlich auch in Ionien, ausgebreitet. Aber nicht nur auf das Reich hatte sich sein Einfluß beschränkt. Wie Athen mit seinem Piräushafen das wirtschaftliche Zentrum für die Griechenwelt, nicht nur für die Bündner geworden war, so hatte es auch als Kulturzentrum die auswärtigen prominenten Geister und Künstler magnetisch angezogen. Hat doch auch die Sophistik ihren Mittelpunkt in Athen gefunden und in attischer Sprache gewirkt, ja am Ausbau der attischen Kunstprosa mitgewirkt, wiewohl kaum einer der Sophisten ein geborener Athener gewesen ist. Alle diese Einflüsse hatten schon zu tief gewirkt, als daß sie durch den Zusammenbruch des Reiches hätten aufgehoben werden können. So konnte Isokrates, der Meister der neuen Redekunst, in seinem „Panegyrikos“ im Jahre 380 die stolzen Worte aussprechen, daß seine Vaterstadt Athen im Denken und Reden, d. h. in Philosophie und Rhetorik, die anderen Menschen so weit hinter sich gelassen habe, daß ihre Schüler die Lehrer der anderen geworden seien, und bewirkt habe, daß der Name „Hellene“ nicht mehr eine Bezeichnung der Abkunft, sondern der Denkart sei, und Hellenen eher die genannt würden, die an der attischen Bildung, als die, die an der gemeinsamen (griechischen) Abstammung teilhätten. Das bedeutet, daß Isokrates den wahren Hellenen nur in dem attisch gebildeten Griechen sieht, indem er für die Hellenen das kulturelle Moment statt des völkischen in den Vordergrund stellt — also eine Verengerung des Hellenenbegriffs vornimmt —, nicht aber, wie meist angenommen wird, daß er etwa auch attisch gebildete Barbaren für Hellenen erklärte. Dieser letztere Gedanke, der den Rassegegensatz von Hellenen und Barbaren in einen Kulturgegensatz umwandelt, hat ihm bei seinem Haß gegen den persischen Erbfeind, dem er in derselben Schrift scharfen Ausdruck gibt, völlig fernegelegen und ist tatsächlich auch erst nach Alexanders Weltreich in hellenistischer Zeit zum Durchbruch gekommen.

Und doch gab es damals, als Isokrates dies schrieb, schon genug Barbaren, die von griechischer Kultur mehr oder weniger beeinflußt waren, und gerade in den nächsten Dezennien ist diese Kultur immer mehr, an einzelnen Stellen recht intensiv, in nicht griechische Gebiete eingedrungen. So weit diese Erscheinung in einer inneren Expansionskraft und einem Expansionsbedürfnis der griechischen Kultur wurzelte, ist sie zum Verständnis von Alexanders Werk

von größtem Interesse, insofern er diesem Drängen nach außen ungeahnte Betätigungsmöglichkeiten gegeben hat. Aber auch andere Gründe kamen dazu. Zum Teil waren es gerade die trostlosen politischen Verhältnisse des Mutterlandes, die viele Kräfte hinaustrieben, um in der Fremde ihr Glück zu suchen. Wir sprachen schon von den Massen, die hinübergingen übers Meer, um in Kleinasien oder Ägypten teils für, teils gegen den Großkönig Solddienste zu nehmen. So schwer ihr Verlust für das Mutterland war, diese vielen Tausende von Söldnern, die drüben durch Dezennien hindurch lebten, mußten bewußt oder unbewußt zur Verbreitung griechischer Sitte und griechischen Lebens im fremden Lande beitragen. Andererseits mußte das Zusammenleben von Griechen aus den verschiedensten Kantonen des Mutterlandes in den militärischen Verbänden schon jene Nivellierung der landschaftlichen Sonderheiten vorbereiten, die dann seit Alexander vollendet wurde. Aber nicht nur Söldner und auch Gewerbetreibende waren es, die die Not hinüber trieb, sondern auch Künstler, die in der verarmten Heimat keine Aufträge finden konnten. Zwar im Peloponnes, wo die Schule von Sikyon blühte, hören wir im Beginn dieser Periode von großen Werken, wie dem von Skopas erbauten, wegen seiner Größe und Schönheit berühmten Tempel der Athena Alea in Tegea, und von den schönen neuen Bauten im heiligen Bezirk von Epidauros. Athen war dagegen damals so verarmt, daß nur notwendige Nutzbauten in Frage kamen, und so sind es gerade vielfach attische Künstler, die uns im Ausland begegnen.

Diesem Angebot von Hellas aus kam nun der Wunsch mancher Satrapen und Dynasten Kleinasiens entgegen, ihre Stadt mit griechischer Kunst zu schmücken und auch griechische Dichter, Musiker und Redner an ihren Hof zu ziehen. Die Voraussetzung für diese Erscheinung, in der man mit Recht wieder einen „Vorläufer des Hellenismus“ gesehen hat, liegt einmal in dem Umstande, daß schon seit Jahrhunderten, namentlich von Ionien aus, in Lydien, Karien und Lykien und dann auch anderen Küstenländern griechische Kultur tief eingedrungen war, dann aber auch in dem Ehrgeiz dieser selbstbewußten Dynasten. Als der gewaltigste ragt unter ihnen Maussollos von Karien hervor. Er hat seine durch Synoikismos erweiterte Residenz Halikarnaß durch griechische Künstler mit prächtigen Palastanlagen und Tempeln schmücken lassen. Ein Ver-

ehrer griechischer Kultur, machte er seinen Hof durch Berufung griechischer Künstler und Dichter zu einem Musenhof. Als er 352 starb, veranstaltete seine Witwe Artemisia zu seiner Leichenfeier einen Wettkampf griechischer Dichter und Rhetoren und ließ den Bau des vielleicht schon von ihm selbst geplanten riesigen Grabmals beginnen, das unter dem Namen „Maussolleion“ zu den sieben Weltwundern gezählt wurde, nach dem, wie schon in der späteren Antike, so auch heute noch große Grabanlagen genannt zu werden pflegen. Von den ersten Künstlern der Griechenwelt ist dieser Wunderbau geschaffen worden, die Architektur von Pytheos und Satyros, der herrliche Skulpturenschmuck von Skopas und Leochares, Timotheos und Bryaxis. Ein anderes Beispiel griechischer Kunst im Osten aus jener Zeit bieten uns die wundervollen marmornen Sarkophage, die attische Künstler für die Könige von Sidon des IV. Jahrhunderts geschaffen haben. Am innerlichsten aber wurde dort drüben die griechische Kultur wohl von dem kleinen persischen Vasallenfürsten Hermias von Atarneus (in der Troas) gepflegt, der dort mit den Platonikern Erastos und Koriskos intimen Verkehr pflegte und ihnen seine Stadt Assos zum Dank überwies. In diese ist Aristoteles nach dem Tode des Plato übersiedelt und hier hat er forschend und lehrend in enger Freundschaft mit Hermias drei wichtige Jahre seines Lebens verbracht.

Während wir so die Anfänge einer stillen friedlichen Durchdringung des Auslandes mit griechischer Kultur — wie übrigens auch im Westen, in Italien und Karthago — beobachten können, ist in dieser selben Periode andererseits auch der Gedanke eines *Nationalkrieges der vereinigten Griechen gegen Persien* aufgetaucht und lebhaft propagiert worden. Diese panhellenische Idee, wie wir den Kern dieser Bewegung zu nennen pflegen, ist für das Verständnis von Philipp und Alexander von grundlegender Bedeutung, denn sie sind es gewesen, die schließlich diesen Gedanken, im Interesse ihrer Politik, aufgenommen und in ihrer Weise zur Verwirklichung gebracht haben. In dieser Idee erwachte zu neuer Kraft der alte Gedanke des Gegensatzes von Hellenen und Barbaren, der erst durch die großen Perserkriege zum Ausdruck jenes starken selbstbewußten Nationalgefühls geworden war, das zu dem unerhörten Aufschwung der Nation im V. Jahrhundert viel beigetragen hatte. Dieser Gegensatz mußte in den Männern, die aus den ständigen Bruder-

*National
krieg
Lige
Persien*

kriegen der Griechen einen Ausgang suchten, von neuem lebendig werden, nachdem Persien, wie erwähnt, seit 412 wiederum in die Geschichte Griechenlands eingegriffen hatte. Sie ließen sich auch dadurch nicht beirren, daß die Sophistik inzwischen vom Naturrecht ausgehend die Gleichheit aller Menschen, auch der Hellenen und Barbaren, verkündet hatte. Es war die Not der Zeit, die zu jener panhellenischen Idee trieb. Der erste, der sie öffentlich predigte, war der redegewaltige *Gorgias*, der die zu den Festspielen zu Olympia versammelten Griechen — wir wissen leider nicht sicher, in welchem Jahre — zur Eintracht (*Homonoia*) und zum Kampf gegen Persien ermahnte und sie aufforderte, sich nicht Griechenstädte, sondern das Barbarenland zum Kampfpfeis zu erwählen. Es war also ein Eroberungskrieg gegen Persien, der hier verlangt wurde, dem aber die Herstellung der Eintracht unter den Griechen notwendig vorausgehen mußte. Das panhellenische Programm des *Gorgias* ist dann mehrfach von Rhetoren behandelt worden, was darauf schließen läßt, daß es Interesse im Publikum erweckt hat. Aber zu historischer Bedeutung ist es erst durch *Isokrates*, den Schüler des *Gorgias*, erhoben worden, dessen außerordentliche Bedeutung als Publizist erst die neuere Forschung erkannt hat, während seine Redekunst nie bestritten war. Es war im Jahre 380, sechs Jahre nach dem Königsfrieden, daß er mit seinem „Panegyrikos“, diesem Meisterwerk epideiktischer Beredsamkeit, hervortrat. Formell nach dem Muster des *Gorgias* eine Festrede für die Versammlung in Olympia, war es in Wirklichkeit eine Broschüre, die in ganz Griechenland verbreitet und gelesen wurde und ihm den Ruhm des ersten Publizisten seiner Zeit eingebracht hat. Ausgehend von dem panhellenischen Programm, der Versöhnung der Griechen zum Zweck eines gemeinsamen Nationalkrieges gegen Persien, beantwortete er die von seinen Vorgängern noch nicht behandelte Frage, wer denn der Führer dieses Heerzuges sein solle, mit der Doppelantwort, Athen und Sparta, die sich hierzu zunächst versöhnen mußten. Aber durch eine breite Ausmalung der großen Verdienste, die Athen einst um Hellas sich erworben habe, suchte er dann zu zeigen, daß Athen doch den höheren Anspruch auf die alleinige Führung habe. Freilich müsse Athen zuvor wieder seemächtig werden, zu welchem Zweck er sehr geschickt den Gedanken an einen neuen attischen Seebund lancierte. Den

Gorgias

Isokrates

Isokrates hat in dem Griechenland weil sich die Völkervereinigung erreichen
kann können

Die panhellenische Idee — Isokrates

Nationalkrieg aber, der für ihn ebenso wie für Gorgias ein Eroberungskrieg war, begründete er einmal durch die materiellen Folgen des Sieges, der den Reichtum Asiens nach Griechenland überführen und die Armut Griechenlands, die Wurzel aller inneren Streitigkeiten, durch reichen Landerwerb in Asien beseitigen werde, dann aber auch vom Standpunkt der nationalen Ehre aus durch die Forderung, den schmachvollen Königsfrieden zu zerreißen und die Griechen Kleinasiens zu befreien. Das letzte Ziel des Krieges aber war für ihn, daß durch die gemeinsamen Gefahren und Gewinne ein *dauerhafter* Friede unter den Griechen erreicht würde.

Während seine Propaganda für Athens neue Seemacht einen glänzenden Erfolg gehabt hat, insofern drei Jahre später tatsächlich, und ganz gewiß nicht ohne seine Beeinflussung der öffentlichen Meinung, die Begründung des zweiten attischen Seebundes erfolgt ist, erwies sich dagegen der allerdings auch nur schwach von ihm vertretene Gedanke einer Aussöhnung von Athen und Sparta und einer Teilung des Kommandos zu Wasser und zu Lande als eine Utopie. Daß Sparta gar den Athenern allein den Oberbefehl zedieren würde, war vielleicht noch undenkbarer. Isokrates hat denn auch bald, je schärfer die Gegensätze der führenden Großstaaten Griechenlands in der nächsten Zeit hervortraten, einsehen müssen, daß Hellas von sich aus zum inneren Frieden und damit zur Vorbedingung für den allgemeinen Nationalkrieg niemals kommen werde. Der Partikularismus, vertreten in der freien und autonomen Polis als dem höchsten politischen Ideal, steckte den Griechen zu tief in den Knochen. So wandte auch er sich, wie wir sahen, wie mancher andere dem monarchischen Gedanken zu und ließ seine Augen an der Peripherie des Griechentums nach einem starken Manne ausschauen, der, nicht gebunden an die Gesetze und Verfassungen einer Polis, die Macht und die Neigung hätte, die panhellenische Idee zu verwirklichen. So hat er sein Programm mehreren Machthabern nacheinander vorgeschlagen, wie dem Jason von Pherae, dem gewaltigen Einiger Thessaliens, dem man den Gedanken eines Perserkrieges zuschrieb, und dann Dionys I., dem großen Herrscher im Westen. Doch jener wurde bald danach ermordet (370), und dieser, dem solche Pläne sehr fernliegen mußten, ist bald darauf gestorben (367). Aber Isokrates verstand zu warten. Trotz aller Enttäuschungen, die er erlitt, trotz seiner Ab-

346 Rede v. Philokrates
Isokrates' Philippus.

I. Die griechische Welt im IV. Jahrhundert

sage an die attische Seeherrschaft in seiner Friedensrede vom Jahre 355, zu der ihn der unglückliche Ausgang des Bundesgenossenkrieges führte, hat er an der panhellenischen Idee doch zäh festgehalten. Inzwischen erlebte er den machtvollen Aufschwung, den Makedonien unter König Philipp nahm, und sah hier im Norden eine gewaltige Großmacht entstehen. Als dann im Jahre 346 Athen mit diesem Philipp nach langjährigem Krieg auf Grund des status quo den philokrateischen Frieden schloß, da griff der damals 90jährige Greis in hoher Freude über die endliche Herstellung des Friedens zur Feder und unterbreitete in seinem „Philippus“, einem offenen Sendschreiben an den König, diesem sein panhellenisches Programm mit der Aufforderung, die Griechen miteinander zu versöhnen und sie gegen den Erbfeind, Persien, zu führen. Wer war dieser Philipp, daß Isokrates von ihm die Erfüllung seiner Wünsche erhoffen konnte?

*Wenig linguistische gegevens
archäol. unters. pas begonnen.*

ZWEITES KAPITEL

Philipp II. von Makedonien

DIE Anfänge der makedonischen Geschichte liegen für uns in völligem Dunkel. Heiß umstritten ist das ethnologische Problem, ob wir in den Makedonen Griechen zu sehen haben oder nicht. Die linguistische Forschung verfügt über ein äußerst geringes Material von makedonischen Wörtern, und die archäologische Erforschung Makedoniens steht noch in ihren Anfängen. Und doch dringt unter Heranziehung auch der staatlichen Einrichtungen, der Religion und Sitten immer mehr die Erkenntnis durch, daß die Makedonen ein griechischer und zwar den Doriern verwandter Stamm waren. Freilich haben sie dort, im hohen Norden zurückgeblieben, an dem kulturellen Fortschritt der weiter nach Süden gezogenen Griechenstämme nicht teilnehmen können und erschienen daher, als sie zur Zeit der Perserkriege in den Gesichtskreis der anderen Griechen traten, diesen als Nichtgriechen, als Barbaren. Als Alexander I. von Makedonien, der wiewohl ein Vasall des Xerxes, im Perserkriege viele Beweise seiner Sympathie für die Griechen gegeben hatte, an den olympischen Spielen teilnehmen wollte, zu denen nur Hellenen Zutritt hatten, hat man ihn zunächst als Barbaren zurückgewiesen, und erst als er in kühner Fiktion den Stammbaum seines Hauses, der Argeaden, auf den Herakliden Temenos von Argos zurückführte, hat man ihn zu den Spielen zugelassen. Seitdem galten die Könige Makedoniens den Griechen als Hellenen, im besonderen als Herakliden, aber in dem Volk sahen sie nach wie vor Barbaren — sogar auch noch Isokrates in seinem „Philippos“, wiewohl inzwischen manche Könige für die Einführung der griechischen Kultur für ihr Land viel getan hatten. Diese Tatsache, daß noch zu Philipps Zeiten die Griechen in den Make-

*Alex. I.
v. Makedonien
d. Ol.
Spiele*

Per slot is de vraag: hoe verleden de Grieken hiet?

II. Philipp II. von Makedonien

donen ein nichtgriechisches, fremdes Volk gesehen haben, ist zum Verständnis seiner wie auch Alexanders Geschichte, im besonderen der Widerstände und Hemmungen, die ihnen von griechischer Seite entgegentraten, von fundamentaler Bedeutung, viel wichtiger als unsere moderne Einsicht, daß Griechen und Makedonen Brüder waren, denn dies war beiden Völkern gleich unbekannt und konnte daher politisch nicht wirken.

Der barbarische Eindruck, den die Makedonen auf die Griechen machten, erklärt sich, abgesehen von den Wirkungen ihrer örtlichen Abtrennung, auch durch die engen Beziehungen, in denen sie Jahrhunderte hindurch zu ihren barbarischen Nachbarn, den Illyriern (den Vorfahren der heutigen Albanesen) im Westen und den Thrakern im Osten gestanden haben. Ja, das Tiefland selbst, Nieder-makedonien, nördlich vom Olymp am Unterlauf des Haliakmon und des Axios, in das sie einst vom Bermion aus dem Gebirgsland Obermakedoniens nach Osten vorstoßend eingedrungen waren, war damals im Besitz von Illyriern und weiterhin nach Osten von Thrakern gewesen, so daß sie es erst im Kampf mit diesen nach und nach erobert hatten. Dafür zeugen uns u. a. die Namen ihrer beiden Königsstädte Aigai und Pella, die nur makedonische Übersetzungen sind von den ursprünglichen illyrischen Namen Edessa (Wasserstadt) und Bunomos. Mögen auch die meisten der alten Bewohner vertrieben sein, so blieben doch gewiß, wie es zu gehen pflegt, auch manche zurück, die sich mit der Zeit, zum mindesten kulturell, mit den unteren Schichten der Eroberer mischten — ähnlich wie es die nach Süden gezogenen Griechenstämme mit der dort vorgefundenen anatolischen Urbevölkerung erlebt haben. So lassen sich manche illyrische und thrakische Einflüsse auf Sprache und Sitten der Makedonen erkennen. Aber das sind doch nur Einzelheiten, die vor dem griechischen Charakter des makedonischen Volkstums durchaus zurücktreten. Sind doch z. B. die Namen der echten vollbürtigen Makedonen, im besonderen der Fürsten und Adligen, ihrer Bildung und ihren Lauten nach rein griechisch.

Griechisch und zwar urgriechisch sind vor allem aber die Grundzüge ihrer staatlichen Einrichtungen. Hier hat sich noch bis auf Philipp und Alexander das alte patriarchalische Volks- und Heerkönigtum erhalten, wie es einst bei allen Griechenstämmen bestanden hatte, ehe es unter dem zersetzenden Einfluß der Poleis den

aristokratischen Regierungsformen hatte weichen müssen. Daß der fortschrittliche Polisgedanke in Makedonien nicht eingedrungen war, ist eines der Momente, die das zähe Fortbestehen des alten Königtums erklären. Dazu kommt, daß die Macht des Königs, der der oberste Feldherr, Richter und Priester war, dadurch temperiert war, daß die alte griechische Wehrgemeinde, für die der König der princeps inter pares war, wie sie einst in uralten Zeiten bei allen Griechen bestanden hatte, sich hier bis auf Alexanders Zeit und darüber hinaus in der mit bestimmten Privilegien ausgestatteten Heeresversammlung erhalten hat. Diese Heeresversammlung hatte das Recht und die Pflicht, wenn auch gebunden an das Erbrecht des Hauses der Argeaden, den neuen König zu küren resp. durch Akklamation zu bestätigen. Nur wen die Heeresversammlung anerkannt hatte, galt als legitimer König. Ein weiteres Recht dieser Heeresversammlung war, daß Hochverratsprozesse vor ihr zu führen waren. Ihr stand der Urteilsspruch wie die Exekution zu. Im übrigen war der König der Vertreter des Rechtes, an den die Untertanen in patriarchalischer Weise sich mit ihren Anliegen in persönlicher Audienz wendeten.

Doch die Argeaden waren nicht von Hause aus die Herren des gesamten makedonischen Volkes. Ursprünglich hatten die obermakedonischen Stämme, die wie die Lynkestes, Orestes und Elimioten im Gebirgsland sitzengeblieben waren, ihre eigenen Fürsten oder Könige gehabt. Es hat langwieriger Kämpfe bedurft, um auch sie dem makedonischen Staate ganz einzuverleiben. Erst unter Philipp ist wohl die Meditاسierung dieser Fürstentümer abgeschlossen und so der makedonische Einheitsstaat hergestellt worden.

Das Heer bestand ursprünglich aus dem grundansässigen Adel, der seinem Fürsten oder König im Reiterdienst zur Heeresfolge verpflichtet war. Ihr persönliches Verhältnis zum König fand seinen Ausdruck in der patriarchalischen Bezeichnung als „Hetairoi“, die Gefolgsleute des Königs, eine Bezeichnung, die uns wiederum altgriechische Verhältnisse vor Augen führt: heißen doch auch die 2500 Myrmidonen des Achilleus bei Homer seine „Hetairoi“. Als dann der König sich aus mehreren dieser Hetären einen Staatsrat bildete, hießen die Mitglieder „die Hetären der königlichen Umgebung“. Aber nicht dies ist der Ursprung des Hetärentitels, wie man neuerdings gemeint hat, sondern der alte homerische Ehren-

titel hat sich hier durch die Jahrhunderte für die adlige Gefolgschaft des Königs erhalten. Bezeichnend für das Verhältnis des Königs zum Adel ist, daß der König Makedoniens sich im Kostüm vom Adel nicht unterschied. Er hatte keine besonderen königlichen Abzeichen. Die Purpurfarbe der Chlamys und der Kausia scheint auch dem Adel zugestanden zu haben. Neben dieser adligen Reiterei mögen die freien Bauern und Hirten gelegentlich in ungeordneten Haufen auch herangezogen sein, aber erst im IV. Jahrhundert scheinen sie zu einer ausgebildeten Infanterie organisiert zu sein, rekrutiert und formiert, wie die Reiter, nach den Landschaften, und erst hiernach wurde auch dem Fußvolk der Ehrentitel Hetairoi verliehen, in der Form „Pezhetairoi“, d. h. „Hetären zu Fuß“. Nach einer schwer zu deutenden Nachricht wäre dies schon unter Philipps älterem Bruder Alexander geschehen, doch vielleicht hat es sich erst durch die neue Heeresorganisation Philipps voll ausgewirkt. Jedenfalls bedeutete diese Einführung des Pezhetärentitels, daß nunmehr auch das Fußvolk in dasselbe persönliche Verhältnis zu seinem König trat wie die adlige Reiterei seit alten Zeiten, und man kann hierin ein kluges Entgegenkommen gegen die nichtadligen Volksteile sehen, durch das die Machtstellung des Königs in seinem Volke nur gesichert und gehoben werden konnte. Wahrscheinlich hat das Fußvolk erst seit der Übertragung des Pezhetärentitels an der Heeresversammlung und ihren Privilegien teilnehmen können.

So war hier die Monarchie durch Verleihung von Rechten und Freiheiten an das Volk fest gegründet. Wenn es auch mit dem stolzen Adel gelegentlich zu Reibungen kam, im ganzen hielten die Makedonen treu zu ihrem König und erwiesen ihm die gebührende Ehrfurcht. So war es Sitte, daß der Soldat, der zu seinem König sprach, den Helm vom Kopf nahm, während andererseits der König sich kameradschaftlich zu seinen Offizieren stellte. Die Makedonen waren ein kerngesundes Volk, das nicht durch griechischen Sport, sondern wie die Römer im Kriegsdienst körperlich ausgebildet wurde. Aber mit vielem Guten hatten sie auch manche rohere Sitten, wie das gewaltige Zechen, aus der Frühzeit beibehalten, wodurch sie bei den Griechen um so mehr den Eindruck von Barbaren machten. Doch die Abneigung war eine gegenseitige, denn die Makedonen waren zu einem stolzen Herrenvolk herangewachsen, das mit stark entwickeltem Nationalgefühl geringschätzig auf die

Hellenen herablickte. *Auch dies ist zum Verständnis der späteren Geschichte sehr wichtig!*

Dem weiteren Vorschieben der Ostgrenze des makedonischen Staates, die unter dem oben genannten Alexander I. bis an den Strymon (h. Struma) vorgerückt war, war die glänzende Entwicklung Athens an der Spitze des attisch-delischen Seebundes dadurch hindernd in den Weg getreten, daß es sich an den Nordküsten des Ägäischen Meeres und so auch an der makedonischen Küste festsetzte, auch die Städte der chalkidischen Halbinsel sich abhängig machte und schließlich unweit der Strymonmündung die Kolonie Amphipolis begründete, die bald zu großer Bedeutung aufblühte. Als dann durch die furchtbare Katastrophe in Sizilien (413) Athens Großmachtstellung zusammenbrach, und wie andere Staaten auch Makedonien dadurch Luft bekam, hat König Archelaos, der damals den Thron bestieg, die Situation genutzt, um durch Anlage von Befestigungen und Heerstraßen und gründliche Reorganisation des Heerwesens, im besonderen bessere Ausrüstung der Reiterei, seinem Staate eine erhöhte militärische und politische Bedeutung zu geben. Nach Thukydides' Urteil hat er darin mehr als seine acht Vorgänger zusammen geleistet. Sein Eingreifen in die Adelskämpfe Thessaliens legte Zeugnis für die erhöhte Schlagkraft Makedoniens ab. Derselbe Archelaos hat aber auch das große Verdienst, daß er noch viel gründlicher, als es Alexander I., der Philhellene, versucht hatte, sich bemüht hat, griechische Kultur in sein Land einzuführen. An seinem Hof in der neuen Residenz Pella wußte er ein reiches geistiges Leben zu entwickeln, indem er die berühmtesten Dichter und Künstler seiner Zeit einlud. So hat Euripides die letzten Jahre seines Lebens bei ihm verbracht und hat hier die „Bacchen“ und zur Ehrung seines königlichen Gönners den „Archelaos“ gedichtet. Auch der damals hochgefeierte Musiker und Dichter Timotheos gehörte zu seinen Gästen, und seinen Palast in Pella ließ er von Zeuxis mit Gemälden schmücken. Auch hat er in Dion am Fuß des Olymp in Pieria, wo ein alter Musenkult zu Hause war, szenische Wettkämpfe zu Ehren des olympischen Zeus und der Musen gestiftet. Wie die makedonischen Adligen sich zu diesen Kulturbestrebungen ihres Königs, die uns an die Diadochenhöfe der späteren Zeit denken lassen, gestellt haben, hören wir nicht. Möglich, daß sie anfangs nicht leicht dafür zu ge-

Mac-
onw.
dov
Dareubw
Leyphowd

Amphipolis

Archelaos

Euripides

Timotheos

Zeuxis

winnen waren. Aber die weitere Geschichte zeigt, daß diese Saat nicht umsonst ausgestreut worden ist.

Weniger dauerhaft war die von Archelaos gewonnene äußere Machtstellung, denn mit seiner Ermordung (399) brach eine unheilvolle Periode von vier Dezennien an, in der durch schwere innere und äußere Kämpfe, durch Thronprätendenten und durch Einfälle der illyrischen und thrakischen Nachbarn, der makedonische Staat so geschwächt wurde, daß er schließlich in Abhängigkeit von den jeweilig vorherrschenden Mächten Griechenlands geriet und den Illyriern unter Amyntas sogar tributpflichtig wurde. Die ganze Existenz des Staates stand auf dem Spiel, als 359 König Perdikkas, der Sohn des Amyntas, in einer gewaltigen Schlacht von den Illyriern besiegt wurde und mit 4000 Makedonen auf dem Schlachtfelde blieb. Von allen Seiten stürmten die Feinde ins Land, und nicht weniger als drei von ausländischen Mächten unterstützte Prätendenten erhoben sich gegen Philipp, den jüngsten Bruder des Perdikkas, der als Vormund seines unmündigen Neffen Amyntas, des Sohnes des Perdikkas, die Zügel der Regierung ergriff. In diesem gefährlichsten Moment der makedonischen Geschichte hat Philipp, damals 24jährig, mit einer so erstaunlichen Energie und Geschicklichkeit, durch glänzende Waffentaten wie durch feinste, verschlagenste diplomatische Künste, in kurzer Zeit die sämtlichen äußeren und inneren Gefahren zu beseitigen verstanden, daß die makedonische Heeresversammlung ihn bald als König akklamierte.

Es ist schon der ganze Philipp, der in diesem ersten Jahre seiner Regierung vor uns steht. Dieselben außerordentlichen Fähigkeiten als Feldherr, Staatsmann und Diplomat, die diese wunderbar schnelle und durchgreifende Rettung des Staates ermöglicht haben, erklären uns auch den unerhörten Erfolg seiner Lebensarbeit. Und doch ist die Größe dieses Mannes bis ins 19. Jahrhundert hinein verkannt worden. Es war nicht nur der Glanz der Taten seines Sohnes Alexander, der seinen Ruhm verdunkelt hat. Für sein Andenken war vor allem verhängnisvoll, daß der größte Redner, den Griechenland hervorgebracht hat, Demosthenes, sein politischer Gegenspieler geworden war, der ihn in seinen unvergleichlichen Reden mit Leidenschaft verfolgt und skrupellos im Interesse seiner Politik den Athenern ein von Haß verzerrtes Bild von Philipp, dem „Barbaren“, entworfen hat. Namentlich in der klassi-

Amyntas
1
Perdikkas
1
Philippus
(jüngste
Brüder v.
Perd.)
erster König
v. makedonien

Zug
Belastung
Miskand

zistischen Zeit hat man, geblendet von den schönen Perioden des Demosthenes, dies alles für bare Münze genommen und hat das Lebenswerk Philipps einseitig vom athenischen Standpunkt, ja von dem des Demosthenes aus, beurteilt. Dazu kamen Einflüsse der politischen Zeitströmungen, wie bei Barthold Georg Niebuhr, der den Philipp, in dem er bei seiner lebendigen Auffassung der Geschichte ein Gegenstück zu Napoleon sah, leidenschaftlich gehaßt hat. So hat er vor Austerlitz die erste Philippische Rede des Demosthenes verdeutscht herausgegeben, um politisch, wie sein beigegebenes Motto zeigte, gegen den Gallus rebellis zu wirken. Die historische Forschung mußte sich erst freimachen von dem athenisch-demosthenischen Standpunkt, um zu einem gerechten Urteil über Philipp zu kommen. Erst die neuere Forschung hat sich nach dem Vorgang J. G. Droysens immer mehr auf den allein richtigen Standpunkt gestellt, daß der Makedonenkönig Philipp nur nach dem Maßstab der *makedonischen* Interessen beurteilt werden darf.

Tun wir dies, so steht Philipp als einer der ganz großen Herrscher der Weltgeschichte vor uns, nicht etwa nur, weil er für die Taten seines noch größeren Sohnes Alexander die Fundamente gelegt hat, auf denen dieser dann, seinem eigenen Genius folgend, eine neue Welt aufgebaut hat, sondern auch, wenn wir ihn selbst und seine Ziele und Taten an sich betrachten. Es kann hier nicht im einzelnen dargelegt werden, wie er von dem noch kleinen Makedonien aus, das er vorfand, nach allen vier Himmelsrichtungen Schritt für Schritt vorgedrungen ist, wie er nach Westen hin gegen die Illyrier kämpft und auch auf Epirus Einfluß gewinnt, wie er nach Osten hin immer wieder gegen die Thraker kämpft, nach Norden hin auf die Donau zu vordringt, nach Süden hin das für die Entwicklung Makedoniens so notwendige Küstengebiet und die chalkidische Halbinsel erkämpft, Thessalien gewinnt und immer tiefer in die hellenischen Verhältnisse eindringt. Alle diese Unternehmungen, die ihn in buntem Wechsel bald hier, bald dort tätig zeigen, sind doch nur Ausstrahlungen eines großen Gedankens, der ihn wohl schon früh, vielleicht von vornherein, beherrscht hat, nämlich sein Makedonenvolk zum Herrn der ganzen Balkanhalbinsel zu machen. Geadelt wurde dieses imperialistische Programm durch seine Kulturpolitik, die darauf zielte, durch weitere Einführung der griechischen Kultur Makedonien zu einem wahren Kulturstaat

zu machen. Erst hierdurch erhält sein stürmischer Imperialismus ein tieferes Ethos. Dem Beispiel des Archelaos war inzwischen auch Perdikkas gefolgt, der mit dem Platoniker Euphraios an seinem Hof verkehrt und Geometrie und Philosophie von ihm gelernt hatte. So hat auch Philipp viele prominente Griechen an seinen Hof gezogen, hat den wunderbar glücklichen Griff getan, den Aristoteles zum Erzieher des Thronfolgers zu berufen und hat den für die Anpassung an die hellenische Kultur außerordentlich wichtigen Schritt getan, daß er die attische Sprache in seine königliche Kanzlei eingeführt hat, und wie in der Verwaltung hat er auch bei der Ausbildung seines Heerwesens griechische Vorbilder verwendet. Sind uns auch nur einzelne Züge dieser Bestrebungen überliefert, weisen sie doch deutlich auf das große Ziel hin, sein Land immer stärker zu hellenisieren.

Diese Kulturpolitik mußte zur Folge haben, daß, wenn es in Philipps Plänen lag, nicht nur den Balkanrumpf, sondern auch *Hellas* zu beherrschen, er die Griechen nicht wie Illyrier und Thraker seinem makedonischen Reiche einverleiben konnte, sondern daß er nach irgendwelchen schonenden Formen des Anschlusses suchen mußte, die für die Griechen erträgliche Verhältnisse brächten. Philipp wird sich aber auch gewiß darüber klar gewesen sein, daß eine Beherrschung Griechenlands ihn notwendig mit dem Perserreich in Konflikt bringen mußte, denn nach dem Königsfrieden war es der Großkönig, dem eine Oberkontrolle und Suprematie über *Hellas* zustand. Andererseits mußte es ihm, wenn er Thrakien und damit die Nordküsten der Propontis und des Bosporos gewinnen wollte, erwünscht, ja notwendig erscheinen, zur Sicherung dieser wichtigen Wasserstraße sein Reich nach der kleinasiatischen Seite hinüber auszudehnen und zu arrondieren, und auch dies konnte ohne Kampf mit Persien nicht erreicht werden. So sei hier im Hinblick auf Isokrates' Angebot festgestellt, daß neben der nächsten Hauptaufgabe, den Balkanrumpf zu gewinnen, auch der Gedanke an eine Angliederung von *Hellas* und an einen Perserkrieg, wenn auch nur als letztes Ziel in weiter Ferne, ihn gewiß schon früh beschäftigt hat.

Daß Philipp, der Meister der Diplomatie, alle diese Gedanken und Zukunftspläne möglichst geheim in sich verschlossen hat, versteht sich von selbst. Aber wollte er sie ausführen, so brauchte er

Aristoteles

hooow
Anfuh
mit
Perser

ein schlagfertiges Heer. Wohl hat er sowohl bei Barbaren als auch namentlich bei den Griechen viel durch Bestechung erreicht, aber in der Hauptsache verdankt er seine Erfolge seinem guten Schwert. Seine Reorganisation des makedonischen Heeres ist eine geradezu geniale Leistung. Da er der Schöpfer des Heerwesens ist, das Alexander übernommen hat, muß hier darauf eingegangen werden.

Von großer Bedeutung wurde es, daß Philipp in seiner Jugend drei Jahre lang als Geisel in Theben gelebt und hier mit der Kriegführung des Epaminondas bekannt geworden war. Als er dann zur Regierung kam, hat er den zündenden neuen Gedanken des Epaminondas, die „schiefe Schlachtordnung“, übernommen und zum Ausgangspunkt seiner Reorganisation gemacht. Im Gegensatz zu den Parallelschlachten, wie sie bis dahin bei den Griechen üblich waren, hatte Epaminondas die Flügelschlacht geschaffen, indem er die Front in einen Offensivflügel und einen Defensivflügel teilte. Der erstere, der — übrigens in Anlehnung an eine schon vorher gelegentlich in Böotien geübte Sitte — ungewöhnlich tief aufgestellt und aus den besten Truppen gebildet war, hatte die Aufgabe, zu konzentriertem Angriff vorzugehen, durchzustößen und so die Entscheidung zu bringen, während der andere, der schwächere Flügel, langsam vorrückte und in hinhaltendem Gefecht sich in Defensive hielt, so daß im Zeitpunkt des Zusammenstoßes die Front der Schlachtlinie in der Tat eine schiefe war, wonach die Alten diese Aufstellung benannt haben. Epaminondas, der beide Flügel aus der schweren Infanterie bildete — seine Reiter dienten nur zur Deckung der Flanken —, hatte den linken Flügel zum Angriff bestimmt, während bei den Parallelschlachten bis dahin meist auf dem rechten Flügel von beiden Seiten die Entscheidung gesucht war, so daß sein Angriff mit dem linken um so überraschender wirken mußte. Diese Taktik, mit der Epaminondas bei Leuktra und Mantinea gesiegt hatte, hat nun Philipp übernommen, aber entsprechend dem andersartigen Bestand seines makedonischen Heeres sinngemäß umgeändert. Die Offensive überwies er seiner ausgezeichneten Hetairenreiterei und die Defensive der von ihm zu diesem Zweck erst geschaffenen Phalanx zu Fuß. Die Offensive hat er nicht an einen bestimmten Flügel gebunden, sondern hat die Reiterattacken bald auf dem rechten, bald auf dem linken Flügel (wie bei Chaeronea) vorstürmen lassen, wohl je nach den Besonderheiten des Gelän-

des oder der feindlichen Aufstellung. Zur Durchführung dieser Taktik mußte aber sein Heer gründlichst reorganisiert werden. Die Reitergeschwader, die er vorfand, hat er erst zu einer richtigen Kavallerie ausgebildet, indem er sie in Regimenten (Ilen) teilte, taktische Körper, die nach Landschaften rekrutiert wurden. Diese Hetären waren mit Helm, Panzer und Schwert bewaffnet und kämpften mit einer Stoßlanze aus Hartriegel. Da man Steigbügel noch nicht kannte, sondern auf Decke ritt, konnten sie nicht wie die Ritter des Mittelalters, die Lanze unter den Arm klemmend, die Wucht des Stoßes durch Gegenstemmen gegen die Steigbügel verstärken, sondern mußten sie aus freier Hand führen, wie das Mosaik der Alexanderschlacht es uns vor Augen führt. Noch tiefgreifender ist die Umformung der Fußtruppen. Ob und wie weit es überhaupt vor Philipp schon ein organisiertes Fußvolk gegeben hat, das man als Infanterie bezeichnen könnte, ist sehr strittig, wie oben bei Besprechung des Pezhetärentitels angedeutet wurde. Jedenfalls ist Philipp erst der Schöpfer der berühmten makedonischen *Phalanx* geworden. Im Hinblick auf die schiefe Schlachtordnung kam es ihm darauf an, eine für den Defensivflügel geeignete Fußtruppe zu schaffen. Von hier aus begreift man die eigenartige Ausrüstung und Verwendung der Phalangiten. Nach dem Vorbilde der vom Athener Iphikrates eingeführten leichtbewaffneten Peltasten, die mit langen Speeren und daher nur mit kleinerem rundem Schild (Pelte) ausgerüstet waren, gab Philipp seinen Phalangiten, außer dem Schwert, als Hauptwaffe noch viel längere und schwerere Speere, die Sarissen, und dazu außer der kleinen am Armring getragenen Pelte noch Helm, Beinschienen und wohl auch metallbeschlagene Lederkoller. So waren sie ein Mittelding zwischen den schweren Hopliten und den Peltasten, zum langsamen Vorrücken und zum Aushalten von Angriffen besser geeignet als zu schnellen Bewegungen, wiewohl sie im Notfalle auch diese ausführen konnten. In Regimenten (Taxen) dicht aufgestellt, hatten sie in der Schlacht im Defensivflügel die Aufgabe, der Attacke der Reiter im Schritt zu folgen und den Feind festzuhalten. Daneben hatte Philipp noch eine leichtbewaffnete Infanterie, die Hypaspisten, die in der Schlacht im Geschwindschritt oder auch im Lauf voreilend die Verbindung zwischen Reiterei und Phalanx herstellen konnten. Dies war der makedonische Kern seines Heeres, zu dem spä-

ter noch Hilfsvölker von Thrakern und anderen barbarischen Nachbarn hinzukamen.

Dadurch, daß Philipp zuerst alle Waffengattungen zu einer Taktik der verbundenen Waffen organisch verband, nimmt er eine hervorragende Stellung in der Geschichte der Kriegskunst ein. Aber auch für die *Strategie* bedeutet er einen Wendepunkt, denn er zuerst — wenn man nicht schon dem Epaminondas diese Absicht zuschreiben darf — hat mit vollem Bewußtsein die auf die völlige Vernichtung des Feindes ausgehende *Niederwerfungsstrategie* durchgeführt, wie man sie nach dem klassischen Buch unseres Generals v. Clausewitz („Vom Kriege“) zu nennen pflegt. Während von den Griechen früher die Schlachten mehr wie Agone aufgefaßt wurden, deren Sieger der war, der das Schlachtfeld behauptete und die Trophäen errichtete, indes der Besiegte abzog, setzte sich Philipp nach errungenem Siege an die Spitze seiner Kavallerie und verfolgte den fliehenden Feind bis zum letzten Hauch von Mann und Roß. Was das für eine wilde Jagd war, zeigt uns ein erst neuerdings bekannt gewordener Bericht, wonach Philipp nach einer siegreichen Triballerschlacht im Gedränge der Verfolgung von einem seiner eigenen Leute mit der Lanze versehentlich in den Schenkel gestochen worden ist.

Auch in der *Belagerungskunst* hat Philipp Epoche gemacht. Die alte Methode der Aushungerung taugte nicht für den Mann der Niederwerfungsstrategie. Er führte vielmehr als erster im Osten die Belagerungsmaschinen ein, wie sie Dionys I. von Syrakus durch griechische und karthagische Ingenieure hatte konstruieren lassen. Seine Belagerungen von Perinth und Byzanz (340) galten, wiewohl sie nicht zum Ziel führten, als epochemachend für die Poliorketik. Unter dem Eindruck dieser Umwälzung in der Belagerungskunst haben Athen und andere Städte angefangen, ihre bisherigen Lehm-mauern nach und nach in Steinmauern umzusetzen.

Daß alle diese Neuerungen, im besonderen die Durchführung der schiefen Schlachtordnung, außerordentlich gesteigerte Anforderungen an die Ausbildung der Truppen stellte, liegt auf der Hand. So sind sie denn auch zum Kämpfen und Marschieren und Manövrieren tüchtig gedrillt und exerziert worden. Ob Sommer oder Winter, Tag oder Nacht war, machte für Philipps Operationen nichts aus, wie auch Demosthenes bewundernd anerkennen mußte.

Während in den griechischen Freistaaten die Bürger sich damals vielfach für zu vornehm hielten, um sich einexerzieren zu lassen, und lieber Söldner kauften, folgten die Makedonen, Adel wie Bauernschaft, mit Begeisterung ihrem König, der sie von Sieg zu Sieg führte und selbst an allen Gefahren und Strapazen teilnahm, wie sein mit Narben bedeckter Körper zeigte. Seine Offiziere hat Philipp noch besonders durch die Einrichtung des Pagenkorps der „königlichen Knaben“ an seine Person zu fesseln gewußt. Indem diesen adligen Knaben, die den persönlichen Dienst beim König hatten, eine körperliche und geistige Erziehung am Hofe gegeben wurde, hat er sich eine Art Kadettenkorps für seine Offiziere geschaffen. Es war das zugleich ein Mittel, um den makedonischen Adel, der früher oft frondierte hatte, dauernd mit den Interessen des königlichen Hofes zu verbinden.

Aber nicht nur auf militärischem Gebiet überragte diese Monarchie die Schlagkraft der griechischen Poleis. Nicht nur die absolute Kommandogewalt war in der Hand des Königs, sondern auch die alleinige Leitung der auswärtigen Politik. Während in jenen Freistaaten, die durch innere Parteikämpfe zerrissen waren, Fragen der auswärtigen Politik erst nach langen einander widersprechenden Reden der Demagogen durch Mehrheitsbeschlüsse der Volksversammlungen, heute so, morgen so, entschieden wurden, stand in der makedonischen Monarchie die Entscheidung allein dem König zu. Auch dies hat Demosthenes als einen großen Vorteil seines Gegners anerkannt. So konnte hier eine beharrliche, einheitliche Politik auf lange Sicht betrieben werden, und Plan und Exekutive lag in derselben Hand: der Staatsmann und der Feldherr waren in ihm vereint.

Dies war die Machtstellung des Fürsten, dem Isokrates im Jahre 346 in seinem „Philippos“ sein panhellenisches Programm zur Ausführung empfahl. Im ersten Teil der Schrift handelt er von der Versöhnung der griechischen Staaten, die ja, wie schon Gorgias und er selbst im Panegyrikos (380) ausgeführt hatten, dem gemeinsamen Kriege notwendig voraufgehen mußte. Er macht Philipp den praktischen Vorschlag, er solle nur die vier Großstaaten (Athen, Sparta, Theben, Argos) in Verhandlung mit ihren Gesandten, die zu ihm kommen würden, miteinander versöhnen, dann würden die kleinen von selbst dem Beispiel folgen. Für ihn als Herakliden

werde es nicht schwer sein, da jeder dieser Großstaaten mit seinem Ahn Herakles irgendwie verbunden sei. Die augenblickliche Notlage dieser Staaten werde sie einem friedlichen Ausgleich geneigt machen, Philipp aber werde Ruhm und Wohlwollen bei den Griechen gewinnen. Im zweiten Teil behandelt er den Perserkrieg. Der Augenblick sei so günstig wie möglich, da das Perserreich durch den Abfall weiter Gebiete völlig geschwächt sei. Philipp brauche nur hinüberzugehen nach Kleinasien und die Freiheit zu verkünden, so würden viele von den Satrapen ihn als ihren Helfer begrüßen und vom König abfallen. Auch hier weist er auf seinen Ahn Herakles hin, der einst Troja in wenigen Tagen erobert habe, dem er auch in Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen gegen die Griechen nacheifern möge. Womöglich solle er das ganze persische Großkönigtum beseitigen, wenn dies nicht angehe, solle er das vordere Kleinasien, von Kilikien bis Sinope, lostrennen und solle alle jene heimatlos Umherirrenden, die ein Schrecken für Hellas seien, in Kolonien ansiedeln, und damit zur Sicherung Griechenlands eine Schutzwehr gegen den Orient errichten. Wenn aber auch dies nicht möglich sei, so solle er wenigstens die kleinasiatischen Griechen vom persischen Joch befreien. Größter Ruhm und Wohlwollen der Griechen sei ihm dafür sicher. Er schließt mit der Ermahnung, den Griechen ein Wohltäter, den Makedonen ein König (nicht Tyrann) zu sein, die Barbaren aber von der barbarischen Despotie zu befreien und sie hellenischer Fürsorge teilhaftig werden zu lassen.

Dem modernen Leser wird an dieser für die praktische Politik bestimmten Schrift als merkwürdig erscheinen, wie stark sie von Argumenten durchzogen ist, die der Mythengeschichte, namentlich dem Heraklesmythos entnommen sind. Aber um die Griechen dieser Zeit zu verstehen, muß man sich in diese Eigenheit ihres Wesens hineindenken, daß, wie es Jakob Burckhardt einmal formuliert hat, ihr Mythos „die ideale Grundlage ihres ganzen Daseins“ war. Es war ganz üblich, auch bei den nüchternsten politischen Fragen sich auf mythische Vorgänge zu beziehen oder gar, wie es auch Isokrates hier zum Teil getan hat, die Mythen nach Maßgabe der Interessen der Gegenwart umzugestalten und Anschauungen der Gegenwart, um ihnen mehr Kraft zu geben, in die mythischen Zeiten zu projizieren. *Auch im Leben Alexanders hat dies eine große*

Rolle gespielt! Wenn aber Isokrates in dieser Schrift den Herakles als Ahn des Philipp so stark hervortreten läßt, so war dies nicht nur auf Philipp berechnet, sondern auch auf das griechische Publikum, denn dieses Sendschreiben an den König, das zugleich als Broschüre in ganz Griechenland verbreitet war, wollte nach beiden Seiten hin wirken, auf Philipp, um ihn zur Führung des Nationalkrieges zu bewegen, auf die Griechen aber, um die öffentliche Meinung auf diese seine Führung vorzubereiten. Eben die starke Betonung, daß Philipp ein Heraklide, also ein echter Hellene war, sollte den Griechen den Gedanken einer Unterordnung unter fremde Führung erleichtern.

Als Philipp das Schreiben las, wird ihm die starke Hervorhebung seines Heraklidentums nur erwünscht gewesen sein, denn bei seinen Plänen mußte er auf diese mythische Abstammung großes Gewicht legen, wie auch die Heraklesbilder auf seinen Münzen zeigen. In anderem freilich trat ihm eine so große Naivität des Isokrates entgegen, daß er es nur mit Lächeln gelesen haben wird. Was sollte denn nach Isokrates der Erfolg dieses Perserkrieges sein, den Philipp mit seinen Makedonen und den vereinten Griechen führen sollte? Ausschließlich *griechischen* Interessen sollte er dienen: die *Griechen* Kleinasiens sollten befreit werden, das weitere Kleinasien sollte mit jenen Heimatlosen aus *Griechenland* kolonisiert werden, um *Griechenland* aus seiner furchtbaren wirtschaftlichen und sozialen Notlage zu befreien, der Reichtum und Überfluß des Orients sollte den *Griechen* zugute kommen. Nur ganz schüchtern und ganz allgemein wird einmal angedeutet, daß auch Philipp Macht und Reichtum gewinnen werde, aber nur, um statt dessen sogleich als das höhere Ziel wiederum den Ruhm und das Wohlwollen der Griechen ihm anzupreisen. Isokrates muß diesen massiven Realpolitiker für einen Idealisten gehalten haben, wie er selber einer war, wenn er glaubte, daß Philipp um der freundlichen Augen der Hellenen willen sein makedonisches Schwert ziehen werde. Er hat den Philipp nach dieser Seite hin ebenso falsch eingeschätzt, wie Demosthenes nach dem anderen Extrem hin, wenn dieser meinte, daß Philipp auf die völlige Vernichtung Athens ausgehe. Hätte Isokrates die geheimen Pläne von Philipps makedonischer Politik gekannt, so hätte er den „Philippos“ nie schreiben können.

32 onderschelling door Isokrates
onderschelling door Demosthenes.

Und doch ist es von größter historischer Bedeutung geworden, daß er sich an Philipp gewendet hat, denn es ist nicht zu verkennen, daß er auf Philipps weitere Politik dadurch Einfluß gewonnen hat. So wunderbar dem Philipp, der nur makedonische Politik kannte, jene Zumutungen der Erfüllung rein griechischer Wünsche erscheinen mußten, der „Philippos“ als Ganzes hat sicher einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er mußte ihn mit großer Freude begrüßen; war es doch ein großer moralischer Erfolg, der auch praktisch seinen geheimen Plänen von großem Nutzen werden konnte, daß dieser berühmteste Publizist und Professor, der auf die öffentliche Meinung der ganzen Griechenwelt den größten Einfluß hatte, *ihn* zur Führung des seit langem von vielen Hellenen ersehnten panhellenischen Nationalkrieges aufforderte. Vor allem wird Philipp sofort erkannt haben, daß ihm hier Gedanken nahegelegt wurden, die sich aufs engste mit seinen intimen Plänen berührten — Gedanken, die er nur geschickt umzuwandeln brauchte, um seine makedonischen Ziele unter panhellenischen Schlagworten verdecken zu können.

was
 „Phil
 v.
 Isokrates
 hier 200
 Welken?

||

Der Hauptunterschied zwischen seinen eigenen Plänen und dem Programm des Isokrates war der, daß er selbst, wie wir sahen, letzten Endes nach einer Beherrschung Griechenlands in irgendeiner schonenden Form strebte, um dann zur Arrondierung seines Reiches einen makedonischen Eroberungskrieg gegen Persien zu führen, während Isokrates nur an eine Versöhnung der griechischen Staaten als Voraussetzung für den Nationalkrieg dachte. Man hat zwar vielfach aus dem „Philippos“ herausgelesen, daß Isokrates dem König eine staatliche Einigung der griechischen Nation, sei es als Bundesstaat oder Staatenbund, mit Philipp als Spitze empfohlen habe, und hat daher gemeint, daß Philipp nachher in Korinth nur diesen isokrateischen Gedanken ausgeführt habe, aber tatsächlich findet sich in der Schrift keine Spur von einer solchen Vorstellung. An einen politischen Einheitsstaat unter Philipps Leitung hat Isokrates keinen Augenblick gedacht. Es ist ausschließlich die innerliche Einigung der Griechen, die er Philipp zu vermitteln auffordert, die Eintracht (Homonoia) der griechischen Poleis, die durch die Versöhnung (Dialysis) der bestehenden Gegensätze herbeigeführt werden soll. Ebenso ist es ein Irrtum, wenn man gemeint hat, daß die panhellenische Idee von vornherein auf

eine staatliche Einigung der Nation ausgegangen sei, und daher die Vertreter dieser Idee, wie Isokrates, den Männern von 1848 verglichen hat, die der deutschen Einheit den Boden bereitet hätten. In Wirklichkeit handelt es sich auch bei Gorgias wie im Panegyrikos des Isokrates von 380 nur um die Versöhnung der Griechen zu innerer Eintracht. Tatsächlich hat dem griechischen Volk sowohl im IV. Jahrhundert wie auch vorher der Gedanke des *nationalen Einheitsstaates* durchaus ferngelegen, und man soll diesen uns heute so naheliegenden Begriff nicht in die griechische Geschichte hineinragen und diesen Gedanken etwa gar zum Maßstab für die Beurteilung der politischen Leistungen dieses Volkes nehmen, denn als „Hellenen“ haben sie sich immer nur als *Kultureinheit* gefühlt und nur auf dieser beruht ihr Nationalgefühl.

Während Isokrates nun eine innerliche Versöhnung aller Griechen durch Philipp für möglich hielt, mußte der Staatsmann Philipp sogleich erkennen, daß dies die Utopie eines Idealisten war. In der Tat, wenn man zurückblickt auf die leidenschaftlichen inneren Kämpfe der vorhergegangenen Dezennien, auf diese Selbstzerfleischung der Griechen, so begreift man nicht, wie Isokrates zu seinem Glauben kommen konnte. Mit freundlicher Überredung, wie Isokrates es sich vorstellte, war hier nichts zu machen. Nur Zwang konnte helfen. Dieser setzte aber voraus, daß Philipp *vorher* seinen Plan der Beherrschung Griechenlands durchführte; erst dann konnte er versuchen, friedliche Zustände in Hellas zu erzielen. So wird die Aufforderung des Isokrates ihn in seinem alten Plan der Hegemonie über Griechenland, so fern er jenem lag, nur bestärkt haben.

Ohne weiteres konnte er dagegen auf den zweiten Programmpunkt des Isokrates eingehen, die Führung des panhellenischen Nationalkrieges zu übernehmen. Dies wird ihm ungemein erwünscht gekommen sein. So konnte er seinen schon längst ins Auge gefaßten makedonischen Eroberungskrieg gegen Asien mit der panhellenischen Flagge decken und erhielt damit ein ausgezeichnetes Mittel, um sich die Sympathien der Griechen zu gewinnen, an denen ihm wegen seiner Kulturpolitik so viel gelegen war, und zugleich eine moralische Legitimierung für die beabsichtigte Beherrschung Griechenlands zu erhalten.

Inwieweit Philipp die von Isokrates gegebenen Anregungen für seine Politik verwertet hat, sollte hervortreten, als er im Jahre 338 als Sieger von Chaeronea Griechenland in Korinth neu organisierte und zum Perserkrieg aufrief. Die dazwischen liegenden Vorgänge können hier nur ganz kurz skizziert werden. Philipps Stellung in Griechenland war dadurch außerordentlich gehoben, daß er sogleich nach dem philokrateischen Frieden, noch im Jahre 346, den unglücklichen Phokerkrieg, den sogenannten „Heiligen Krieg“, der zehn Jahre lang Mittelgriechenland verwüstet hatte, glücklich beendete, indem er die Phoker zur Kapitulation zwang, an ihrer Stelle in den Amphiktionenrat aufgenommen und damit als eine hellenische Macht anerkannt wurde. In Thessalien hat er bald danach als Archon des thessalischen Bundes eine beherrschende Stellung eingenommen. In den nächsten Jahren sehen wir ihn dann in schweren Kämpfen siegreich vordringen, und nachdem er das Odrysenreich bezwungen, das neue Gebiet durch Kolonien wie Philippopolis gesichert und seine Herrschaft bis ans Schwarze Meer ausgedehnt hatte, führte ihn sein Bestreben, nun auch die thrakische Südküste zu gewinnen, schließlich in neue Konflikte mit Athen, das auf dem thrakischen Chersones — wegen der Versorgung der Stadt mit pontischem Getreide — lebensnotwendige Interessen zu vertreten hatte. In Athen stand die Politik damals im Banne des redegewaltigen Demosthenes, der als Vertreter einer spezifisch athenischen Politik schon seit mehreren Jahren in Philipp den Feind seiner Vaterstadt sah und schließlich vor einem Zusammengehen mit Persien gegen Philipp nicht zurückscheute. So platzten hier in Athen die schärfsten Gegensätze aufeinander, da andererseits der diametral entgegenstehende panhellenische Gedanke eines Nationalkrieges gegen Persien unter Philipps Führung namentlich in den intellektuellen Kreisen — wie auch in der von Platos Neffen Speusippos geleiteten Akademie — immer weitere Fortschritte machte. Aber die politische Führung lag in der Hand des Demosthenes, der zum Kriege trieb. Wiewohl Philipp im Interesse seiner letzten Pläne ernstlich bestrebt war, wenn irgendmöglich einen kriegerischen Zusammenstoß mit Athen zu vermeiden und mit unermüdlicher Geduld trotz aller von Athen ausgehenden Provokationen in diplomatischen Verhandlungen zur friedlichen Verständigung zu kommen suchte, freilich nicht ohne auch seinerseits durch

seine Operationen am Chersones und am Bosporos Athen zu reizen, ist es schließlich doch zum Bruch gekommen, und die athenischen Hilfstruppen waren es, die ihn 340 zur Aufhebung der Belagerung von Byzanz nötigten. Unmittelbar vorher war ihm die Belagerung von Perinth am Nordrande des Marmarameeres durch die Intervention eines neuen Feindes, Persiens, gestört worden. Philipp hatte schon mehrere Jahre vorher, im Hinblick auf den für später beabsichtigten Perserkrieg, jenseits der Dardanellen geheime Verbindungen mit dem Fürsten Hermias von Atarneus zur Vorbereitung für den Übergang nach Kleinasien angeknüpft, hatte dann aber als verschlagener Diplomat, wohl um den künftigen Feind in Sicherheit zu wiegen, mit dem Perserkönig ein Freundschaftsbündnis geschlossen. Trotzdem hatte dieser jetzt seine Satrapen die Perinthier gegen Philipp unterstützen lassen, da Philipps Festsetzung an der gegenüberliegenden thrakischen Küste ihm bedrohlich erscheinen mußte. Wiewohl die Entsetzung von Byzanz durch Athen dem Philipp sehr empfindlich war, hat er auch jetzt noch vermieden, direkt gegen Athen vorzugehen, sondern ist zur Sicherung seines makedonischen Reiches in die Dobrudscha zum Kampf mit Skythen und Triballern gezogen (339). Erst als ihm von den Amphiktionen die Führung eines neuen „Heiligen Krieges“ gegen Amphissa aufgetragen wurde, ist er 339 durch die Thermopylen nach Mittelgriechenland eingerückt. Und so ist es denn schließlich im August 338 bei Chaeronea in der böotischen Kephisosebene zu der gewaltigen Entscheidungsschlacht gekommen, in der Philipp über die verbündeten Athener und Thebaner einen vollständigen Sieg errungen hat. Mag man auch angesichts der Entwicklung, die Athen und ganz Griechenland seit Dezennien genommen hatten, der Politik des Demosthenes entgegenhalten, daß seinen athenischen Aspirationen die nötigen realen Voraussetzungen gefehlt haben, so wird er doch immer als ein leuchtendes Vorbild glühender Vaterlandsliebe dastehen, und es bleibt doch ein Ruhmesblatt in der Geschichte Athens, daß es unter seiner Führung, eingedenk seiner stolzen Vergangenheit, dem Stärkeren nicht kampflos hat weichen wollen. Mit Ergriffenheit lesen wir noch heute die Worte, die im Kerameikos auf dem Staatsfriedhof zu Athen an einem Grabe von Chaeroneakämpfern geschrieben standen:

Zeit, du überschaust alles Menschenschicksal, Freud' und Leid,
das Geschick, dem wir erlagen, künde du der Ewigkeit.
Auf Böotiens Schlachtfeld sanken wir, gefällt vom Feindesspeere:
was wir wollten war, zu wahren unsres heil'gen Hellas Ehre.

(Übersetzt von U. v. Wilamowitz)

Philipp hatte auch diese Schlacht wieder mit der schiefen Schlachtordnung geschlagen. Das Kommando über die Reiterei auf dem linken Offensivflügel gab er seinem damals 18jährigen Sohn Alexander, während er selbst den rechten Defensivflügel führte. So stürmte der junge Alexander an der Spitze der Hetärenreiter in die „heilige“ Schar der Thebaner hinein, während sein Vater gegenüber den Athenern seine Phalanx zurückhielt, ja sogar anfangs absichtlich etwas zurückwich, um die Athener aus ihrer günstigen Stellung herauszulocken. Nachdem ihm dies gelungen war, ging er siegreich vor, und da Alexander inzwischen die Thebaner geworfen hatte und darauf, nach rechts schwenkend, das feindliche Zentrum von der Seite aufrollte, so war der Sieg ein vollständiger.

Etwas ganz Besonderes war es, daß Philipp nach diesem Siege nicht wie sonst den Feind verfolgte, sondern nach Süden abziehen ließ, während er auf dem Schlachtfelde verweilte. Darin erkennen wir den Mann, für den der Krieg nach dem Wort des Generals v. Clausewitz nur eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln war. Für ihn war jetzt die Stunde gekommen, um die seit langem geplante Neuordnung Griechenlands herbeizuführen, für die die Versöhnung mit den Griechen die Voraussetzung war. So war der Verzicht auf die Verfolgung und Vernichtung des Feindes schon eine deutliche Geste seines aufrichtigen Versöhnungswillens. Der unendliche Vorzug der Vereinigung der Kommandogewalt mit der politischen Leitung in der Hand des Monarchen gegenüber den von den Volksversammlungen abhängigen Strategen der Poleis tritt hier wieder auf das deutlichste hervor.

Theben mußte freilich büßen für die Enttäuschung, die es Philipp durch den Anschluß an Athen bereitet hatte, mußte der Wiederherstellung von Plataeae und Orchomenos zustimmen und eine makedonische Besatzung in die Kadmea aufnehmen. Den Athenern aber kam Philipp mit größter Milde entgegen: er gab ihnen die Gefangenen ohne Lösegeld zurück, ließ die Asche der Gefallenen

durch Antipater und Alexander in feierlichem Zuge nach Athen bringen und bot der Stadt Freundschaft und Bundesgenossenschaft an mit der Bestimmung, daß Athen frei und autonom bleiben solle. Freilich mußten sie ihren Seebund auflösen und im besonderen auf den thrakischen Chersones verzichten, wofür die Rückgabe von Oropos an sie kein Ersatz war. Die Athener, denen Demosthenes seit Jahren ein Zerrbild von Philipp als dem großen Räuber, der nur auf die völlige Vernichtung Athens ausgehe, vorgehalten hatte, und die sich daher schon auf den äußersten Widerstand vorbereitet hatten, waren von dieser Milde so überrascht, daß sie vor Freude und Dankbarkeit sich kaum zu fassen wußten: sie verliehen dem Philipp und seinem Sohn Alexander das attische Bürgerrecht und stellten eine Statue des Königs auf ihrem Markt auf!

Schon bei diesen Verhandlungen über den Separatfrieden mit Athen hatte Philipp den Schleier von seinen Plänen leise gelüftet, indem er in einer Klausel die Aufforderung an die Athener hinzugefügt hatte, wenn sie wollten, sollten sie dem „allgemeinen Frieden“ und dem Bundesrat (Synhedrion), deren Einführung er beabsichtigte, beitreten. Auch ließ er, um die Sympathien der Griechen zu gewinnen, vorsichtig das Gerücht austreuen, er wolle sie zum panhellenischen Feldzug gegen die Perser führen. Als er nun mit seinem Heere an Attika vorüber in den Peloponnes einrückte, wurde er von den ihm ergebenen Städten mit Jubel begrüßt, mit den bisher gegnerischen wurden Separatfrieden geschlossen, Sparta aber, das sich ihm nicht unterordnen wollte, mußte es erdulden, daß Philipp zusammen mit den Argeiern und Messeniern, seinen alten Feinden, Lakonien verwüstete, worauf ein allgemeines griechisches Schiedsgericht alle Grenzgebiete, die Sparta im Laufe der Jahrhunderte erobert hatte, an jene feindlichen Nachbarstaaten aufteilte.

So war Philipp denn tatsächlich der Herr von ganz Griechenland geworden, und nunmehr konnte er darangehen, diesem Machtverhältnis legitime Formen zu geben. Zu diesem Zweck forderte er die sämtlichen souveränen griechischen Staaten des Festlandes (bis hinauf zur makedonischen Grenze) sowie die Inseln auf, Gesandte nach Korinth zu schicken, um gemeinsam mit ihm über eine neue Ordnung Griechenlands zu beraten. Die Spartaner waren die einzigen, die trotz ihrer politischen Ohnmacht stolz ablehnten. So

begann denn am Ende des Jahres 338 der denkwürdige *Friedenskongreß zu Korinth*, dessen Beschlüsse die Krönung des Lebenswerkes Philipps darstellen. Wir müssen sie eingehender betrachten, da sie zugleich die Grundlage für das Verhältnis Alexanders zu Griechenland geschaffen haben.

Philipp eröffnete diese konstituierende Session mit der Verlesung eines Diagramma, eines Erlasses, in dem er der Versammlung der Gesandten seine Vorschläge unterbreitete. Wohl erinnert dies formell daran, wie einst in Sardes bei den Verhandlungen über den Königsfrieden den griechischen Gesandten ein Schreiben des Großkönigs vorgelegt war, aber während sie damals durch Drohungen gezwungen wurden, das Diktat ohne weiteres anzunehmen, hat Philipp mit seinem Erlaß nur eine Unterlage für die bevorstehenden Verhandlungen bieten wollen. Jedenfalls sind diese Verhandlungen durch Monate hindurch — vielleicht bis in den Frühling 337 hinein — geführt worden. Daß sein Diagramma in den verbindlichsten Formen gehalten gewesen sein wird, ist um so mehr anzunehmen, als der König, wie wir hören, während des Kongresses den Gesandten gegenüber den ganzen Zauber seiner Liebenswürdigkeit, über den er verfügte, wenn er wollte, hat spielen lassen. Lag ihm doch aufs ernstlichste daran, die Sympathie der Griechen zu gewinnen, die für die Dauerhaftigkeit seines Werkes von entscheidender Bedeutung war. Das Ergebnis dieser Verhandlungen war ein zwischen Philipp und den hier vertretenen Griechen geschlossener Symmachievertrag, der von beiden Seiten zu beschwören war. Seine Hauptpunkte sind folgende:

Philipp schloß mit den Griechen auf ewige Zeiten Freundschaft und Bündnis zu Schutz und Trutz (Symmachia). Nicht sicher überliefert, aber nicht unwahrscheinlich ist, daß schon damals, wie bei einer späteren Wiederherstellung dieses Bündnisvertrages im Jahre 302, auch die griechischen Staaten gleichzeitig miteinander Freundschaft und Schutz- und Trutzbündnis geschlossen haben. Der durch diese Symmachie gebildete Bund der Hellenen (damals „die Hellenen“ genannt) erhielt eine repräsentative Vertretung in einem gemeinsamen Synhedrion, einem Bundesrat, in den die einzelnen griechischen Staaten proportional ihrer Kriegsstärke in verschiedener Zahl ihre Abgeordneten (Synhedroi) zu schicken hatten. Dies Synhedrion sollte seine außerordentlichen Sitzungen zur Zeit und am

Ort der vier großen panhellenischen Festspiele (in Olympia, Nemea, Delphi und auf dem Isthmos) abhalten, während für außerordentliche Sitzungen wohl Korinth vorgesehen war, wo auch der notwendige dauernde Geschäftsausschuß der fünf Vorsitzenden (Prohedroi) getagt haben wird. Jedem einzelnen Bündner war gleich im ersten Paragraphen Freiheit und Autonomie und wahrscheinlich auch Freiheit von Tribut und Besatzung zuerkannt. Wenn gleichwohl, abgesehen von Theben, auch noch in Akrokorinth, Chalkis und Ambrakia makedonische Besatzungen gelegt wurden, so wird dies irgendwie mit Bundesinteressen begründet und vom Kongreß bewilligt worden sein. Wie im zweiten attischen Seebunde außerhalb des Synhedrion der Bündner die Hegemonialmacht Athen stand, so stand hier neben dem Synhedrion Philipp als vom Kongreß auf Lebenszeit erwählter Hegemon, d. h. als Bundesfeldherr. Sein Königreich Makedonien gehörte natürlich nicht zum „Hellenenbund“, vielmehr ist durch Philipps hegemoniale Stellung *dieser hellenische Staatenbund, dessen einzelnen Mitgliedern, wie gesagt, Freiheit und Autonomie vertraglich garantiert war, durch Personalunion mit seinem Königreich Makedonien dauernd verbunden worden.* Dies ist also die staatsrechtliche Form, die er für die seit langem erstrebte Beherrschung Griechenlands schließlich gefunden hat, eine Form, der man sein Bestreben ansieht, das Selbständigkeitsgefühl der Griechen nach Möglichkeit zu schonen. Wie sehr er bemüht war, auf die Empfindlichkeit der Griechen Rücksicht zu nehmen, zeigt auch der Umstand, daß er in dem Vertrage nicht als „König“, sondern nur als „Hegemon“ bezeichnet war. Zwischen dem Synhedrion und dem Hegemon waren die Kompetenzen in der Weise verteilt, daß der Bundesrat Beschlüsse zu fassen hatte, während der Hegemon die Exekutive hatte. Dem Bundesrat, der auch das Bundesgericht bildete, waren sehr wichtige Entscheidungen wie die über die Frage, ob eine Bundesexekution gegen einen Übertreter des Vertrages nötig war, also über *Krieg und Frieden*, übertragen. Der Hegemon hatte im bejahenden Falle die für den Bundeskrieg von den einzelnen zu stellenden Kontingente zu bestimmen und den Krieg zu führen. Entsprechend dem Sinn des Schutz- und Trutzbündnisses hatte er im gegebenen Falle den Bund mit seinem makedonischen Heer zu unterstützen, wie andererseits die Griechen, falls er angegriffen wurde oder unter sei-

ner Führung ein Offensivkrieg geführt werden sollte, ihre Kontingente unter seinen Befehl zu stellen hatten. In bezug auf diese letztere Bestimmung sagt dieselbe Quelle, daß es niemand zweifelhaft war, daß damit der Perserkrieg gemeint sei. Daraus geht hervor, daß Philipp aus begreiflichen militärischen und politischen Gründen es vermieden hat, während dieser konstituierenden Session offiziell schon von dem Perserkrieg zu sprechen. Er wollte, um den Perser nicht vorzeitig zu reizen, erst den Griechenbund perfekt und damit das Kommando über die griechischen Truppen zu Wasser und zu Lande fest in der Hand haben, ehe er öffentlich mit dem Plan des Perserkrieges hervortrat. Aber die Wehrkraft der einzelnen Bündner ließ er schon jetzt amtlich feststellen, da man dies ja für die Berechnung der Zahl der Abgeordneten nötig hatte. Daß Philipp als Hegemon *tatsächlich* doch nicht bloß der militärische Führer des Bundes war, sondern auch die Leitung der auswärtigen Politik der Griechen ganz in der Hand hatte, ergibt sich aus den gesamten Machtverhältnissen.

Wenn Philipp in dieser Weise die Griechen (abgesehen von Sparta) zu einem Staatenbunde zusammengeschlossen und damit zum erstenmal in der Geschichte einen *griechischen Einheitsstaat* geschaffen hat, so ist nach den obigen Ausführungen über den panhellenischen Gedanken klar, daß er hierzu nicht etwa, wie mehrfach angenommen ist, durch Isokrates' „Philippos“ angeregt ist, denn diesem hat der Gedanke einer staatlichen Einigung durchaus ferngelegen. Die Schaffung dieses von den Modernen so genannten „korinthischen Bundes“ ist also nicht aus der panhellenischen Idee, sondern lediglich aus der makedonischen Machtpolitik Philipps abzuleiten. Diese Erkenntnis trägt mit zu der Erklärung der Tatsache bei, daß diese Lösung der makedonisch-griechischen Frage durch Philipp trotz seiner Bemühungen, sie den Griechen möglichst schonend zu gestalten, in weiteren Kreisen, als er erwartet hatte, eine kühle Aufnahme gefunden hat. Dazu kam vor allem, daß die Hellenen in dieser Hegemonie Philipps doch eine Fremdherrschaft sahen, da die Makedonen für sie Nichtgriechen waren.

Ist so der Staatenbund unter Philipps Führung gegen die Absicht der Panhellenisten von ihm geschaffen worden, so dürfen wir andererseits eine Anregung des Isokrates in dem „*allgemeinen Frieden*“ erkennen, den Philipp auf diesem Kongreß verkündet

hat. Ließ auch die innerliche Eintracht unter den Griechen, die Isokrates gewünscht hatte, sich nicht verwirklichen, so konnte doch jetzt innerhalb des geschaffenen Rahmens des Staatenbundes für Ruhe und Frieden in der Griechenwelt gesorgt werden. So wurden denn in den Symmachievertrag, und zwar als ein Haupt- und Kernstück, Bestimmungen über einen „allgemeinen Frieden“ aufgenommen. Dieser Friede galt einmal zwischen Philipp und dem Bunde. Danach mußte z. B. jeder Bündner schwören, daß er die Königsherrschaft Philipps und seiner Nachkommen nicht stürzen werde. Die Hinzufügung der Nachkommen zeigt, daß der Vertrag ein „ewiger“ war, denn hätte er nur gegenüber Philipp gegolten, so hätten die Griechen nicht Verpflichtungen gegenüber seinen Nachkommen übernehmen können. Politisch viel wichtiger war, daß die Hellenen sich untereinander zu einem ewigen Landfrieden eidlich verpflichten mußten. Kein Bündner durfte Feindliches gegen einen anderen unternehmen, weder zu Wasser noch zu Lande. Auch die Kaperei wurde Bündnern gegenüber verboten, und damit die Freiheit und Sicherheit des Meeres unter den Schutz des Bundes gestellt. Wer zuwiderhandelte, wurde zum Feind erklärt und hatte eine Bundesexekution zu gewärtigen. Aber auch im Innern der Städte sollte Friede herrschen. Das Synhedrion zusammen mit Vertretern des Hegemon sollte darüber wachen, daß keine Hinrichtungen und Verbannungen im Widerspruch mit den bestehenden Gesetzen geschähen, daß keine Konfiskationen, Landaufteilungen, Schuldentilgungen, Freilassungen von Sklaven zu revolutionären Zwecken vorgenommen würden — alles die üblichen schrecklichen Begleiterscheinungen der ständigen Revolutionen der vorhergehenden Zeit. Ein jeder mußte schwören, daß er die Verfassungen, wie sie zur Zeit der Eidesleistungen in den einzelnen Staaten bestanden (manche hatte Philipp vorher in seinem Sinne geändert), nicht umstürzen werde. Daraus ist nicht zu folgern, daß etwa alles politische Leben in den Städten erstickt werden sollte, denn nur der *gewaltsame* Umsturz wurde verboten, so daß eine friedliche Weiterentwicklung des Verfassungslebens durchaus nicht ausgeschlossen war. Nur die Revolutionen sollten aus der Welt geschafft werden.

In dieser Form eines „allgemeinen Friedens“ hat Philipp den Versöhnungsgedanken des Isokrates zu verwirklichen gesucht.

Durch Vertragsparagrafen mit harten Sanktionen war hier der äußere und innere Friede der Bündnerstaaten garantiert. Gewiß wäre eine wahrhaftige *innerliche* Aussöhnung mehr gewesen, aber daß dies eine Utopie war, wurde schon oben bemerkt, und man wird zugeben müssen, daß das von Philipp erdachte Surrogat eines erzwungenen Friedens unter den damaligen Verhältnissen das allein Mögliche war, das aber auch ein Aufatmen der Nation verhiess, wenn es nur im Geiste von Korinth gehandhabt wurde.

Nachdem dieser Vertrag als Entwurf einstimmig vom Kongreß angenommen war, kehrten die Gesandten in ihre Heimat zurück, wo er überall Zustimmung fand und beschworen wurde. Sogleich wurden überall die Wahlen der Abgeordneten vorgenommen, denn Philipp hatte am Schluß des Kongresses zu einer möglichst baldigen Ratssitzung eingeladen, auf der er über die Interessen des Bundes sprechen wolle. So ist denn im Frühsommer des Jahres 337 der Bundesrat zum erstenmal in Korinth zusammengetreten. Jetzt war die Stunde für Philipp gekommen, um den letzten großen Schlag seiner makedonischen Machtpolitik zu führen, jetzt, wo er auch die griechischen Kontingente in seiner Hand hatte, konnte er öffentlich mit seinem schon lange gehegten Plan eines *Perserkrieges* hervortreten. Von größtem Wert mußte es für ihn sein, daß Isokrates in seinem „Philippos“ die öffentliche Meinung Griechenlands auf den panhellenischen Nationalkrieg unter seiner Führung vorbereitet hatte. Diesen panhellenischen Gedanken mußte er jetzt benutzen, um seine makedonischen Machtziele damit zu verdecken. Durch Führung dieses panhellenischen Nationalkrieges konnte er hoffen, die Sympathien auch derjenigen Griechen, die ihm innerlich entgegenstanden, zu gewinnen und auch in ihren Augen die Machtstellung, die er sich auf dem Kongreß hatte geben lassen, moralisch zu legitimieren. Groß stand er da, wenn er die kleinasiatischen Griechen vom Perserjoch befreite und damit auch den ersten Paragraphen des Königfriedens, der seit 50 Jahren auf Hellas drückte, beseitigte, nachdem er durch die Bundesverfassung, nach der er statt des Großkönigs die Freiheit und Autonomie der griechischen Staaten als ihr Protektor garantierte, den zweiten Paragraphen bereits diplomatisch auf dem Papier zerrissen hatte. Aber wie sollte er den Perserkrieg motivieren? Die naiven, rein griechischen Motive des Isokrates konnte er ebensowenig wie seine eige-

nen makedonischen Eroberungspläne proklamieren. Da ist er auf den genialen Gedanken gekommen, diesen Krieg als einen Rachekrieg zu formulieren, in dem Rache genommen werden sollte für die Frevel, die einst Xerxes an den Tempeln der griechischen Götter begangen hatte. Denn von ihm erst stammt dieser Gedanke, nicht, wie allgemein angenommen wird, von Isokrates, dem er völlig ferngelegen hat. Bewundernd sehen wir, wie feinfühlig dieser Staatsmann sich in die Psyche des griechischen Volkes hineinzusetzen verstand, wie klug er sich selbst damit als echten Herakliden hinzustellen wußte, indem er diesen Nationalkrieg zu einem religiösen Rachekrieg erhob. Zugleich knüpfte er ein geistiges Band zwischen seinem eigenen Unternehmen und der großen Zeit der Perserkriege. Wahrscheinlich hat diese Parallele ihn auch schon auf dem Kongreß beschäftigt, als er die Symmachie mit dem „allgemeinen Frieden“ verband, denn auch als Xerxes kam, hatten die verbündeten Griechen einen Landfrieden unter sich vereinbart.

So erhob sich denn Philipp in dieser ersten Bundesratssitzung und stellte den Antrag, daß er mit seinem makedonischen Heere und den Kontingenten der griechischen Bündner einen Krieg gegen Persien führen wolle, um Rache zu nehmen für jene Frevel des Xerxes an den griechischen Heiligtümern. Darauf beschlossen die Abgeordneten diesen Rachekrieg und gaben dem Philipp, da es sich nicht um eine gewöhnliche Bundesexekution handelte, noch ein spezielles Oberkommando für den Perserkrieg mit dem Titel eines „Oberfeldherrn (Strategen) mit unbeschränkter Gewalt“.

Nach diesen glänzenden Erfolgen zog Philipp nach Makedonien zurück und schickte im nächsten Frühling (336) eine Avantgarde von 10 000 Mann unter Parmenio und Attalos über die Dardanellen, um zunächst die Befreiung der kleinasiatischen Griechen vorzubereiten. Weiteres hat Philipp nicht mehr für diesen Krieg tun können, denn wenige Monate danach ist er ermordet worden.

Das Werk, das er in Korinth vollbracht hat, hat sich uns als ein Kompromiß zwischen der makedonischen Machtpolitik Philipps und dem panhellenischen Programm des Isokrates herausgestellt, bei dem die makedonischen Interessen die ausschlaggebende Rolle gespielt haben. Isokrates' Wünsche sind in gewisser Weise erfüllt worden, aber in Formen, an die er nicht gedacht hatte, denn sie wurden gewährt auf der Basis des Hauptziels Philipps, der Herr-

schaft über Griechenland. Und doch wird man zur Würdigung von Philipps korinthischem Werk sagen dürfen, daß, wenn es ihm vergönnt gewesen wäre, statt mit 47 Jahren zu sterben, nach glücklichem Perserkriege noch einige Dezennien zu regieren, seine Neuordnung Griechenlands, in besonderem die Durchführung des „allgemeinen Friedens“, die für ihn eine notwendige Voraussetzung für die Blüte seines makedonischen Reiches war, auch für die griechische Welt segensreiche Wirkungen gehabt hätte. Erst durch die allmählich reifenden Weltherrschaftspläne Alexanders, die seinem Vater völlig fernegelegen haben, sind auch für den korinthischen Bund veränderte Lebensbedingungen geschaffen worden. Welchen gewaltigen Eindruck Philipp auf die Zeitgenossen gemacht hat, zeigt der Ausspruch des Historikers Theopomp, der im Eingang seines großen Werkes über Philipp sein Thema damit begründet, daß alles in allem genommen noch niemals Europa einen solchen Mann hervorgebracht habe wie Philipp, den Sohn des Amyntas.

Irras

Eurydike

Neoptolemos

Philippus + Olympias

Alex.

DRITTES KAPITEL

Kleopatra

Alexanders Jugendzeit

356

ALEXANDERS Vater Philipp war der Sohn des Makedonen Amyntas, hatte aber eine Illyrierin, Eurydike, zur Mutter. Wohl hatte sie unter dem hellenisierenden Einfluß des Makedonenhofes in späteren Jahren, um ihren Kindern eine höhere Bildung vermitteln zu können, Griechisch schreiben und lesen gelernt, aber dem Blute nach war sie doch eine Vollbarbarin, eine Tochter des illyrischen Fürsten Irras. Insofern war Alexanders Vater ein Halbbarbar. Alexanders Mutter Olympias, die Philipp 357 zu seiner legitimen Gattin gemacht hatte, war die Tochter des Neoptolemos, des Königs der Molosser, dessen Dynastie sich auf Achills Sohn, Neoptolemos, zurückführte und daher als griechisch angesehen wurde, während die Molosser, ein epirotischer Stamm, nichtgriechische Barbaren gewesen zu sein scheinen, wohl den Illyriern verwandt. Im Jahre 356 hat Olympias, etwa zwanzigjährig, den Alexander geboren, im nächsten Jahre seine Schwester Kleopatra; weitere Kinder sind dieser Ehe nicht entsprossen. Alexander war also nicht ein reiner Makedone, sondern hatte auch barbarisches Blut in seinen Adern.

Gewiß hat Alexander manche Anlagen von seinen Eltern ererbt, ohne daß sich seine Individualität etwa restlos hieraus erklären ließe. Von den Großeltern, die ja oft besonders stark die Enkel beeinflussen, wissen wir zu wenig, um auch nur Vermutungen nach dieser Richtung äußern zu können. Sowohl Philipp wie Olympias waren ungewöhnlich starke und impulsive Naturen. Philipps Taten zeugen für seine unbeugsame Energie und Willensstärke und für seine durch nichts zu erschütternde Zähigkeit in der Verfolgung der gesteckten Ziele. Sein mit Narben bedeckter Körper spricht

für seine bis zur Tollkühnheit gehende Tapferkeit und Kampfesfreude. Das sind alles Eigenschaften, die uns, vielleicht noch gesteigert, auch bei Alexander entgegenreten. Wenn dagegen Philipp in seinem Privatleben uns als ein zügelloser Genießer geschildert wird, der sich hemmungslos der Befriedigung seiner starken sinnlichen Veranlagung hingab, so dürften unter den in bezug auf die Erotik Alexanders widerspruchsvollen Quellen doch diejenigen recht haben, die ihn uns in diesem Punkte eher als eine kühle Natur schildern. Jedenfalls hat die Frauenliebe im Leben Alexanders nie eine beherrschende Rolle gespielt, und nie hat er ihr einen Einfluß auf sein Ringen um seine großen Lebensziele gewährt. Nur um dies zu erklären, ist später viel über seine Knabenliebe fabuliert worden. Wenn uns Alexander im übrigen aber als ein Mann von dämonischer Leidenschaft erscheint, so wird er hierin viel von seiner Mutter Olympias geerbt haben, für die gerade diese Eigenschaft in höchster Potenz charakteristisch ist. Doch es gehört zu der wunderbaren Mischung der Gegensätze in Alexanders Natur, daß uns neben dieser Leidenschaft auch eine ganz überraschende kühle, ruhige Besonnenheit entgegentritt.

Zumal durch Vererbung allein sein Wesen sich nicht erklären läßt, ist um so wichtiger die Frage, welchen Einfluß die *Erziehung* auf ihn gehabt hat. Philipp, der in Alexander, dem Sprößling der Olympias, neben der er manche Nebenfrauen gehabt hat, von vornherein seinen Thronfolger sah, hat sich mit großer Liebe und Sorgfalt der Erziehung des Knaben gewidmet. In den früheren Jahren war ihre Leitung, wohl nicht ohne Einfluß der Mutter, einem Verwandten der Olympias, Leonidas, übertragen, der den schwer zu bändigenden trotzig Knaben durch Strenge zu meistern suchte. Unter ihm standen die Pädagogen und Elementarlehrer, die den jungen Prinzen zusammen mit anderen Knaben des makedonischen Adels zu unterrichten hatten. Als Philipp sah, daß nicht mit Zwang, sondern nur mit Überredung auf den Knaben einzuwirken war, berief er 343, als Alexander 13 Jahre alt war, den Aristoteles als Erzieher. Dies sollte von fundamentaler Bedeutung für Alexanders Entwicklung werden! Um diese glückliche Wahl Philipps zu verstehen, darf man sich den damaligen Aristoteles noch nicht als den berühmten Meister der Wissenschaft vorstellen, als der er durch die Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Tage

dasteht. Aristoteles hatte nach dem Tode seines Lehrers Plato (347) in Assos in der Troas mit anderen Platonikern zusammen gelehrt und war hier in ein enges Verhältnis zu jenem Fürsten Hermias von Atarneus getreten, der mit Philipp, wie erwähnt, in politischen Beziehungen gestanden hat. Durch Aristoteles' Heirat mit der Nichte und Adoptivtochter des Hermias ist dies Verhältnis noch intimer geworden. Nach etwa dreijährigem Aufenthalt in Assos war er nach Mytilene auf Lesbos übersiedelt und hatte gerade begonnen, hier eine eigene Schule einzurichten, als ihn der Ruf nach Makedonien als Prinzenzieher erreichte. So wichtig diese Jahre in Assos für die innere Entwicklung des Aristoteles gewesen sind, gehörte er doch zu den berühmten Größen jener Zeit noch nicht. Daß sein Vater Nikomachos einst Leibarzt am Hofe des Amyntas von Makedonien gewesen war, lag schon zu weit zurück, als daß es für Philipps Wahl hätte entscheidend sein können. So hat die neuerdings ausgesprochene Vermutung viel für sich, daß eben jene politischen Beziehungen Philipps zu Hermias nicht ganz ohne Einfluß auf diese Wahl gewesen sind. Für Aristoteles wird es andererseits verlockend gewesen sein, die geistige Entwicklung des Thronfolgers des gewaltigen makedonischen Reiches zu beeinflussen, das für die Zukunft Griechenlands von entscheidender Bedeutung geworden war, und zu dem auch seine Vaterstadt Stagira, die Philipp erobert und zerstört hatte, gehörte. So ist er denn etwas mehr als 40jährig nach Pella gezogen. Um den Unterricht nicht durch das bewegte Hofleben stören zu lassen, wies Philipp ihm den stillen kleinen Ort Miëza zum Wohnen an. Hier bei einem Nymphenheiligtum hat Aristoteles den Alexander etwa drei Jahre lang unterrichtet. Vielleicht hat zu seinen Mitschülern auch Hephaistion gehört, der Alexander bis zum Tode der liebste Herzensfreund gewesen ist.

Es ist begreiflich, daß man später, als Aristoteles der Herrscher im Reiche des Geistes und Alexander der Herr im Reiche dieser Welt geworden war, über diesen Unterricht und seine Gegenstände viel fabuliert hat. Leider liegen uns nur wenige glaubwürdige Nachrichten vor. Einzelnes in dem späteren Wesen Alexanders läßt sich mit Wahrscheinlichkeit auf Aristoteles' Einfluß zurückführen. Das Hauptergebnis aber liegt klar vor uns: Aristoteles ist es gewesen, der ihm eine leidenschaftliche Liebe zur griechischen

Kultur eingeflößt und ihn geistig zu einem Vollgriechen gemacht hat. Dies aber wurde entscheidend für Alexanders Leben. Natürlich wird Aristoteles gegenüber diesem Knaben, dessen Herz er bald zu gewinnen wußte, andere Töne angeschlagen haben als in seinen scharf geschliffenen Lehrschriften. Daß er auch warmblütig empfinden konnte, zeigt uns der in seiner tiefen religiösen und pietätvollen Stimmung ergreifende Hymnus auf die Aretē, die Mannestugend, den Aristoteles zu Ehren seines Freundes Hermias gerade in dieser Zeit gedichtet hat. Hermias war inzwischen durch Verrat in die Hand des Perserkönigs geraten, war in Susa gefoltert worden, um Philipps politische Pläne zu enthüllen, hatte aber standhaft nichts verraten und war darauf gekreuzigt worden. Tief erschüttert und entrüstet hierüber hat ihm Aristoteles ein schönes Denkmal gesetzt mit diesem dythyrambischen Hymnus auf die Aretē, für die einst die Heroen ihr Leben gelassen hätten und jetzt Hermias, den die Musen auch als einen Unsterblichen nennen würden. Für dieses Ideal der Mannestugend, die er, bezeichnend für seine Abneigung gegen die Barbaren, nur „in Hellas“ findet, wird er auch den jungen Königssohn begeistert haben und wird ihm jene Heroen als Muster vorgehalten haben, wie er seinen Freund Hermias ihrem Kreise zugesellt hat. Zwei von den dort genannten Heroen haben dem Alexander tatsächlich vorangeleuchtet auf seiner Siegesbahn, Herakles und Achilleus, in denen er seine Ahnen verehrte; war er doch von Vaterseite her ein Heraklide, von Mutterseite her aber ein Aiakide, ein Nachkomme des Achilleus. Tritt in seinen späteren Jahren Herakles mehr in den Vordergrund, so war es in den früheren der jugendliche Held Achilleus, dessen Vorbild ihn begeisterte. Diese tiefwurzelnde lebendige Auffassung von seinem persönlichen Verhältnis zu diesen Heroen gehört zu jenen irrationalen Imponderabilien, ohne die wir ihn gar nicht verstehen können.

Die Nachwirkungen des Aristotelischen Unterrichts erkennen wir besonders stark in dem engen Verhältnis, in dem Alexander auch noch später in Asien zur griechischen Literatur und Kunst gestanden hat, und in seinem lebhaften Interesse für wissenschaftliche Probleme. Es waren vor allem die goldenen Schätze der griechischen Poesie, die Aristoteles vor seinem Schüler ausgebreitet und zu deren Verständnis er ihn geleitet hat. Unter den Büchern,

die später in Asien Alexanders Lektüre bildeten, werden uns die drei großen Tragiker genannt, unter denen er namentlich den Euripides gut kannte; aber auch Autoren der modernen Literatur des IV. Jahrhunderts, wie die Dythyrambendichter Philoxenos und Telestes und andere hat er in Asien gelesen. Welche Ehrfurcht er Pindar, dem großen Lyriker der alten Zeit, entgegenbrachte, hat er bei der thebanischen Katastrophe gezeigt. Aber das Buch der Bücher war für ihn doch die Ilias. Diese hat gewiß auch den Mittelpunkt des Jugendunterrichts gebildet. Von ihr hat Aristoteles für seinen Schüler sogar eine eigene revidierte Ausgabe gemacht, die den Alexander auf seinem asiatischen Feldzuge stets begleitet hat.

Inwieweit Aristoteles zu dem Knaben von Philosophie gesprochen hat, wissen wir nicht, wenn auch spätere Fälschungen Genaueres darüber zu wissen vorgeben. Aber den Sinn für philosophisches Denken hat er gewiß in ihm geweckt. In Alexanders Hoflager in Asien finden wir auch Philosophen verschiedener Richtungen in seiner Umgebung. Die Rhetorik wird in dem Unterricht des Knaben nur nebensächlich behandelt sein. Politisches Denken hat Aristoteles sicherlich in ihm zu fördern gesucht, um ihn auf seine späteren Regierungspflichten vorzubereiten, aber Genaueres wissen wir darüber nicht und sind auf Vermutungen angewiesen. Auf diesem politischen Gebiet sind die beiden Männer später völlig verschiedene Wege gegangen und haben einander nicht verstehen können. Im besonderen in der Frage, wie Alexander als Herr sich zu den unterworfenen Barbaren stellen sollte, ist Alexander dem Aristoteles, der für ein despotisches Regiment war, nicht gefolgt. In diesem Punkt sehen wir ihn vielmehr in Übereinstimmung mit der Mahnung, mit der Isokrates seinen „Philippos“ geschlossen hatte, daß Philipp die Barbaren von der barbarischen Despotie befreien und sie hellenischer Fürsorge teilhaftig werden lassen solle. Daß Alexander diese Schrift gelesen hat, dürfen wir als selbstverständlich annehmen. Daß Isokrates, von dem wir noch einen Brief an den jungen Thronfolger aus der Zeit des Aristotelischen Unterrichts besitzen, in dieser Auffassung noch eine Fernwirkung auf Alexander ausgeübt hat, ist nicht unwahrscheinlich.

Von größtem Einfluß aber ist es auf Alexander geworden, daß Aristoteles in ihm ein lebhaftes Interesse für die Naturwissenschaften erweckt hat. Hierauf ist zurückzuführen, daß sein asiati-

scher Kriegszug durch die Untersuchungen und Aufzeichnungen über die Natur Asiens, die Alexander nach den verschiedensten Seiten hin durch Fachmänner ausführen ließ, von epochemachender Bedeutung für diese Wissenschaften geworden ist. Das Erdbild, das er von seinem Lehrer mitgenommen hatte, hat er auf seinen Zügen im fernen Osten an Ort und Stelle geprüft und durch seine neuen Entdeckungen ergänzt und richtiggestellt. Doch wichtiger noch als diese bewußte Förderung von Einzelwissenschaften sollte es für die Weltgeschichte werden, daß in Alexander der Wunsch erwuchs, diese griechische Kultur, in deren Verständnis ihn Aristoteles eingeführt hatte, hinüberzutragen in den Orient.

Die Idylle von Miëza fand ihr Ende, als Philipp im Jahre 340 während des Feldzuges gegen Byzanz den nunmehr sechzehnjährigen Thronfolger als Reichsverweser in Pella zurückließ. Wahrscheinlich wird der bewährte Antipater ihm zur Seite gestellt gewesen sein und wird ihn beraten und in die Praxis der Regierungsgeschäfte eingeführt haben. Daß wirklich Alexander die Reichsverweserschaft anvertraut war, zeigt der Umstand, daß er es war, der das königliche Siegel seines Vaters führte und die fälligen Staatsurkunden mit diesem siegelte. Als während dieser Zeit der thrakische Stamm der Maider sich empörte, wird es Alexander eine Freude gewesen sein, zum erstenmal einen, wenn auch nur kleinen, Feldzug kommandieren zu können. Er warf den Feind nieder, eroberte die Stadt, und dem Beispiel seines Vaters folgend, der neu eroberte Gebiete gern durch Kolonien gesichert hatte, besiedelte er die Maiderstadt neu und nannte sie, gewiß mit väterlicher Erlaubnis, Alexandropolis — nach dem Muster von Philippopolis. Dies war die erste Alexanderstadt, der später noch so viele folgen sollten.

Welch großes Vertrauen Philipp zu seinem Sohne gewonnen hatte, zeigte er an dem Entscheidungstage von Chaeronea, wo er dem achtzehnjährigen Prinzen das Kommando über die Reiterei auf dem Offensivflügel übertrug, wenn auch erprobte Generale ihm beigegeben waren. Ehrentoll war auch der Auftrag, daß er mit Antipater zusammen die Asche der gefallenen Athener nach Athen überführen durfte. Dies war das einzige Mal, daß Alexander Athen gesehen hat, aber unauslöschlich ist der Eindruck geblieben, den er von dieser einzigen Stadt bekommen hat. Es war nicht nur Politik,

wenn er in der früheren Zeit seiner Regierung sie sichtlich ausgezeichnet hat.

Dieses gute Verhältnis zwischen Vater und Sohn fand sein Ende, als Philipp, bald nach der Rückkehr vom korinthischen Kongreß (337), von einer leidenschaftlichen Liebe zu einer schönen adligen Makedonin Kleopatra, der Nichte des Attalos, erfaßt, diese zu seiner legitimen Gattin erhob. Das bedeutete die Verstoßung der Olympias und konnte auch zu einer Gefährdung des Thronerbrechtes Alexanders führen. Bei der Hochzeitsfeier kam es beim Gelage zu einem furchtbaren Auftritt zwischen Alexander und Attalos, als dieser dem Philipp einen *echten* Thronfolger aus der neuen Ehe wünschte, und zu einem noch schlimmeren zwischen Vater und Sohn. Darauf verließen Alexander und seine Mutter Makedonien. Er geleitete sie in ihre Heimat Epirus und ging darauf selbst zu den Illyriern, ein sehr auffallender Schritt, der schwer zu deuten ist, auf alle Fälle aber zeigt, wie tief das Zerwürfnis war. Und doch ist nach einiger Zeit durch Vermittlung des Demarat von Korinth, der als Philipps Gastfreund nach Pella kam, eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn herbeigeführt worden, worauf Alexander zum Vater zurückkehrte. Das setzt voraus, daß Alexander über sein Thronrecht völlig beruhigt wurde, das Philipp ernstlich vorher auch sicherlich keinen Augenblick beanstandet hatte.

Noch einmal ist es dann zu einer Entfremdung zwischen Vater und Sohn gekommen, die aber nicht tiefer gegangen ist und schnell vorüberging. Pixodaros, ein karischer Dynast, ein Vasall des Großkönigs, hatte Philipp ein Schutzbündnis und zugleich die Hand seiner Erbtochter für einen der Söhne Philipps anbieten lassen. Da Philipp mit Recht der Ansicht war, daß eine Heirat mit dieser persischen Vasallentochter sich für seinen Thronfolger nicht schicke, bestimmte er seinen illegitimen Sohn Arrhidaios zum Eidam. Alexander, der dies mißverstand, fühlte sich hierdurch zurückgesetzt und, übel beraten von seinen Freunden, ließ er sich dazu hinreißen, hinter dem Rücken seines Vaters sich selbst dem Pixodaros zum Eidam anbieten zu lassen. Als Philipp diesen Jugendstreich erfuhr, hat er seinen Sohn über seine Motive aufgeklärt und ihm großmütig verziehen, jene Freunde aber, denen er die Hauptschuld beimaß, darunter Nearch, Harpalos und Ptolemaios, den Sohn des Lagos, zur Strafe vom Hof verbannt.

*Heirath v. Kleopatra mit Alexander des
Molossiers*

Alexander und Philipp

So waren denn Vater und Sohn wieder ausgesöhnt, und auch der Olympias suchte Philipp entgegenzukommen, indem er ihre und seine Tochter Kleopatra mit dem Bruder der Olympias, dem Molosserfürsten Alexander vermählte. Auf diesem Hochzeitsfest zu Aigai war es, im Hochsommer 336, wo Philipp, als er ohne Leibwache in das Theater ging, von einem gewissen Pausanias, einem jungen makedonischen Adligen, erdolcht wurde. Auch dieser tragische Ausgang Philipps hängt indirekt noch mit seiner Eheschließung mit der Attalosnichte zusammen, die schon so viel Unglück über sein Haus gebracht hatte, denn von jenem Attalos war dieser Pausanias früher beschimpft worden, und da er von ihm keine Genugtuung erhalten konnte, Philipp aber die ihm angetane Schmach trotz mehrfacher Bitten ungeahndet ließ, so hatte sich sein Zorn gegen Philipp gewendet. Wenn für Pausanias auch persönliche Rache das Motiv war, hat er doch mit anderen im Komplott gestanden. Nach allem, was zwischen Philipp und Olympias vorgefallen war, *mußte* die Vermutung entstehen, daß sie um den Plan gewußt oder gar ihn angestiftet habe. Erhärten läßt sich ihre Mitschuld in keiner Weise, so nahe sie bei dem rachsüchtigen Charakter der Olympias liegen mochte. Mit aller Entschiedenheit aber muß die Verdächtigung abgelehnt werden, daß Alexander seine Hand im Spiel gehabt habe. Das ist nichts als eine Verleumdung seiner Feinde.

VIERTES KAPITEL

Alexanders Regierung bis zum Perserkrieg

MITTEN in der ungeheuren Erregung, die die Ermordung Philipps in der zu dem prunkvollen Hochzeitsfest in Aigai zusammengeströmten Menge hervorrief, hat sich der Thronwechsel glatt vollzogen. Zur Beruhigung der Volksmenge soll der treue Antipater beigetragen haben, indem er zu ihr von den großen Eigenschaften Alexanders sprach. Für das Heer, das Alexander bei Chaeronea zum Siege geführt hatte, gab es kein Schwanken. So hat denn die makedonische Heeresversammlung, der nach altem Recht die Entscheidung zustand, sofort den Alexander, der damals 20 Jahre alt war, als König akklamiert, und damit war er als legitimer König Makedoniens anerkannt.

Der erste Gedanke des jungen Königs war die Bestrafung der Mörder seines Vaters. Über den Tod des Pausanias liegen zwei unvereinbare Traditionen vor: nach der einen wäre er auf der Flucht sogleich ergriffen und getötet worden, nach der anderen, die vielleicht vorzuziehen ist, hätte Alexander, der sich sogleich im Königsschloß auf den Thron gesetzt hätte, den Pausanias vor sich führen lassen und ihn als Hochverräter dem Gericht der makedonischen Heeresversammlung überwiesen, das ihn den Kreuzestod sterben ließ. Später sind dann bei der feierlichen Bestattung Philipps in Aigai noch weitere Personen, die man für mitschuldig hielt, zur Sühne des Verbrechens hingerichtet worden. Unter ihnen befanden sich auch zwei Brüder aus dem lynkestischen Fürstengeschlecht, Arrhabaios und Heromenes, die zugleich beschuldigt wurden, die Ermordung Philipps deswegen betrieben zu haben, um den Thron Makedoniens für sich zu gewinnen. Für diese Annahme spricht, daß Alexander den dritten Bruder, den Lynkesten Alexander, ge-

schont hat, weil er unmittelbar nach der Ermordung Philipps ihm als König gehuldigt hatte und ihm ins Königsschloß gefolgt war. Die Rücksicht auf Antipater, dessen Schwiegersohn dieser Alexander war, mag den jungen König mitbestimmt haben, aber das Entscheidende war, daß jene Huldigung zeigte, daß dieser Alexander den usurpatorischen Plänen seiner Brüder fernstand. Seine engen persönlichen Beziehungen zu Antipater mögen seine königstreue Gesinnung gefördert haben. Darum fiel auf ihn auch nicht der Verdacht, an der Ermordung Philipps beteiligt gewesen zu sein. Für dieses Verbrechen würde Alexander auch trotz aller Rücksicht auf Antipater keine Gnade gewährt haben. Daß solche lynkestischen Fürsten unter Umständen als Prätendenten in Betracht kommen konnten, zeigt der Umstand, daß später Darius dem dritten Bruder, Alexander, den Thron Makedoniens verhielt, wenn er Alexander den Großen umbringe.

Die Sicherung des Thrones hat noch weitere Opfer verlangt. Da lebte noch jener Amyntas, des Königs Perdikkas Sohn, für den einst Philipp die Regentschaft übernommen hatte, um ihn dann ganz beiseite zu schieben. Da dieser nicht ohne Anhang war, und manche im Lande auf ihn als auf den eigentlich rechtmäßigen Thronfolger blickten, wurde er jetzt nach dem Tode Philipps, gegen den er nie aufzutreten gewagt hatte, für den Thron des neuen jungen Königs eine Gefahr. Er ist daher beseitigt worden, ebenso wie Karanos, ein Halbbruder Alexanders, wohl aus einer früheren Ehe Philipps, der gleichfalls als Prätendent gefährlich werden konnte. Vor allem aber hatte Philipp seinem Sohne Alexander durch seine unpolitische Ehe mit Kleopatra, der Nichte des Attalos, in ihrer hochadligen Sippe eine gefährliche Gegnerschaft hinterlassen. Ehe Alexander nach Asien hinüberzog, hat er die männlichen Mitglieder dieses Geschlechts, die gefährlich werden konnten, beseitigt. Dagegen war er unwillig darüber, daß Olympias zur Befriedigung ihres Hasses gegen die Rivalin das Töchterchen, das diese Kleopatra vor kurzem dem Philipp geboren hatte, in den Armen der Mutter ermordete und die Mutter zum Selbstmord zwang. So haben die Konflikte der Vergangenheit, an denen Alexander keine Schuld trug, viel Blutvergießen herbeigeführt. Aber indem Alexander fest durchgriff, hat er erreicht, daß Thron und Reich, solange er lebte, von Makedonien aus nicht gefährdet worden sind.

Die Nachricht von der Ermordung Philipps ließ die ganze Welt aufhorchen, aber nirgends wirkte sie stärker als in Griechenland. Es zeugt für das diplomatische Geschick des jungen Königs, daß er nach der Ermordung Philipps bei der Audienz, die er den zur Hochzeitsfeier nach Aigai gekommenen griechischen Gesandten erteilte, die Erwartung aussprach, daß die Hellenen „die vom Vater ihm überkommene loyale Gesinnung“ ihm bewahren würden, denn damit gab er kund, daß er wußte, daß der mit Philipp geschlossene Bundesvertrag ein „ewiger“ war, der ihm den Rechtsanspruch auf die Stellung als Hegemon des Bundes gab. In Griechenland aber wurde dieser Rechtsstandpunkt, wiewohl er durch Eid bekräftigt war, in den Wind geschlagen, sobald die Nachricht von der Ermordung Philipps eintraf. Zu frisch noch waren die Paragraphen des korinthischen Bundes, als daß sie in der Gesinnung der Hellenen schon eine Wandlung hätten herbeiführen können. Sofort erhoben sich vielerorts die alten Gegner Philipps in der Hoffnung, die makedonische Hegemonie wieder abwerfen zu können. Allen voran ging Athen, das unter Führung des Demosthenes dem Alexander die Bundeshegemonie verweigerte, in der Hoffnung, selbst die Hegemonie über Hellas wiedergewinnen zu können. Hier hatte man unter dem Eindruck der Niederlage von Chaeronea gerade mit vernünftigen Reformen begonnen, um dem Staat neue Kräfte zu geben, nicht nur auf dem Gebiet der Finanzverwaltung, die der treffliche Lykurg reformierte, sondern auch auf militärischem Gebiet, denn wie in Preußen auf Jena die allgemeine Wehrpflicht folgte, so hatte man in Athen nach Chaeronea soeben durch die Schaffung der Ephebie den obligatorischen Heeresdienst der Bürger neu organisiert. Jetzt wurde das Volk auf die Kunde von Philipps Ermordung von Demosthenes, der im weißen Festkleide bekränzten Hauptes im Rat erschien, in einen Freiheitstaumel gerissen, und man brachte den Göttern Dankopfer für die frohe Botschaft und dem Mörder Pausanias Ehrungen dar. Und doch hatte das Volk soeben erst dem Philipp in Aigai bei der Hochzeitsfeier mit einem goldenen Kranze einen Volksbeschluß verkünden lassen, wonach die Athener jeden Attentäter auf König Philipp, der nach Athen flüchte, ausliefern würden! So drang nun von Athen aus der Ruf nach Freiheit zu den anderen Hellenen. Die Aetoler beschlossen, die von Philipp Verbannten wieder zurückzurufen, die Ambra-

kioten vertrieben die makedonische Besatzung, die Thebaner beschlossen, ihre Kadmea zu befreien; auch im Peloponnes, in Argos, Elis und Arkadien, wurde es unruhig. Aber auch über das Meer hinüber knüpfte Demosthenes geheime Verbindungen mit Attalos an, der damals neben Parmenio in Kleinasien kommandierte und, durch die Thronbesteigung Alexanders in seinen Hoffnungen getäuscht, sein Todfeind geworden war. Alexander hat diesen Attalos nachher, sobald er Beweise für seinen Hochverrat in Händen hatte, beseitigen lassen. Auch mit dem Perserkönig trat Demosthenes wieder in Verbindung.

Sobald Alexander von diesen Abfallgelüsten Griechenlands hörte, stellte er sich, wiewohl auch von den barbarischen Völkern im Norden bedenkliche Nachrichten gekommen waren, an die Spitze seines Heeres und marschierte in Eilmärschen in Hellas ein, um sich, wenn nötig, sein Recht mit dem Schwert zu erkämpfen. Schon hier tritt uns jene Entschlossenheit und Schnelligkeit des Handelns entgegen, durch die er auch weiterhin seine Erfolge erzwingen hat. So hat er auch hier durch sein plötzliches Erscheinen die Aufstandsbewegung im Keim erstickt. Die Thessaler, deren Gebiet er zuerst betrat, erwählten ihn nicht nur an Stelle seines Vaters zum Herzog (Archon) ihres Bundesstaates, sondern erklärten sich auch bereit, ihn als Hegemon des Hellenenbundes anzuerkennen und ihm, wenn nötig, ihre Hilfe zur Bundesexekution gegen Athen zu leisten. Wenn Alexander bei den Verhandlungen mit den Thessalern auf die gemeinsame Abstammung vom Herakles und Achilleus hinwies, so ist es von Interesse zu sehen, wie von vornherein diese Vorstellung seiner heroischen Abstammung in ihm lebendig gewesen ist. Zugleich ist es wieder ein Beispiel für die Bedeutung der Mythen für die Politik (S. 31). Nachdem Alexander nach Süden vordringend auch die Ainianen, Malier und Doloper gewonnen hatte, besetzte er die Thermopylen, berief dorthin eine Amphiktionenversammlung und erreichte auch von den hier versammelten Stammesvertretern die Anerkennung als Bundeshegemon. Dann brach er in verschärften Eilmärschen in Bötien ein und schlug nahe der Kadmea zum Schrecken der Thebaner sein Lager auf. Da verstummte der Jubel in Athen, und entsetzt sahen die Athener, wie falsch Demosthenes den jungen König eingeschätzt hatte, wenn er ihn verächtlich einen „Gimpel“ (Margites) genannt

hatte, der nur in Pella spazieren gehen werde. In gerechtem Zorn stellte Alexander sie in einem Ultimatum vor die Wahl: Krieg oder Anerkennung als Bundeshegemon. Das Volk, das sich auf die Nachricht von Alexanders Anmarsch schon auf einen Kampf gefaßt gemacht hatte, griff erleichtert nach der zweiten Alternative und ließ durch eine Gesandtschaft ihn um Verzeihung bitten, daß es seine Hegemonie nicht sofort anerkannt habe. Demosthenes, der mit zu der Gesandtschaft gehörte, wagte es in seinem Schuldbewußtsein gegenüber Alexander nicht, ihm vors Angesicht zu treten, sondern kehrte auf dem Kithairon um. Alexander aber verzieh den Athenern gern, denn seinen Willen hatte er durchgesetzt und im Herzen trug er seit Aristoteles' Unterricht eine stille Liebe zu Athen. Das Volk von Athen aber überhäufte ihn mit Ehren, noch mehr als seinen Vater Philipp.

Nummehr ließ Alexander von allen Bündnern Gesandte nach Korinth schicken, im besonderen auch von den Peloponnesiern, die ihn noch nicht als Hegemon anerkannt hatten, und ließ gleichzeitig die bisherigen Abgeordneten sich dort versammeln. Auch die Peloponnesier erkannten ihn an, wiederum außer den Spartanern, die die stolze Antwort gaben, es sei bei ihnen seit ihrer Alvorderen Zeit nicht Sitte, anderen zu folgen, sondern selbst andere zu führen. So kam es denn im Herbst des Jahres 336 zu einem zweiten konstituierenden Kongreß zu Korinth, auf dem Alexander mit den Gesandten der Bündnerstaaten den Bundesvertrag erneuerte. Diesmal bedurfte es keiner langen Verhandlungen wie vor zwei Jahren, da der Vertrag nur mit einigen formalen Änderungen auf den Namen Alexanders umgeschrieben zu werden brauchte. Auch dieser Vertrag war ein „ewiger“, auch er wurde auf die Nachkommen des Königs mit ausgedehnt. Nachdem Alexander so als lebenslänglicher Hegemon des Bundes anerkannt war, trat der alte Bundesrat zusammen und übertrug dem Alexander, wie einst seinem Vater, das Amt eines „unumschränkten Oberfeldherrn“ für den Rachezug gegen Persien.

Wir dürfen annehmen, daß dies Ergebnis auf Alexanders Seele einen ganz anderen Eindruck gemacht hat als einst auf König Philipp. Für diesen war der geplante Rachezug doch nur ein Vorwand und Mittel für seine makedonische Großmachtpolitik gewesen. Alexander dagegen, dem durch Aristoteles die Liebe zur

griechischen Kultur eingepflegt war, mußte diesen panhellenischen Gedanken mit größter Begeisterung ergreifen, der ihm Gelegenheit bot, griechische Kultur nach Asien hinüberzutragen. Dazu kam noch ein persönliches Moment, das Vorbild seiner heroischen Ahnen, im besonderen des Achilleus. So ist er in dieser romantischen Vorstellung, als ein zweiter Achilleus die Griechen gegen die Barbaren zu führen, nach Asien hinübergegangen. Aber er ist zugleich auch als König von Makedonien ausgezogen, der neues Land erobern wollte. Wie weit seine Pläne damals gingen, das kann niemand sagen, denn wir können nicht in seine Seele blicken. So wird man für die ersten Jahre seines asiatischen Feldzuges, so lange ihn der panhellenische Auftrag beschäftigte, von einer *Duplizität* seiner Kriegsziele sprechen dürfen.

Je leidenschaftlicher Alexander den Beginn des Rachefeldzuges ersehnt haben wird, desto mehr muß man bewundern, wie er nach seiner Rückkehr von Korinth, im Winter 336/5, nicht etwa den Übergang nach Asien vorbereitete, sondern mit der auch sonst in großen strategischen Fragen ihm eigenen Besonnenheit und kühlen Überlegung als notwendig erkannte, vorerst mit den nordischen Barbaren abzurechnen, um sich den Rücken zu decken, ehe er die Heimat verließ. Es handelte sich vor allem um die zwischen dem Balkan und der Donau wohnenden Triballer, einen thrakischen Stamm, der zwar von Philipp bekämpft, aber noch nicht unterworfen war. Hier sollte sein Machtgebiet, wenn möglich, bis an die Donau vorgeschoben werden, wodurch sein Reich eine feste natürliche Nordgrenze erhalten würde. Dieses politische Ziel war es, das ihn damals nach dem Norden trieb, nicht „der unstillbare Drang seiner tatenhungrigen Seele“, wie man gemeint hat, der ihn in diesem Augenblick doch auch viel eher nach Asien geführt hätte.

Schon bei diesem ersten Kriegszug Alexanders tritt uns die Umsicht und Sorgfalt entgegen, mit der er seine Feldzüge allezeit vorbereitet hat; hat er doch von Byzanz Kriegsschiffe über das Schwarze Meer in die Donau einfahren und bis zu einem von ihm angegebenen Punkt hinauffahren lassen, um sie dort mit seinem Landheer kooperieren zu lassen, und wenn er sie an der richtigen Stelle vorgefunden hat, so läßt das auf eine sehr genaue vorgängige Aufklärung über das feindliche Gebiet schließen. Auch sonst finden

wir schon bei diesem Donaufeldzug, wie auch bei den sich anschließenden Kriegstaten dieses Jahres 335 in Illyrien und Griechenland alle die strategischen und taktischen Vorzüge seiner Kriegsführung, die ihn zu einem der ersten Feldherren aller Zeiten gemacht haben. Es verdient dies um so mehr hervorgehoben zu werden, als Parmenio, der bewährte alte General seines Vaters, auf den neuerdings alle Erfolge Alexanders zurückzuführen vergeblich versucht worden ist, damals in Kleinasien kommandierte und an diesen Feldzügen gar nicht teilgenommen hat. Auch Antipater, der andere große General Philipps, war nicht bei ihm, denn dieser war mit einem Teil des Heeres in Makedonien als Reichsverweser zurückgelassen, um für die Ordnung im Reich und in Hellas zu sorgen.

Im Frühling 335 brach Alexander von Amphipolis auf. Er marschierte vom Strymon an der Küste entlang bis zum Nestos (Karasu), zog diesen hinauf und bog dann über das von seinem Vater gegründete Philippopol auf den Chodscha-Balkan zu, wo er den Schipkapaß von den „autonomen“ Thrakern besetzt fand, die sich hinter einer Wagenburg verschanzt hatten. Als diese durch herabrollende Wagen die makedonische Phalanx zu zerreißen versuchten, ließ Alexander seine Hopliten teils Gassen bilden, durch die die Wagen hindurchsausten, teils ließ er sie dicht gedrängt, die Schilde über den Häuptern, sich auf den Boden werfen, so daß die Wagen, ohne Schaden zu tun, über diese Schilddächer hinwegfuhren. Diese Manöver wurden von den Truppen im Moment der Gefahr mit einer Ruhe und Präzision ausgeführt, als ob sie auf dem Exerzierplatz übten, so daß er auch nicht *einen* Mann durch die Wagen verloren hat. Gleich dies erste Rencontre erinnert uns daran, daß es *die erste Armee der Welt* war, die Alexander von seinem Vater überkommen hatte. Nachdem dann der Schipkapaß gestürmt war, und Alexander nach Norden in die Ebene hinabgestiegen war, flüchtete Syrmos, der König der Triballer, mit den Frauen und Kindern seines Volkes auf eine Donauinsel, deren Lage nicht sicher zu bestimmen ist (vielleicht bei Nikopol?), das Heer der Triballer aber, das sich nach Süden zurückgezogen hatte, erlitt eine vernichtende Niederlage. Als Alexander drei Tage später an der Donau ankam, fand er hier die von Byzanz ausgefahrenen Kriegsschiffe vor, aber bei der Steilheit der Ufer gelang es ihm

nicht, mit ihrer Hilfe Truppen auf der Insel, auf die Syrmos geflüchtet war, zu landen.

Da verfiel Alexander auf den genialen Gedanken, durch eine überraschende Kraftleistung seines Heeres den Widerstandsgeist seiner Feinde zu brechen. Er beschloß, die Donau plötzlich zu überschreiten und die Geten, die am jenseitigen Ufer lebten, zu Paaren zu treiben, um durch diese überraschende Demonstration auch auf Syrmos zu wirken. Aber zu diesen politisch-militärischen Motiven kam noch ein rein persönliches hinzu: *„Es ergriff ihn die Sehnsucht“*, sagt unsere beste Quelle zum erstenmal mit einer noch öfter wiederkehrenden Wendung, *„über die Donau hinüberzugehen.“* *Das war diese irrationale Sehnsucht nach dem Unbekannten, Unerforschten, Geheimnisvollen*, die in späteren Jahren seiner Entwicklung ihn zu den Grenzen der Erde getrieben hat, jetzt in seiner jungen Seele, der die Weltherrschaftsgedanken noch fremd waren, ihn dazu trieb, einen Blick in die unbekannte fremde Welt jenseits seiner neuen Reichsgrenze zu werfen. In aller Stille bereitete er den Übergang vor. Von allen Seiten wurden die Einbäume, die die Eingeborenen beim Fischen gebrauchten, zusammengebracht, die Zeltfelle seines Lagers mit Heu gestopft und so in Schwimmunterlagen verwandelt. Mit diesen primitiven Hilfsmitteln und dazu den Kriegsschiffen setzte er im Schweigen einer dunklen Nacht so viele seiner Truppen, als er konnte, über die Donau. Noch ehe die Morgenröte den Himmel färbte, standen 1500 Reiter und 4000 Mann Fußtruppen auf dem jenseitigen Ufer. Noch im Morgenrauen führte Alexander seine Truppen durch die sie verdeckenden mannshohen Kornfelder; dann brach er mit seinen Reitern hervor und warf sich auf die vor ihrer Stadt lagernden Geten. Völlig überrascht durch diese schier unbegreifliche Tollkühnheit Alexanders jagten die Geten, wiewohl an Zahl weit überlegen, zurück zu ihrer Stadt, rissen Frauen und Kinder auf ihre Pferde und verschwanden nach Norden in der weiten Steppe. Alexander aber zerstörte die geplünderte Stadt, brachte am Nordufer der Donau dem Zeus, dem Retter, und dem Herakles und dem Donaugotte, der ihm den Übergang gestattet hatte, Opfer dar und führte noch am selben Tage sein Heer wieder ins Lager auf das Südufer zurück, ohne einen Mann verloren zu haben.

Diese fast wunderbare Expedition hatte den beabsichtigten Er-

folg, daß König Syrmos sich und seine Triballer dem Alexander unterwarf. Auch andere benachbarte Stämme südlich der Donau schickten Gesandte und huldigten dem König. Sogar bis zu den Kelten, die damals vom Adriatischen Meer her ostwärts vorgezogen waren, drang der Ruhm seiner Taten, so daß sie durch Gesandte um seine Freundschaft baten. Der Schrecken vor Alexander hat lange nachgewirkt. Fast 50 Jahre hat es gedauert, bis die Kelten nach Makedonien und Griechenland einzufallen wagten.

Alexander wollte nun auf westlichem Wege über Pänonien nach Makedonien zurückkehren. Da überraschte ihn im Gebiet der ihm treuen Agrianer, etwa in der Gegend von Sofia, die Nachricht, daß Kleitos, der König der Illyrier (im heutigen Albanien), abgefallen sei. Sofort marschierte er (etwa im August) in Eilmärschen, wohl über Küstendil, dann den Erigon (Cerna) aufwärts auf die wichtige Sperrfestung Pellion zu, die den Paß von Obermakedonien nach Illyrien beherrschte, fand sie aber schon in der Hand des Feindes. Wohl gelang es ihm, die Illyrier von den Höhen zu vertreiben und sie in der Stadt einzuschließen, aber die geplante Belagerung wurde durch den Zuzug des gleichfalls aufständischen Taulantinerfürsten Glaukias gestört. Alexander mußte zurückweichen und entging der Umklammerung durch die Feinde nur durch ein glänzendes Manöver. Endlich gelang es ihm, den Feind in offener Schlacht überraschend zu schlagen, so daß dieser nach Pellion zurückging, die Stadt anzündete und entfloh. So war Alexander, wenn auch in gefährlichen Kämpfen, auch hier Sieger geblieben. Es war ein Glück, daß er so schnell zum Ziel gekommen war, denn kaum hatte er Pellion besetzt, da traf ihn die Kunde von einer gefährlichen Erhebung in Griechenland, die sein sofortiges Einschreiten erforderte.

Wohl hatten die Griechen, solange Alexander in Makedonien weilte, Ruhe gehalten, wiewohl die makedonenfeindlichen Parteien in den Städten seine Hegemonie als einen schweren Druck empfanden. Als der König aber nach dem Norden abgegangen war und länger und länger in unbekanntem Fernen verweilte, aus denen keine Nachrichten kamen, da bemächtigte sich der Griechenwelt allmählich eine unruhige Spannung. Inzwischen war der neue Großkönig Darius III., der im Mai 336 auf den Thron gekommen war, dadurch, daß seine Truppen mit der makedonischen Avantgarde in

Kleinasien bereits in Kampf geraten waren, auf die von Westen drohende Gefahr aufmerksam geworden, und da er gewiß über die Kriegsbeschlüsse der Hellenen von 337 und 336 wie über die Stimmungen in Griechenland orientiert war, glaubte er nach bewährten Mustern sich den Alexander am leichtesten vom Leibe halten zu können, wenn er die Griechen mit seinem Golde auf seine Seite zöge. So forderten Abgesandte des Großkönigs die einzelnen Staaten zum Abfall von Alexander auf und boten große Summen als Subsidien an. Nur Sparta, das außerhalb des Bundes stand, hat das Gold angenommen. Die Bundesstaaten dagegen, auch Athen, hielten korrekt zu dem vor kurzem erst beschworenen Vertrage und lehnten ab. Demosthenes jedoch trug kein Bedenken, 300 Talente vom Großkönig anzunehmen, um damit für den Anschluß an Persien Propaganda zu machen, wiewohl auch seine Vaterstadt den Alexander zum Oberfeldherrn gegen Persien gewählt hatte. Es war ein leichtfertiges Spiel, das er auf eigene Faust begann, und er trägt einen großen Teil der Verantwortung für das Unglück, das über Griechenland kam. Die Aufregung in Hellas, die schon durch diese persischen Angebote gesteigert worden sein muß, wuchs immer mehr, je länger Alexander abwesend blieb, und erreichte ihren Höhepunkt, als sich das Gerücht verbreitete, Alexander sei im Kampf mit den Triballern gefallen. Demosthenes benutzte dies geschickt als Agitationsmittel, indem er in der athenischen Volksversammlung einen Verwundeten vorführte, der behauptete, er sei in derselben Triballerschlacht verwundet worden, in der Alexander gefallen sei, und so verbreitete sich der Glaube an den Tod Alexanders. Das ist für die rechtliche Beurteilung der nun folgenden Erhebung von großer Bedeutung. Denn war Alexander tot, so war der korinthische Bundesvertrag, wiewohl er auch auf die Nachkommen Alexanders verpflichtete, bei dem Fehlen solcher Nachkommen null und nichtig, und die griechischen Staaten hatten die Freiheit des Handelns wie vor Chaeronea zurückbekommen. So erhoben sich denn die Thebaner, denen die makedonische Besatzung ihrer Kadmea eine tägliche Schmach war, aufgereizt von den aus Athen heimlich herbeigeholten Verbannten. Sie ermordeten einige makedonische Offiziere der Besatzung der Kadmea und begannen die Belagerung der Burg im Vertrauen auf die Unterstützung Athens, das ihnen durch Demosthenes Waffen sandte, die er mit dem persischen Geld er-

worben hatte. Auch die Arkader erhoben sich und sandten ein Heer zum Isthmos und ließen sich auch durch eine Botschaft des Antipater nicht davon abbringen. Auch Aetolien und Elis gerieten in Bewegung.

Diese Hiobsposten erreichten Alexander, als er gerade den Kampf um Pellion siegreich beendet hatte. Sofort führte er sein Heer, wie-wohl es eben erst schwere Kämpfe hinter sich hatte, in starken Eilmärschen (im Durchschnitt 30 km täglich) gegen Theben. Schon am dreizehnten Tage stand der Totgeglaubte in Bötien bei Onchestos. Die Thebaner meinten, das könne nur Antipater sein, der von Makedonien aus herangerückt sei, und als man meldete, es sei doch Alexander, meinten sie, dann könne es nur der Lynkestier Alexander sein, von dem sie vielleicht annahmen, er hätte nach Alexanders d. Gr. Tod den makedonischen Thron gewonnen. Am nächsten Tage sollte ihnen jeder Zweifel vergehen, da stand Alexander vor ihrer Stadt. Für die richtige Auffassung dieses Feldzuges Alexanders ist wichtig, was oft übersehen ist, daß er ihn als Hegemon des korinthischen Bundes als Bundesexekution gegen abtrünnige Bundesmitglieder geführt hat. Das ist auch die Auffassung der Griechen gewesen; darum sind auch aus den benachbarten, ihm treu gebliebenen, mit Theben verfeindeten Staaten eiligst kleinere Kontingente zu ihm gestoßen, entsprechend den Bestimmungen des Bundesvertrages. Zumal Alexander erfahren haben wird, daß man ihn für tot gehalten hatte, wodurch die Rechtslage völlig verschoben war, bemühte er sich zunächst, die abtrünnigen Thebaner ohne Blutvergießen wieder in den Bund zurückzuführen. Als er ihnen dies anbot, falls sie Reue zeigten, antworteten sie jedoch mit einem Angriff ihrer Reiter auf seine Vorposten. Erst mit der Weigerung gegenüber dem lebenden Alexander begann die furchtbare Schuld der Thebaner. Am nächsten Tage zog der König um die Stadt herum und lagerte auf der Südseite vor dem noch heute in imposanten Resten vorhandenen Tor der Elektra, in das die Straße von Athen her mündet. Hier war Alexander der belagerten Besatzung der Kadmea am nächsten, da deren Südmauer mit der Stadtmauer hier zusammenfiel. Die Thebaner hatten ein doppeltes Pfahlwerk draußen vor dem Tor errichtet, um die makedonische Besatzung von der Außenwelt abzuschneiden. Auch jetzt noch zögerte Alexander mit dem Angriff in der Hoffnung auf den Erfolg fried-

licher Verhandlungen. Als er den Thebanern aber nochmals Wiederaufnahme in den Bund verhiess, wenn sie ihre Haupträdelsführer auslieferten, antworteten sie höhnisch mit der Forderung, er solle ihnen den Kommandanten der Kadmea und den Antipater ausliefern, und durch Heroldsruf ließen sie von einem hohen Turm aus verkünden, wer mit ihnen und dem Großkönig Griechenland von der Tyrannis Alexanders befreien wolle, solle zu ihnen kommen. Hiernach konnte der König nicht zaudern, das Schwert zu ziehen, und er beschloß voll Zorns, die Stadt anzugreifen. Noch ehe er aber das Zeichen zum Angriff gegeben hatte, stürmte Perdikkas mit seinem Regiment gegen jene Verschanzungen vor und eröffnete den Kampf, der sich nun zu einer allgemeinen Feldschlacht vor der südlichen Stadtmauer entwickelte. Als die vorausgeeilten Truppen des Perdikkas in einem Hohlweg in die Flucht geschlagen wurden, griff Alexander mit den Kerntruppen ein. Nun wurden die Thebaner trotz tapferster Gegenwehr in die Flucht geschlagen, und die dicht nachdrängenden Makedonen konnten mit den fliehenden Thebanern zugleich durch das Elektrator in die Stadt eindringen. Andere Abteilungen vereinigten sich mit der Besatzung auf der Kadmea und stürmten von hier aus mit ihnen in die Stadt hinab, wo die Thebaner beim Amphion noch einmal, aber vergeblich Widerstand versuchten. Ein furchtbares Blutbad wurde unter der Bevölkerung angerichtet, wobei der alte Haß der Böötier und Phoker noch mehr als der Zorn der Makedonen zum Ausbruch kam.

Was sollte nun mit der eroberten Stadt geschehen? Als Hegemon des Bundes berief Alexander eine außerordentliche Bundesrats-sitzung und überwies dieser die Entscheidung über diese Frage, denn nicht dem Hegemon, sondern dem Synhedrion stand diese Entscheidung zu. Nur die benachbarten Bündner, vor allem Phoker und Böötier, werden in Eile ihre Abgeordneten geschickt haben können, und so kam denn nun in der Sitzung der ganze Haß der Unterdrückten, die seit vielen Generationen unter der Vorherrschaft Thebens gelitten hatten, zum hemmungslosen Ausbruch. Der ganze Jammer des griechischen Partikularismus ergreift uns bei diesem Schauspiel! Wie einst die Thebaner und Korinther nach dem Zusammenbruch des attischen Reiches (404) die Vernichtung Athens verlangt hatten, so forderten jetzt die Abgeordneten die Vernichtung Thebens, und kein Bündner fand sich, der, wie damals Sparta —

ruhmvollen Angedenkens! — diesen Beschluß verhindert hätte. Freilich, Sparta hatte damals auf die unvergänglichen Verdienste hinweisen können, die Athen sich in den Freiheitskriegen gegen die Perser erworben hatte, während diesmal die Abgeordneten auf den Hochverrat hinwiesen, den die Thebaner damals wie jetzt durch das Zusammengehen mit dem Perser an Griechenland begangen hätten. Aus diesen Motiven heraus wurde der Bundesbeschluß gefaßt, Theben dem Erdboden gleichzumachen, das Land (außer dem heiligen Land) unter die böotischen Bündner aufzuteilen und auf der Kadmea eine dauernde makedonische Besatzung zu belassen, die Gefangenen aber sowie die Frauen und Kinder in die Sklaverei zu verkaufen und die thebanischen Flüchtlinge für das ganze Bundesgebiet für vogelfrei zu erklären. Gewiß hätte Alexander, wenn er gewollt hätte, mildernd auf den Ratsbeschluß einwirken können, aber im Interesse der von ihm aufgenommenen panhellenischen Idee und des Rachezugzuges gegen Persien mußte ein exemplarisches Strafgericht über die Aufrührer, die sich außerhalb des Bundes gestellt und dem Perser in die Hände gearbeitet hatten, als notwendig erscheinen. So hat er nicht gezögert, als Hegemon den Befehl zur Ausführung des Beschlusses zu geben, und so wurde das heilige alte Theben, die Stadt des Kadmos und Oedipus, die Stadt des Epaminondas, vom Erdboden vertilgt. Und doch haben die Zeitgenossen den Eindruck gehabt, daß Alexander schwer an dieser Erinnerung getragen hat, denn wo sich ihm später Gelegenheit bot, einzelnen Thebanern Gnade zu erweisen, hat er es getan. Daß er nicht wie ein „rasender Dämon“, sondern unter dem Zwange politischer Überlegungen und mit einem tiefen Zwiespalt in seiner griechischen Seele den Befehl zur Zerstörung der Stadt gegeben hat, dafür spricht, daß er das Haus des Pindar, des großen thebanischen Dichters, zu schonen befahl, wie es auch feststeht, daß er sich erst nach ernstlichen Versuchen der Versöhnung zur Schlacht entschlossen hatte. Daß er jetzt ohne Gefahr den sämtlichen anderen Aufrührern Verzeihung gewähren konnte, war eine ihm gewiß erwünschte Konsequenz des furchtbaren Exempels.

Am meisten überrascht waren hiervon die Athener, die in ihrem Schuldbewußtsein als die intellektuellen Urheber des griechischen Aufstandes auf die erschütternde Nachricht von der thebanischen Katastrophe, die in die Feier der großen Mysterien wie ein Blitz

hineinfuhr, allerdings alle Veranlassung hatten, die Strafe des Siegers zu fürchten, wenn sie auch das verheißene Hilfsheer vorsichtig zurückgehalten und so die Thebaner im Stich gelassen hatten. Daß sie dem König sofort durch eine Gesandtschaft Glück wünschen ließen zur glücklichen Heimkehr aus dem Norden und *gar zur Bestrafung des thebanischen Aufruhrs, ist eine solche Würde-losigkeit, daß sie selbst durch ihre Todesangst nicht entschuldigt wird.* Erst als sie seine Geneigtheit zur Milde sahen, wagten sie, auf seine Forderung, die Hauptführer ihrer antimakedonischen Politik, den Demosthenes an der Spitze, auszuliefern, in einer zweiten von Phokion geführten Gesandtschaft ihn um die Zurückziehung dieses Verlangens zu bitten. Alexander, dem es, ganz abgesehen von seiner Liebe zu Athen, sehr darauf ankommen mußte, diese immer noch stärkste Seemacht in Griechenland nicht dem Perser in die Arme zu treiben, verzichtete und gab sich damit zufrieden, daß einer seiner schärfsten Gegner, der Feldherr Charidemos, verbannt wurde. Dieser ist dann zum Großkönig gegangen, und andere Unversöhnliche sind ihm gefolgt.

FÜNFTES KAPITEL

Der Perserkrieg bis Ekbatana (330)

SO war denn die Ruhe in Griechenland wiederhergestellt, und Alexander konnte sich nach seiner Rückkehr nach Makedonien (Oktober 335) endlich den Rüstungen zum asiatischen Feldzuge widmen. Aber es war doch nur eine erzwungene Ruhe in Hellas. Niemand sah das nach den trüben Erfahrungen dieser beiden letzten Jahre klarer als Alexander. Er hat daraus sowohl für seine Rüstungen wie für den Kriegsplan seine Folgerungen gezogen. Bei dem Mißtrauen, das er gegenüber einem großen Teil der Griechen haben mußte, hat er die Hälfte seines makedonischen Aufgebotes, 12 000 Phalangiten und 1500 Reiter, unter dem Kommando des getreuen Antipater in Makedonien zurückgelassen. Diesem war im besonderen als Stellvertreter des Hegemon, vielleicht mit dem Titel eines Strategen, auch die Beobachtung der Bündner übertragen. Dasselbe Mißtrauen führte Alexander dazu, an Kontingenten von den Bündnern nur gerade so viele Truppen anzubieten, als die Rücksicht auf den panhellenischen Rachefeldzug zu erfordern schien. Abgesehen von der Flotte von 160 Trieren, die von den Bündnern gestellt waren (daher die „griechische Flotte“ genannt), werden nur 7000 Mann zu Fuß und 600 Reiter erwähnt, dazu 1500 thessalische Reiter. Die letzteren, die dem König als ihrem Herzog persönlich besonders verbunden waren und sein besonderes Vertrauen genossen, haben in den großen Schlachten in Asien eine bedeutende Rolle gespielt. Dagegen suchen wir die 7000 Bündner zu Fuß vergeblich in der Front. Man hat den Eindruck, daß Alexander die griechischen Kontingente, abgesehen von den Thessalern, mehr als Geiseln mit sich geführt hat, die ihm die Ruhe in Hellas sichern helfen sollten. Auch die „griechische Flotte“ wurde anfangs

sehr vorsichtig eingesetzt. Dies wurde ihm allerdings auch durch die große, nicht nur quantitative, sondern auch qualitative Überlegenheit der etwa 400 Kriegsschiffe zählenden persischen Flotte mit ihren ausgezeichneten phönikischen und kyprischen Schiffen diktiert.

Diese maritime Überlegenheit des Feindes wirkte auch bestimmend auf den Kriegsplan Alexanders. Da die persische Flotte das Meer beherrschte, lag die größte Gefahr für ihn in der Möglichkeit, daß der Großkönig den Krieg nach Griechenland hinüberspielen und mit Hilfe seiner ungemessenen Schätze die Griechen zum Kampf gegen Alexander treiben könnte. Da eine Entscheidung zur See bei der Kleinheit und auch der Unsicherheit der griechischen Flotte Alexander nicht möglich war, hat er den genialen Plan gefaßt, das maritime Übergewicht des Gegners dadurch zu paralisieren, daß er die Küstengebiete des persischen Reiches am Mittelmeer mit seinem Landheere eroberte, um die Rekrutierungsgebiete und Stützpunkte der persischen Flotte, namentlich die phönikische Küste, in seine Hand zu bekommen. Alexander ist nicht eher in das Innere Asiens hineingezogen, als bis er dieses Programm mit eiserner Energie bis auf den letzten Punkt durchgeführt hatte. Wir wissen freilich nicht, wieweit dieser strategische Plan etwa schon von vornherein gefaßt war oder erst im Verlauf seines siegreichen Vordringens festere Gestalt gewonnen hat, denn wir ahnen nicht, wieweit beim Übergang nach Asien seine Eroberungspläne gingen.

So ruhte die ganze Kraft Alexanders auf seinem Landheer. Auf ihm, vor allem auf seinen unvergleichlichen makedonischen Kerntruppen, die ihm sein Vater Philipp in unübertrefflicher Ausbildung hinterlassen hatte, aber auch auf der Selbstsicherheit des militärischen Genies basierte *die absolute Siegeszuversicht*, die die Seele des jungen Königs erfüllte, und die er auch seinen Makedonen, die mit Begeisterung an ihm hingen, einzuflößen verstand. Ohne diese Siegeszuversicht und den alles überwindenden Siegeswillen wären viele seiner Handlungen und Erfolge ganz unverständlich. Und doch stand numerisch sein Heer dem Gegner weit nach. Einschließlich jener griechischen Kontingente und etwa 5000 griechischer Söldner sowie der Kontingente der Thraker, Agrianer und anderer Balkanvölker, belief sich das Heer Alexanders beim Über-

gang nach Asien nur auf etwa 30 000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter. Unter letzteren waren 1500 makedonische Reiter (Hetären), die, abgesehen von der königlichen Ile, aus den unter Philipp hinzugekommenen Küstenländern rekrutiert waren, während die Aufgebote des Adels aus den altmakedonischen Landschaften unter Antipater zurückblieben. So ist es gekommen, daß die altmakedonische Opposition, die sich 'später gegen Alexander regte, als er über die makedonischen Interessen hinausging, mehr von dem makedonischen Fußvolk als von den Hetären ausgegangen ist.

Die Frage, über wieviel Truppen Darius verfügte, läßt sich in dieser Formulierung überhaupt nicht beantworten, denn sein Weltreich, das sich bis an die Grenzen Indiens erstreckte, bot theoretisch unberechenbare Möglichkeiten, die freilich in der Praxis bei den ungeheuren Entfernungen durch die Schwierigkeiten der Aushebung bedeutend eingeschränkt waren. So können wir nur fragen, wieviel Truppen der Großkönig dem Alexander in den einzelnen Schlachten gegenübergestellt hat. Sehen wir von den phantastischen Riesenzahlen ab, die hier wie einst bei den Perserkriegen des V. Jahrhunderts in der Tradition begegnen, so bleibt doch bestehen, daß Alexander in den drei großen Feldschlachten — am Granikos, bei Issos und Gaugamela — über eine von Schlacht zu Schlacht wachsende Übermacht seine Siege erfochten hat. Neben seinen persischen und ostiranischen Kerntruppen vertraute der Großkönig, wie seine Vorgänger, vor allem auf seine griechischen Söldner, die trotz des Bundesbeschlusses von Korinth, wonach kein Grieche Solddienst beim Perser nehmen durfte, zu vielen Tausenden ihm gedient und zum Teil bis zuletzt ihm Treue bewahrt haben.

Noch stärker war die Unterlegenheit Alexanders bezüglich der finanziellen Hilfsmittel. Der Großkönig verfügte über unbegrenzte Gold- und Silberschätze, die in seinen Residenzen aufgespeichert waren. Alexander hatte bei seinem Regierungsantritt im Staatschatz kaum 60 Talente in bar vorgefunden, hatte dagegen eine Schuldenlast von 500 Talenten übernommen, zu denen er selbst noch weitere 800 Talente Schulden hinzufügen mußte. Vorausgesetzt, daß diese Zahlen richtig überliefert sind, wäre es bemerkenswert, daß er nach einer anderen Angabe, die ebensowenig kontrollierbar ist, beim Aufbruch nach Asien nur noch 200 Talente

Schulden gehabt haben soll. Jedenfalls ist Alexander verschuldet über den Hellespont gezogen. Nur 70 Talente soll er damals für die Unterhaltungskosten des Heeres flüssig gehabt haben und Proviant nur für 30 Tage. Wenn er nicht jene Siegeszuversicht gehabt hätte, könnte man ihn einen Abenteurer nennen, aber er rechnete mit völliger Sicherheit darauf, daß das Feindesland sein Heer ernähren würde, und er hat richtig gerechnet.

Mit seiner Siegesgewißheit hängt es zum Teil auch zusammen, daß er sich von vornherein einen Historiographen mitnahm, der seine Großtaten in Asien den Griechen in einem Geschichtswerk künden sollte. Es war Kallisthenes von Olynth, Neffe und Schüler des Aristoteles, den dieser dem König zu diesem Zweck empfohlen hatte, schon damals berühmt durch eine vor kurzem erschienene Griechische Geschichte (Hellenika). Durch ihn, der Alexander namentlich als den Vollender der panhellenischen Idee feiern sollte, gedachte Alexander im besonderen auch die Stimmung in Griechenland zu beeinflussen, doch sollten zugleich auch die Wunder des Morgenlandes, die der König zu schauen hoffte, den Griechen durch seine Feder geschildert werden. Die inneren Wandlungen des Königs haben später zu einem tragischen Konflikt mit seinem Historiker geführt. Aber bis dahin hat Kallisthenes, unter den Augen Alexanders selbst, in panegyrischem Tone die erste künstlerische Darstellung des asiatischen Zuges gegeben. Wegen dieser engen Beziehungen zum König beansprucht das, was wir aus seinem Werk erfahren, unser ganz besonderes Interesse, denn wir lernen durch ihn, wie Alexander bei den Griechen aufgefaßt werden wollte, aber wegen der Einseitigkeit des Standpunktes bedarf es natürlich sehr der Kritik des Benutzers. Nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren dagegen die amtlichen Aufzeichnungen der täglichen Handlungen Alexanders in den „königlichen Ephemeriden“, die schon von seinem Regierungsantritt an durch seinen Kanzleichef Eumenes von Kardia geführt worden sind und daher gewiß schon unter Philipp, dem Eumenes schon mehrere Jahre in derselben Stellung gedient hatte, eingeführt waren. Von diesem Amtsjournal können wir uns vor allem dadurch eine Vorstellung machen, daß später Ptolemaios I., der König Ägyptens, es als Quelle für seine Memoiren herangezogen hat, und da Ptolemaios eine Hauptquelle Arrians war, erklärt sich damit der tagebuchartige Charakter, den

dessen Alexanderbuch zeigt. Diese Ephemeriden galten nicht dem Ruhm des Königs, sondern dienten den praktischen Bedürfnissen der Regierung. Außer Kallisthenes finden wir nachher auch andere Historiker wie auch Philosophen und Dichter in der Umgebung des Königs, doch haben diese meistens wohl erst später sich dem wandernden Hoflager angeschlossen. Die Landmesser (Bematisten), die die von Alexanders Heer zurückgelegten Strecken vermessen und in einem Journal verzeichnen sollten, aber auch Angaben über die Eigentümlichkeiten der durchquerten Länder hinzufügten, werden den König von Anfang an begleitet haben, während die Forscher, die später die neuentdeckten Länder im fernen Osten auf Flora und Fauna und Bodenschätze hin zu untersuchen hatten, zum Teil erst allmählich herangezogen sein werden.

Doch schon von vornherein scheint ihm, dem Schüler des Aristoteles, vorgeschwebt zu haben, daß dieser asiatische Zug nicht nur eine militärische Expedition, sondern auch ein großes Kulturereignis werden sollte, indem er nicht nur die griechische Kultur hinüberführen wollte in den Osten, sondern auch Asiens Natur und Kultur den Griechen erschließen wollte. So wurde sein Zug zugleich ein Forschungs- und Entdeckungsunternehmen, durch das die griechische Wissenschaft neu befruchtet werden sollte. In welchem Umfange dies tatsächlich gelungen ist, konnte er damals freilich noch nicht ahnen. Auch werden diese Ziele erst im Verfolg seines siegreichen Vordringens nach und nach festere Gestalt gewonnen haben.

Das Perserreich, gegen das Philipp den Angriff eröffnet hatte und nun Alexander zu Felde zog, hatte zwar nicht mehr die Jugendkraft wie zu Zeiten Darius' I., aber es war auch nicht mehr dieses herabgekommene und innerlich morsche Reich, das noch vor wenigen Dezennien durch die Aufstände der ehrgeizigen Satrapen und Vasallen und den Abfall wichtiger Gebiete wie Ägyptens und Cyperns dem Zerbröckeln nahe gewesen war, denn durch die Energie des Artaxerxes III. Ochos waren nach Überwindung dieser Gefahren und namentlich nach der Wiedereroberung Ägyptens, die freilich in der Hauptsache durch die Hilfe griechischer Offiziere und Söldner gelungen waren, das Weltreich noch einmal wieder fest zusammengeschweißt worden, so daß es als ein starker und imposanter Koloß den Makedonen gegenüberstand. Als Philipp im

Frühling 336 seine Vortruppen über die Dardanellen schickte, hatte noch Arses regiert, der nach dem Tode seines Vaters Ochos (338) durch den allmächtigen Eunuchen Bagoas auf den Thron erhoben war. Aber bald danach (etwa im Mai 336) hatte Bagoas den Arses wieder beseitigt und den Kodomannos, einen Prinzen aus einer Nebenlinie des Achämenidenhauses, auf den Thron gesetzt, der ihn dann sogleich vergiftete, um selbständiger zu werden. Dieser Darius (III.), wie er als König hieß, war der unglückliche Fürst, auf dessen Schultern die Aufgabe fiel, das Reich gegen einen Alexander zu verteidigen. Wohl hören wir von seiner großen persönlichen Tapferkeit, die er in der Jugend im Kampf gegen die Kadusier bewiesen hatte, aber in den entscheidenden Momenten, als er bei Issos wie bei Gaugamela die dämonische Gestalt des vorwärtstürmenden Alexander auf sich zukommen sah, packte ihn beide Male das Grauen, und er riß seinen Wagen herum zur Flucht und ließ seine tapfer kämpfenden Völker im Stich. So trägt er eine große persönliche Mitschuld am Untergang seines Reiches.

Inzwischen waren die Vortruppen Philipps, die unter Parmenio und Attalos nach Kleinasien hinüberschickt waren, nach anfänglichem siegreichem Vordringen wieder bis an die Dardanellen zurückgedrängt worden. Aus den sehr ungenügenden Quellenangaben läßt sich nur erkennen, daß Parmenio, der anfangs über Ephesos bis nach Magnesia am Mäander vorgestoßen war, dort von dem Rhodier Memnon, dem ausgezeichneten General des Großkönigs, geschlagen und zum Rückzug nach Norden gezwungen und bis ans Meer zurückmanövriert war, so daß schließlich nur noch Abydos und Rhoiteion an der troischen Küste in der Hand der Makedonen blieben. Wenn auch die Ermordung Philipps und die Katastrophe des Attalos lähmend und verwirrend auf die Operationen eingewirkt haben werden, gewinnt man doch den Eindruck, daß Memnon sich hier als der bedeutendere Stratege gegenüber Parmenio bewährt hat. Alexander mag mit dem Endergebnis, das ihm für den Übergang nach Asien den Brückenkopf sicherte und die Befreiung der Griechenstädte als ruhmreichen Auftakt ihm vorbehielt, ganz zufrieden gewesen sein. So hat er keine Befehle zu nochmaligem Vordringen gegeben, sondern hat im Herbst 335 den Parmenio nach Pella kommen lassen, damit er ihm bei den Rüstungen zur Seite stehe.

Alexander hat diesem damals etwa 60jährigen, in vielen Schlachten bewährten General seines Vaters dadurch eine einzigartige Stellung über allen anderen Führern seines Heeres gegeben, daß er ihm nicht wie jenen das dauernde Kommando über einen einzelnen Truppenteil überwies, sondern ihn ohne Spezialkommando sich an die Seite stellte. Man darf den Parmenio aber nicht, wie öfter zu lesen ist, als Alexanders „Generalstabschef“ oder als „seinen Moltke“ bezeichnen, denn Alexander hat zwar vor wichtigen Entscheidungen gelegentlich einen Kriegsrat aus den Offizieren oder den ihm persönlich attachierten „Gefährten“ berufen, um mit ihnen zu beraten, aber einen ständigen Generalstab im modernen Sinn hat er überhaupt nicht gehabt. Alexander ist durchaus sein eigener Moltke gewesen. In strategischen Fragen hat er sich denn auch von den meist abweichenden Ansichten des bedächtigen Parmenio nicht beeinflussen lassen, aber als Taktiker hat er zu ihm offenbar größtes Vertrauen gehabt, denn in den drei großen Feldschlachten in Asien hat er ihm die Führung des Defensivflügels übertragen, während er sich selbst die des Offensivflügels vorbehielt. Mit welcher Treue der alte General an seinem Königshause hing, hatte er soeben erst in Kleinasien bewiesen, indem er den Attalos, wiewohl dieser sein Schwiegersohn war, sobald er als Hochverräter entlarvt war, dem Befehl Alexanders gemäß der gerechten Strafe preisgab. Aus Sorge für die Dynastie hat er auch jetzt im Kriegsrat zusammen mit Antipater den Rat gegeben, Alexander solle nicht eher nach Asien hinübergehen, als bis er geheiratet und einen Thronfolger gezeugt hätte. Man begreift, daß Alexander, der leidenschaftlich den Beginn des großen Krieges herbeisehnte, diesen Gedanken weit von sich wies. Aber die Sorge, die sich in jenem Rat aussprach, war nicht unberechtigt, denn wäre bei Alexanders Tod ein aus legitimer makedonischer Ehe hervorgegangener Sohn Alexanders vorhanden gewesen, so würde das Schicksal seines Weltreiches vielleicht ein anderes geworden sein.

Im Frühlingsanfang des Jahres 334 waren endlich alle Vorbereitungen beendet, der Vormarsch konnte beginnen. Alexander führte sein Heer von Amphipolis an der makedonischen Küste entlang an den Hellespont nach Sestos auf dem thrakischen Chersones. Es war ein großes Glück für ihn, daß der Perser nicht daran gedacht hatte, mit seiner weit überlegenen Flotte ihm den

Übergang zu wehren — ein schwer begreiflicher Fehler! So konnte das Heer mit Hilfe der 160 Trieren und der requirierten Kauffahrteischiffe in Ruhe nach dem gegenüberliegenden Abydos übergesetzt werden. Während Alexander diese Aufgabe dem Parmenio überließ, führte ihn selbst sein romantischer Sinn zu den durch die Ilias geheiligten Stätten. Begleitet von Freunden und einer kleinen Schar Fußtruppen zog er an die Südspitze des Chersones, wo ein Tumulus als Grabhügel jenes Protesilaos galt, der nach der Sage einst als erster von den Mannen des Agamemnon bei der Landung drüben den Tod gefunden hatte. Ihm brachte er am Grabe ein Opfer dar, auf daß ihm selbst eine glücklichere Landung gelinge. Als er dann auf seinem Admiralsschiff hinüberfuhr zur troischen Küste, opferte er auf der Höhe der Dardanellen den Meeresgöttern, dem Poseidon, der Amphitrite und den Nereiden, und als er sich dem jenseitigen Ufer genähert hatte, schleuderte er vom Schiff aus seinen Speer in den Sandboden, sprang selbst als erster in voller Rüstung ihm nach auf den Strand hinab und rief aus, daß er Asien als „speergewonnenes Land“ von den Göttern in Empfang nehme. Dieser Speerwurf, durch den er symbolisch vom Feindesland Besitz ergriff, ist zwar nur von Klitarch überliefert, aber er ist so charakteristisch für Alexanders Art, daß wir ihn wohl für historisch halten dürfen. Doch jener Wortlaut seines Ausrufes ist zu unsicher überliefert, als daß er uns Aufschluß über die damalige Weite seiner Kriegsziele geben könnte. Darauf zog er hinauf nach Ilion und schwelgte begeistert in den Erinnerungen an den trojanischen Krieg. Er weihte der Athena seine Rüstung und nahm dafür einen heiligen Schild, der noch aus der Heroenzeit stammen sollte, und opferte am Altar des Zeus Herkeios dem Priamos, der nach der Sage einst von Neoptolemos, dem Sohn des Achilleus, erschlagen war. So suchte Alexander als Nachkomme des Achilleus den Zorn des Priamos zu besänftigen. In der Ebene wurden von ihm und seinem Freunde Hephaistion die Tumuli bekränzt, die für die Grabhügel des Achilleus und des Patroklos angesehen wurden. Dieser Ausflug nach Ilion gewährt uns einen tiefen Einblick in die romantische Seele des jungen Königs.

Nachdem er sich wieder mit seinem Heere vereinigt hatte, das durch Parmenio inzwischen übergesetzt war, führte er es unter steter vorsichtiger Aufklärung des Terrains dem Feinde entgegen,

der, wie man erfahren hatte, nicht weit davon bei Zeleia, südlich vom Marmarameer, seine Truppen zusammengezogen hatte. Auf Befehl des Großkönigs, der von der Größe der Gefahr, die ihm in Alexander nahte, noch keine rechte Vorstellung hatte, waren hier die nächstbetroffenen Satrapen und Feldherren aus den Ländern diesseits des Tauros mit ihren Streitkräften zusammengekommen und hatten sich mit Memnon und seinen Truppen vereinigt. Hier im Kriegsrat zu Zeleia warnte Memnon dringend vor einer offenen Feldschlacht und proponierte vielmehr den Plan, ins Innere zurückzuweichen und durch Verwüstung und Zerstörung der Siedlungen und Saaten Alexander in die äußerste Not zu bringen und zum Rückzug zu zwingen, inzwischen aber mit der Flotte den Krieg nach Europa hinüberzuspielen. Dieser geniale Plan, der von tiefster Einsicht in die prekäre Lage Alexanders zeugt und ihn in eine Situation gebracht hätte ähnlich der Napoleons in Rußland, stieß aber, zumal er von einem Fremden kam, auf den heftigsten Widerstand der stolzen Perser, die sich weigerten, auch nur ein Haus einschern zu lassen. Im Gefühl ihrer Überlegenheit beschlossen sie vielmehr, hier, gewissermaßen an den Toren Asiens, Alexander zur Schlacht zu zwingen, doch waren sie vorsichtig genug, ihm nicht auf weitem Felde zu begegnen, sondern ein Fronthindernis seinem Angriff entgegenzustellen. So zogen sie westlich an den Unterlauf des Granikos, eines vom Ida herabkommenden und in das Marmarameer sich ergießenden Gebirgsflüßchens, und stellten sich auf dem rechten, südlichen Ufer auf. Der Fluß ist dort zwar flach, aber die südlichen Ufer erheben sich dort stellenweise steil bis zur Höhe von drei Metern. Es war ein grober taktischer Fehler, daß sie ihre ausgezeichnete Reiterei (nach Arrian 20 000 Mann) unmittelbar vorn auf den steilen Ufern aufstellten, wodurch ihr die im Ansturm liegende Kraft genommen wurde, und in weiterem Abstand dahinter auf einer flachen Erhebung ihr griechisches Söldnerheer zu Fuß (nach Arrian gleichfalls 20 000) postierten.

Als Alexander mit seinen Marschkolonnen von Nordwest heranrückte und diese für ihn günstige Situation überblickte, beschloß er, diesen Fehler durch einen sofortigen überraschenden Angriff sich zunutze zu machen. Der bedächtige Parmenio riet ihm zwar, ein Lager aufzuschlagen und erst in der Frühe des nächsten Morgens den Angriff zu machen, aber Alexander lehnte den Rat ab und

Plan von
Memnon

ließ seine manövrierkundigen Truppen direkt aus den Marschkolonnen sich zur Schlachtreihe entwickeln. Hier wandte Alexander zum erstenmal die „schiefe Schlachtordnung“ an, die schon sein Vater Philipp in Umbildung des Gedankens des Epaminondas durchgeführt hatte. So teilte er sein Heer in einen rechten Offensivflügel, den er selbst befehligte, und einen linken Defensivflügel, dessen Kommando er dem Parmenio anvertraute. Alexander hat auch die nächsten beiden großen Schlachten bei Issos und Gaugamela mit dieser schiefen Schlachtordnung geschlagen, aber jede der drei Schlachten zeigt, entsprechend den besonderen Verhältnissen, ihre Eigentümlichkeiten, denn Alexander kannte keine Schablone. Der Grundgedanke aller drei Schlachten war, durch die stürmische Attacke seiner auf dem rechten Flügel stehenden makedonischen Reiterei durch den linken Flügel des Feindes hindurchzustoßen und dann nach links schwenkend die feindliche Reihe womöglich aufzurollen, während die in Staffeln langsamer nachfolgenden Regimenter der Phalanx, die in der Mitte stand und links von Reiterei gedeckt war, inzwischen auch an den Feind heranzukommen und ihm zusammen mit der Reiterei standzuhalten hatten. Hier am Granikos war das Besondere, daß Alexander nicht geradeaus auf den *äußersten* linken Flügel des Feindes losstürmte, wo Memnon stand, und wo die Perser in Erwartung Alexanders ihre Reihen besonders dicht aufgestellt hatten, sondern diesen zunächst durch eine unerwartete Attacke von leichten Truppen zu Fuß und zu Pferde und einer Schwadron der schweren Reiter angreifen und beschäftigen ließ, worauf er selbst an der Spitze seiner Hetärenreiterei etwas weiter nach innen, nach links hin, den Angriffspunkt suchte. Unter Trompetengeschmetter und dem Schlachtgeschrei seiner Mannen stürmte er in den damals im Mai angeschwollenen Fluß hinein und drüben hinauf auf die Uferhöhe, wo nun in breiter Linie eine gewaltige Reiterschlacht sich entwickelte, während weiter nach links hin auch seine anderen Truppen nach und nach das andere Ufer erreichten und den Kampf aufnahmen. Am tollsten tobte der Kampf um Alexander selbst, der mit mehreren der persischen Großen im Zweikampf handgemein wurde und zwei von ihnen, darunter Mithridates, dem Schwiegersohn des Darius, persönlich den Todesstoß gab. Alexander selbst kam in die größte Lebensgefahr, als Spithridates, der Satrap von Lydien und Ionien,

während Alexander noch mit Rhoisakes kämpfte, ihm von hinten mit erhobenem Säbel den tödlichen Hieb versetzen wollte. Doch Kleitos, des Dropides Sohn, der Kommandeur der königlichen Ile, rettete ihm das Leben, indem er dem Spithridates den erhobenen Arm abschlug. Wohl ist es erschütternd zu denken, wie anders die Weltgeschichte ihren Lauf genommen hätte, wenn Kleitos nicht im rechten Moment zugeschlagen hätte, und Alexander an der Schwelle seines Ruhmes gefallen wäre. Aber mit Unrecht hat man ihm den Namen eines der größten Feldherren deswegen vorenthalten wollen, weil er hier — und auch später — tapfer mit dreingehauen hat. Bei der schiefen Schlachtordnung war die Stelle des Führers notwendig an der Spitze des Offensivflügels, denn hier allein fand eventuell noch während der Schlacht eine entscheidende Änderung in der Richtung des Angriffs (nach dem Innern zu) statt. Reserven, die wie in der neueren Kriegskunst den Feldherrn nötigten, hinter der Schlachtreihe zu halten, um sie im geeigneten Moment in den Kampf zu schicken, kannte man damals noch nicht.

Als nun Alexander mit seinen Hetären siegreich durchgestoßen war und dann links schwenkend nach dem Zentrum zu drängte, begann die Flucht der persischen Reiter, und da Parmenio inzwischen nach Überschreiten des Flusses in heißem Ringen, bei dem namentlich die thessalischen Reiter sich ausgezeichnet hatten, dem feindlichen Andringen erfolgreichen Widerstand geleistet hatte, brachte auch hier die Niederlage ihres linken Flügels die persischen Reihen ins Wanken, und die Flucht wurde eine allgemeine. Als Alexander nun mit der ganzen Linie zur Verfolgung aufbrach — denn wie seinem Vater war auch ihm die völlige Vernichtung des Feindes das letzte Ziel —, stieß er weiter hinten auf die griechischen Söldner, die nach der unbegreiflichen Taktik der persischen Großen hier völlig unbeteiligt dem Entscheidungskampf der Reiter zugeschaut hatten. Alexander ließ seine Phalanx von vorn angreifen, während die Reiter sie von den anderen Seiten packten, und so wurde diese ausgezeichnete griechische Truppe bis auf etwa 2000 Mann zusammengehauen. Die weitere Verfolgung der Reiter war damit freilich inhibiert.

So war ein herrlicher Sieg in diesen wenigen Nachmittagsstunden eines Maitages des Jahres 334 erfochten, vor allem durch die geniale Führung Alexanders, aber auch durch die bessere Bewaff-

nung seiner Truppen, denn wie der sachverständige Arrian erzählt, siegte in dem entscheidenden Reiterkampf die makedonische Stoßlanze über den persischen Wurfspeer. Da die Perser sich schnell verschossen und bald zum Schwert greifen mußten, waren sie im Nachteil gegenüber den Makedonen, die mit ihren Stoßlanzen, die sie dauernd in der Hand behielten, sich die Feinde leicht vom Leibe halten konnten. Diese Stoßlanzen erwiesen sich um so furchtbarer, als die Makedonen auf Alexanders Befehl sie immer möglichst in das Gesicht der Feinde stießen. Diese hoplistische Überlegenheit muß seinen Reitern von vornherein eine große Siegeszuversicht gegeben haben. Die Verluste gerade der Hetärenreiterei waren gering, nur 25 aus der gegen Memnon vorangeschickten Ile waren gefallen, während die anderen Reiter über 60 verloren hatten, die Fußtruppen etwa 30. Solche kleinen Zahlen klingen verdächtig, aber dazu kommen die Verwundeten, von denen vielleicht noch viele gestorben sind. Von Lysippos ließ Alexander Statuen von jenen 25 Hetären herstellen, die in Dion in Makedonien aufgestellt wurden, und ihren Familien wurde Abgabefreiheit gewährt. Die Perser werden große Verluste gehabt haben, namentlich war ein großer Teil ihrer Führer gefallen. Am Tage nach der Schlacht bestattete Alexander feierlich die Toten, nicht nur die Seinen, sondern auch die Perser. Seine humane Gesinnung zeigte auch sein freundliches Bemühen um seine Verwundeten. Er ließ sich von den einzelnen ihre Wunden zeigen und erzählen, wie sie dazu gekommen waren, und hörte es freundlich mit an, wenn sie dabei auch etwas ruhmredig waren. Man begreift, daß das Heer an einem solchen Führer mit Begeisterung und Liebe hing.

Mit fein berechneter Politik, die ihm durch die trüben Erfahrungen in Griechenland nahegelegt wurde, hat Alexander als Oberfeldherr des panhellenischen Rachekrieges diesen Sieg am Granikos als einen Sieg des korinthischen Bundes in die Welt hinaus verkündet, denn das bedeutet es, wenn er für die 300 persischen Rüstungen, die er nach Athen der Göttin auf die Akropolis als Weihgabe sandte, die Weihinschrift anordnete: „Alexander, des Philippos Sohn, und die Hellenen außer den Lakedämoniern (weihten dies als Beute) von den Barbaren, die Asien bewohnen.“ Kein Wort von seinen Makedonen! Und dabei hatten von den griechischen Kontingenten nur die Reiter mitgekämpft. Bemerkenswert ist auch,

daß er sich selbst hier ohne Königstitel nennt und andererseits die Perser nach dem Sprachgebrauch der panhellenischen Propaganda nicht als Perser, sondern als Barbaren bezeichnet. Ebenso wollte er den Bund ehren und sich nur als den erwählten Oberfeldherrn hinstellen, indem er die gefangenen griechischen Söldner gefesselt zur Zwangsarbeit nach Makedonien schickte mit der Begründung: „weil sie im Widerspruch mit dem Bundesbeschuß der Hellenen, wiewohl sie Hellenen waren, gegen Hellas für die Barbaren gekämpft hätten“. Auch sein Hofhistoriograph Kallisthenes hat diesen Sieg sicher als panhellenischen Sieg gefeiert, denn wenn er die Schlacht auf den „adrastischen Feldern“ geschlagen sein ließ und zur Erklärung des Namens von dem alten König Adrastos erzählte, der in dieser Gegend den Kult der Nemesis begründet habe, so sah er hierin wahrscheinlich eine göttliche Fügung, daß gerade an dieser Stelle Alexander als „Rächer“ Griechenlands den Sieg errungen hatte.

Und doch ist Alexander nicht nur als Oberfeldherr des Bundes gekommen, sondern auch als König, der für sich Land erobern wollte. Jener Erzählung des Klitarch von dem Speerwurf bei der Landung liegt jedenfalls ein richtiger Gedanke zugrunde: als „speergewonnenes Land“ hat Alexander den asiatischen Boden schon bei seinem Betreten betrachtet, wie seine weiteren Handlungen zeigen — in demselben Sinne, wie später seine Diadochen mit demselben Ausdruck ihre Eroberungen legitimiert haben. Wohl hatte Alexander als Oberfeldherr des Bundes als seine erste Aufgabe die Befreiung der Griechenstädte Kleinasiens vom persischen Joch übernommen, aber was außerhalb dieser Städte und ihrer Gebiete lag, das hat er von vornherein für sich erobert. Aber nicht wie ein wüster Eroberer ist er gekommen, der sengend und brennend in das feindliche Land einfiel, sondern als der künftige Herrscher, der in den unterworfenen Völkern seine Untertanen sah, die er mit der neuen Herrschaft aussöhnen wollte, indem er auf ihre völkischen Eigentümlichkeiten Rücksicht nahm und ihnen, soweit es die Sicherheit seiner Herrschaft zuließ, ihre alten Traditionen zu wahren geneigt war, damit sie sich wohlfühlten in den neuen Verhältnissen. Kaum war er in das Land eingerückt, als er auch schon als der neue König zu regieren begann. Sogleich nach der Schlacht am Granikos organisierte er die Verwaltung dieser klein-phrygischen

Satrapie, deren Satrap Arsites aus der Schlacht entflohen war. Er setzte einen vornehmen Makedonen, Kalas, an seine Stelle. Sehr bedeutsam, und für seine Makedonen vielleicht sehr überraschend, war es, daß er dem Kalas nicht etwa einen makedonischen Titel, sondern den altpersischen Titel eines „Satrapen“ (Kschatrapavân = Landpfleger) gab, an den die Bevölkerung seit Jahrhunderten gewöhnt war. Mit dem Titel erhielt Kalas auch dieselben Kompetenzen, die Arsites gehabt hatte. Auch in den Leistungen der neuen Untertanen hat er nichts geändert: dieselben Tribute, die sie bisher dem Großkönig gezahlt hatten, sollten sie jetzt ihm als dem neuen Herrn leisten. Die Residenz dieser Satrapie, Daskylion, ließ er sogleich durch Parmenio besetzen. So trat Alexander hier sofort in die Rechte des Großkönigs ein, dessen Domänen er auch weiterhin für sich als König in Anspruch nahm. Diese Maßnahmen, durch die er die neuen Eroberungen nicht seinem makedonischen Reich einverleibte, sondern sie *selbständig neben dieses stellte*, zeigen uns, daß er von vornherein nicht nur auf eine kleine Arrondierung dieses makedonischen Reiches ausgegangen ist, wenn wir uns auch von der Weite seiner damaligen Pläne und Hoffnungen keine genauere Vorstellung machen können.

Die nächste Wirkung des Sieges am Granikos war, daß zunächst die benachbarten Teile des westlichen Kleinasiens dem Alexander ohne Kampf zufielen. Als er nach Sardes, der Residenz der lydischen Satrapie kam, wurde ihm nicht nur die Stadt, sondern auch die für uneinnehmbar geltende Burg mitsamt ihren reichen Schätzen übergeben, über die er nun einen makedonischen Burgkommandanten setzte. Schon hier zeigte Alexander, daß er nicht gekommen war, zu knechten, sondern zu befreien, und gesonnen war, die Volksindividualitäten zu achten. So gab er dem lydischen Volk, diesem alten Kulturvolk, von dem einst viele Anregungen, namentlich auf religiösem und musikalischem Gebiet, auf die griechische Kultur eingewirkt hatten, ihre alten lydischen Gesetze wieder, die sie vor der Perserherrschaft gehabt hatten. Er zeigte hier aber auch schon, daß er gekommen war, um griechische Kultur in den Orient hineinzutragen, denn oben auf der Burg von Sardes ließ er dem Zeus Olympios, dem panhellenischen Gotte, einen Tempel und Altar errichten.

Nachdem Alexander auch für Lydien einen Makedonen, Asan-

dros, als Satrapen eingesetzt hatte, diesmal aber unter Abzweigung der Finanzverwaltung, die er einem eigenen Beamten überwies, zog er an die Küste nach Ephesos und begann nun, seinem panhellenischen Auftrage gemäß, mit der Befreiung der Griechenstädte. So detachierte er von Ephesos aus größere Korps, um die aeolischen und nördlichen ionischen Städte zu besetzen, während von Süden her Magnesia und Tralles am Mäander ihm ihre Ergebenheit meldeten. Überall ließ Alexander die Oligarchien stürzen und die Demokratien mit ihren alten Gesetzen wieder einrichten. Es geschah dies hier und sonst als Gegenmaßregel gegen das persische Regiment, das immer die Oligarchien begünstigt hatte. Der Persertribut fiel für die befreiten Griechenstädte natürlich fort. Überall wurde die Befreiung von der persischen Herrschaft mit Begeisterung begrüßt und Alexander als der Befreier gefeiert, denn wenn auch die Zuweisung an das Perserreich durch den Königsfrieden den kleinasiatischen Griechen in wirtschaftlicher Hinsicht durch den Anschluß an das Hinterland manche Vorteile gebracht hatte, so daß sie materiell sich besser gestanden hatten als das innerlich zerklüftete freie Mutterland, so lehrt doch die Geschichte der Ionier, daß die Fremdherrschaft alle Zeit als ein schwerer Druck von ihnen empfunden worden war, und auch sie, was man nicht bestreiten sollte, die politische Freiheit als höchstes Gut betrachtet haben. Eine Inschrift aus Priene aus dem III. Jahrhundert v. Chr. hat diesem Gedanken einen schönen Ausdruck verliehen mit den Worten, „daß nichts Größeres es gibt für hellenische Menschen als die Freiheit“.

Die Frage, wie Alexander die befreiten Griechen Kleinasiens organisiert hat, ist bei dem fast völligen Schweigen unserer Tradition schwer zu beantworten. Aber neuerdings sind doch einige Argumente vorgebracht worden, die dafür zu sprechen scheinen, daß, wie die vorgelagerten Inseln schon vorher zum korinthischen Bunde gehörten, jetzt auch die festländischen Griechenstädte diesem Bunde von Alexander angeschlossen worden sind, wie es in der Absicht seines Vaters Philipp zweifellos gelegen hatte. Die einzelnen Maßregeln Alexanders fügen sich dieser Annahme ohne weiteres ein. Etwas Besonderes ist nur, daß die Kleinasiaten nicht wie die Bündner des Mutterlandes zur Stellung von Kontingenten für Heer und Flotte, sondern zur Zahlung von Bundesbeiträgen (*Syntaxeis*)

für die Dauer des panhellenischen Krieges verpflichtet wurden. Daß der ionische Städtebund, der schon vor Alexanders Kommen, etwa seit Mitte des Jahrhunderts, wieder aufgelebt war, auch jetzt weiter bestand, spricht nicht gegen jene Annahme, denn auch im Mutterlande waren ja Bünde als Mitglieder aufgenommen worden. Jedenfalls läßt sich die andere Ansicht, daß Alexander die Kleinasiaten, anstatt sie in den korinthischen Bund einzufügen, etwa in mehreren Lokalbünden organisiert und diese in Abhängigkeit von seiner Person gebracht hätte, nicht erweisen. Ebenso fehlt es auch an Beweisen für die verbreitete Ansicht, daß die Kleinasiaten schon damals nach der Befreiung dem Alexander göttliche Verehrung entgegengebracht hätten. Die Belege, die man dahin deutet, gehören einer späteren Zeit an.

Nur an zwei Punkten der Westküste hat Alexander Widerstand gefunden, und zwar dort, wo griechische Söldner in größeren Mengen vorhanden waren, nämlich in Milet und Halikarnaß. Der persische Kommandant von Milet, der anfangs die Stadt hatte übergeben wollen, widersetzte sich dann im Vertrauen auf das Herannahen der persischen Flotte. Diese mußte freilich draußen bei Mykale ankern, da es der Flotte Alexanders vorher gelungen war, sich bei der Insel Lade direkt vor den Hafen der Stadt zu legen. Mit den Belagerungsgeschützen, die der König hier zum erstenmal anzuwenden Gelegenheit hatte, wurde Bresche in die Mauern gelegt und die Stadt gestürmt, während gleichzeitig die griechische Flotte in den Hafen einfuhr und ihn versperrte. Alexander verzieh den Milesiern, die offenbar unter dem Druck der persischen Besatzung gestanden hatten und gab auch ihnen die Freiheit, wodurch auch sie dem korinthischen Bunde angeschlossen wurden. Sie dankten ihm, indem sie ihn für das nächste Jahr (334/33) zum Stephanephor ihrer Stadt erwählten. In der uns erhaltenen Liste dieser Eponymen heißt er schlicht „Alexander, Sohn des Philippos“ — ohne Königstitel, wie er ja auch als Hegemon des Bundes den Königstitel damals nicht zu führen pflegte. Wenn die Weihinschrift des Athenatempels von Priene ihn als „König“ nennt, so hat er diese Stiftung eben nicht aus Bundesmitteln vollzogen. Obwohl die Flotte ihm vor Milet gute Dienste geleistet hatte, hat er sie damals zum größten Teil aufgelöst, nur die 20 athenischen Schiffe behielt er als Geiseln. Entscheidend für diesen auf den

ersten Blick auffallenden Entschluß war seine Geldknappheit. Vielleicht trug er auch Bedenken, seine Schiffe einer Niederlage durch die bei Samos liegende, weit überlegene persische Flotte auszusetzen.

Viel stärker noch war der Widerstand, den Alexander in Halikarnaß, der Hauptstadt Kariens, fand, denn hier hatte sein größter Gegner, der Rhodier Memnon, dem Darius inzwischen das Oberkommando über die kleinasiatische Küste und über die Flotte übertragen hatte, selbst die Verteidigung übernommen. Hier kam es zu einer längeren Belagerung, zumal die Stadt durch Natur und Kunst stark befestigt war. Ein Teil der persischen Flotte ankerte im Hafen. Doch der überlegenen Belagerungskunst Alexanders konnte die Stadt auf die Dauer nicht standhalten. Nach wechselnden Kämpfen und mehrmaligen vergeblichen Ausfällen der tapferen Garnison mußte Memnon die Stadt räumen und sie dem Sieger überlassen. Nur die beiden Zitadellen von Halikarnaß blieben noch in persischer Hand, doch hielt sich Alexander deswegen nicht auf, sondern ließ für diese ein Korps zurück, das sie nach einiger Zeit zur Kapitulation gebracht hat. Memnon selbst, der mit glänzendem Geschick die Verteidigung geleitet hatte, war nach der Insel Kös entkommen.

Wieweit Alexander davon entfernt war, die Satrapienordnung zu schematisieren, zeigte er hier, indem er die Satrapie Karien der alten Fürstin Ada aus dem karischen Dynastengeschlecht, die früher schon einmal als Witwe ihres Brüdergemahls Idrieus hier regiert hatte, als Satrapin übertrug. Sie war ihm bei seinem Einmarsch huldigend entgegengezogen, hatte ihm die Stadt Alinda, die ihr noch gehörte, ausgeliefert und hatte ihm angetragen, ihn als Sohn zu adoptieren. Alexander hatte ihr die Stadt zurückgegeben, aber die Adoption akzeptiert. Dadurch, daß Alexander nun für die Karer der Sohn ihrer Herrscherin war, war ihnen der Stachel der Fremdherrschaft genommen, und es hat sich hier historisch vollzogen, was später der Alexanderroman aus demselben Motiv für Ägypten und Persien erdichtet hat, indem er den Alexander zum Sohn eines ägyptischen resp. eines persischen Königs gemacht hat. Alexander zeigte durch dies sein Verhalten gegenüber der Ada, daß er Verständnis für die Eigenarten der unterworfenen Völker hatte, denn die uns merkwürdig erscheinenden Nachrichten über die Rolle,

die diese Frau gespielt hat, erklären sich daraus, daß hier in Karien noch Reste des sogenannten „Mutterrechtes“ lebendig waren, das einst in weitem Umfang in der vorgriechischen Mittelmeerwelt gegolten hatte. Da Alexander hier einer Frau, und dazu einer Eingeborenen, das Satrapenamt überwies, ergab es sich wie von selbst, daß er das militärische Kommando davon loslöste und einem makedonischen Offizier übertrug, so daß Ada nur die zivilen Funktionen erhielt. Diese Trennung vom Zivilen und Militärischen, die Alexander hier zum erstenmal vollzog, hat er später prinzipiell durchgeführt, so oft er Orientalen zu Satrapen machte.

Für den Winter sandte Alexander nun die jungen Makedonen, die kurz vor dem Kriege geheiratet hatten, in die Heimat auf Urlaub zu ihren Frauen zurück — eine ebenso staatskluge wie humane Maßnahme, die ihm viel Liebe eingebracht hat. Während er Parmenio mit den Bundeinheiten entsandte, um Phrygien zu besetzen, brach er selbst auf, um noch im Winter an der Südküste Kleinasiens vorzudringen, gemäß seinem strategischen Plan, durch Gewinnung der Küsten die feindliche Flotte zu paralysieren. So ist er an der lykischen und pamphyliischen Küste bis Side entlang gezogen, ohne auf ernstlichen Widerstand zu stoßen. Erst als er, nach Norden abbiegend, durch das pisdische Land zog, hatte er mit diesem wilden Bergvolk heftigere Kämpfe zu bestehen. Über Kelainai ist er dann durch das phrygische Land nach Gordion, der sagenumwobenen phrygischen Hauptstadt am Sangarios, zum Winterquartier gezogen. Dort traf dann auch Parmenio mit seinem Heere ein, dorthin kamen im Frühling auch die Urlauber und die Neuausgehobenen aus der Heimat. Gordion war eben deswegen zum Sammelplatz erwählt worden, weil dies für den Nachschub aus Makedonien besonders günstig lag.

Das erste Kriegsjahr hatte gewaltige Erfolge gebracht. Dank dem Siege am Granikos war ganz Kleinasien bis zum Sangarios dem Alexander zugefallen, bis nach Kilikien heran hatte die persische Flotte keinen Stützpunkt mehr an der kleinasiatischen Küste, kein persisches Heer war mehr in Kleinasien zu sehen, der erste Punkt des panhellenischen Programms war prompt erfüllt: die Griechenstädte Kleinasiens waren vom persischen Joch befreit und dem korinthischen Bunde angeschlossen. Wie die Baugeschichte mancher dieser Städte lehrt, sind sie einer neuen Periode großen Auf-

schwung entgegengegangen. Die weiten Gebiete außerhalb der griechischen Städte waren von Alexander als Königsland in Besitz genommen und wurden von seinen Satrapen verwaltet.

Wie konnte man angesichts des siegreichen Vorwärtstürens des jungen Helden zweifeln, daß er unter ganz besonderem Schutz der Götter stehe? Sandten sie doch auch öfter glückliche Wunderzeichen, die von den Sehern seines Hoflagers, unter denen Aristander von Telmessos damals hervorragte, oder gelegentlich vom König selbst gedeutet wurden. Alexander versäumte nicht, auch abgesehen von den üblichen täglichen Opfern, bei besonderen Gelegenheiten seiner Verehrung und seinem Dank an die Götter sichtbaren Ausdruck zu geben. So hat er in Ephesos, wo er zum erstenmal den Boden einer befreiten Ionierstadt betrat, der Artemis zu Ehren nach einem Opfer mit seinem gesamten, wie zur Schlacht gerüsteten Heere eine feierliche Prozession ausgeführt. Auch ehrte er die Göttin, indem er befahl, daß die Ephesier den bisher an den Großkönig gezahlten Tribut von nun an an die Göttin für ihren Tempelbau entrichten sollten. Bei diesem engen Verhältnis Alexanders zu den Göttern lag es nahe, glückliche Zufälligkeiten auf unmittelbares Eingreifen der Götter zurückzuführen. So traf es sich, daß in dem Augenblick, als Alexander an der pamphyliischen Küste einen ganz schmalen Strandweg passieren wollte, der nur gangbar war, wenn Nordwinde das Meer zurückdrängten, plötzlich der Südwind, der bis dahin geweht hatte, in einen Nordwind umsprang, so daß Alexander hindurchziehen konnte. Nach Arrian hat nicht nur seine Umgebung, sondern auch Alexander selbst hierin eine göttliche Fügung gesehen. Darin liegt keine Überhebung, ja eher ein Einbekenntnis, daß er als Mensch ohne göttliche Hilfe machtlos gewesen wäre. Etwas völlig anderes dagegen hat später sein Hofhistoriograph Kallisthenes daraus gemacht, wenn er in seinem panegyrischen Alexanderwerk erzählte, das Meer sei vor Alexander zurückgewichen und habe sich vor ihm als seinem Herrn gekrümmt und ihm damit seine Proskynese (fußfällige Anbetung) vollzogen, denn damit ist Alexander als ein übermenschliches, göttliches Wesen dargestellt, dem die Elemente huldigen. Doch diese Erzählung steht schon unter dem Einfluß der Erhebung Alexanders zum Sohne des Ammon (331), und das Bild der Proskynese weist wohl auf die Zeit hin, wo Alexander anfang, von seinen persischen

Wunder

Untertanen diese orientalische Zeremonie entgegenzunehmen (330). Dagegen zur Zeit jenes Erlebnisses an der pamphyliischen Küste lagen Alexander und seiner Umgebung solche Gedanken noch völlig fern. Nur als einen Liebling und Schützling der Götter ließ ihn dies Ereignis erscheinen.

An ein anderes großes Problem der Alexandergeschichte, das allmähliche Keimen des Weltherrschaftsgedankens, gemahnt uns ein Vorgang, der sich jetzt in Gordion abgespielt hat. Hier war im Volk ein alter Orakelspruch bekannt, nach dem derjenige Herr von Asien werden sollte, dem es gelänge, an dem alten Wagen des Königs Gordios, der dort auf der Burg aufbewahrt wurde, den als unlösbar betrachteten Knoten, mit dem das Joch an dem Wagen befestigt war, zu lösen. Als Alexander in Gordion hiervon hörte, ergriff ihn wieder jene „Sehnsucht“ nach dem Geheimnisvollen, von dem oben gesprochen wurde (S. 61), und so ließ er sich den Wagen zeigen. Nach vergeblichem Bemühen, die Enden des Riemens zu finden, griff er schnell entschlossen zum Schwert und schlug den Knoten durch. Als dann in der Nacht Blitz und Donner erfolgten, nahm er dies als himmlisches Zeichen dafür, daß seine Lösung von den Göttern angenommen sei. So wird diese *Verheißung der Königsherrschaft über Asien*, die ihm der alte Orient bot, von nun an seine Seele bewegt haben; war er doch den Orakeln gegenüber voller Gläubigkeit.

Inzwischen hatten sich im Westen nach dem Abmarsch Alexanders von Halikarnaß Dinge zugetragen, die seine ganzen bisherigen Erfolge in Frage stellen konnten. Sein genialer Gegner Memnon war nach dem Verlust von Halikarnaß darangegangen, seinen alten, schon in Zeleia proponierten Plan, den Krieg mit der Flotte nach Makedonien und Griechenland hinüberzuspielen, in Angriff zu nehmen. Nachdem ihm die Insel Chios durch Verrat übergeben war, hatte er sich nach Lesbos gewandt, wo alle Städte außer Mytilene ihm zufielen. So zernierte er Mytilene zu Wasser und zu Lande und begann die Belagerung. Diese Nachrichten verbreiteten auf den Kykladen und in Hellas große Spannung, man sprach schon von einem Angriff Memnons auf Euböa, und nicht nur in Sparta, sondern auch sonst hie und da regten sich schon Hoffnungen auf einen Umschwung. Da starb plötzlich Memnon vor Mytilene an einer Krankheit. Sein Tod in diesem Augenblick war

der größte Glücksfall im Leben Alexanders. Niemand erkannte das mehr als Alexander selbst. Auf die erste Nachricht von der Belagerung von Mytilene war er voll schwerer Sorge gewesen und hatte dem Amphoteros und Hegelochos den Befehl gegeben, sofort von neuem eine Flotte am Hellespont aufzustellen. Ihnen wie auch dem Antipater hatte er bedeutende Summen zu Rüstungen übersandt. Da kam zu ihm, wohl vor dem Aufbruch aus Gordion, die Kunde von dem Tode des Memnon, und wie von einem schweren Alp fühlte er sich erlöst. Ein Glück war es für ihn auch, daß Darius auf die Nachricht vom Tode des Memnon unbegreiflicherweise dessen Plan, den Kampf gegen Makedonien und Griechenland, aufgab, die Söldnertruppen des Pharnabazos, den er über die Flotte stellte, zu sich zurückkommen ließ und beschloß, dem Alexander unter seiner persönlichen Führung eine Landschlacht zu bieten. Zwar hatten die Perser im Westen nach Memnons Tod noch weitere Fortschritte gemacht, hatten Mytilene und auch die Insel Tenedos besetzt und hatten beide gezwungen, ihre Verträge mit Alexander umzustoßen und auf Grund des Königfriedens wieder in die Symmachie mit dem Großkönig einzutreten, aber die Sorge um die Wiedergewinnung der Inseln und die Beruhigung des Westens konnte Alexander nunmehr getrost seinen Admiralen und dem Antipater überlassen.

Im Frühling 333 zog Alexander von Gordion aus über Ankyra (die heutige Hauptstadt der Türkei) nach Kappadokien, um nach Süden abbiegend möglichst bald die Tauruspässe zu gewinnen. Er berührte dabei nur einen kleinen Teil Kappadokiens, und wenn er hier nicht einen Makedonen, sondern einen Eingeborenen (Sabiktas) als Satrapen einsetzte, so erklärt sich dies daraus, daß er eben nicht die Macht hatte, hier wie in den westlichen Landschaften eine makedonische Regierung einzuführen, da ihm die Zeit zur Eroberung des ganzen Landes fehlte. Es war nur das südliche „Kappadokien am Taurus“, das er nominell zur Satrapie machte; das nördliche „Kappadokien am Pontus“ ist unter seinem Fürsten Ariarathes Alexander überhaupt nicht untertan geworden. Das blieb eine Lücke in seinem asiatischen Reich, wie auch Armenien selbständig geblieben ist.

Der Vormarsch Alexanders erfolgte so schnell, daß der Satrap von Kilikien, Arsames, völlig überrascht wurde. Ohne Schwertstreich konnte Alexander den äußerst schwierigen Paß, der über den Tau-

rus führt, besetzen, da die Wächter davonliefen, als Alexander mit einigen Leichtbewaffneten in dunkler Nacht hinaufgestiegen war. Als er in der Ebene dann hörte, daß die Bewohner der Hauptstadt Tarsos fürchteten, daß Arsames die Stadt plündern würde, ehe er sie Alexander preisgebe, jagte Alexander im Galopp mit seinen Reitern auf die Stadt zu, so daß Arsames die Flucht ergriff, ohne die Stadt vorher geschädigt zu haben.

Hier in Tarsos hätte die Heldenlaufbahn Alexanders fast ein tragisches Ende gefunden. Als er an einem heißen Sommertage erhitzt zum Bade in den eiskalten Kydnos sprang, der vom Taurus kommend durch die Stadt fließt, zog er sich eine lebensgefährliche Krankheit zu und rang in Fiebern und Krämpfen lange Zeit mit dem Tode. Fast hätte ihn dasselbe Schicksal erreicht, wie den greisen Kaiser Barbarossa, der nicht weit davon im Kalykadnos seinen Tod gefunden hat. Alexander ist durch seine jugendkräftige eiserne Natur wohl mehr als durch die Medizin seines getreuen Arztes Philippos gerettet worden. Aber seine Expedition ist lange Zeit durch diese Krankheit aufgehalten worden, was noch wichtige Nachwirkungen haben sollte.

Als er wiederhergestellt war, entsendete er den Parmenio mit einem Teil des Heeres nach Osten, um die Küstenpässe, die von Kilikien nach Syrien hineinführen, im voraus zu besetzen. Er selbst brach nach dem Westen auf, um auch das gebirgige Kilikien, das sogenannte „rauhe“, zu unterwerfen, wodurch der Anschluß an die schon vorher von ihm unterworfenen lykische Küste erreicht und so der Rücken völlig gedeckt werden sollte, ehe er dem Großkönig entgegentzog. Die schnelle Erledigung dieser Aufgabe in wenigen Tagen zeigte, daß er seine alte Spannkraft wiedererlangt hatte. Als er auf dem Rückweg in der alten griechischen Küstenstadt Soloi die Nachricht erhielt, daß seine Feldherren, die er zur Besetzung der Zitadellen von Halikarnaß zurückgelassen hatte, einen großen Sieg errungen hätten, beging er hier ein Siegesfest und zugleich ein Dankfest für den Gott Asklepios aus Anlaß seiner Genesung. Neben einer Prozession und einem Fackelwettbewerb fand auch ein gymnischer und musischer Wettkampf (Agōn) statt, wie er hier zum erstenmal, später noch oft, erwähnt wird. Es waren das gymnastische Wettkämpfe, die von Angehörigen des Heeres selbst ausgeführt wurden, und künstlerische Wettkämpfe, an denen

sich die verschiedensten Künstler (Sänger, Musiker, Schauspieler) beteiligten, die damals vielleicht vom nahen Hauptquartier in Tarsos herübergekommen waren.

Von Tarsos aus begann dann der Vormarsch des Hauptheeres nach dem Osten. Als Alexander nach Mallos kam, brachte er dem Wahrsager Amphilochos von Argos, der hier ein berühmtes Orakel hatte und als Stadtgründer verehrt wurde, ein Heroënopfer dar. Hier in Mallos erhielt Alexander nun durch Parmenio, der die Pässe inzwischen besetzt hatte, die Nachricht, daß Darius mit seinem Heere in der nordsyrischen Ebene bei Sochoi (einem uns unbekanntem Ort), zwei Tagereisen vom heutigen Bailanpaß entfernt, lagere. Der Großkönig hatte, nach Memnons Tod entschlossen, selbst das Kommando zu übernehmen und dem Alexander zur Entscheidungsschlacht entgegenzuziehen, in Babylon ein gewaltiges Heer zusammengebracht. Mit diesem war er im Spätsommer 333 auf die Kunde, daß Alexander in Kilikien stehe, begleitet von einem riesigen Troß, den Euphrat aufwärts und dann hinüber in die Ebene östlich des Amanosgebirges gezogen, um hier bei Sochoi dem Alexander, wenn er aus dem Bailanpaß heraustrete, in der für die Entwicklung seiner Massen günstigen Ebene die Schlacht anzubieten. Wegen der numerischen Überlegenheit seines Heeres zweifelte er nicht am Siege. Daß er inzwischen aber doch auch gelernt hatte, die Person Alexanders als Gegner hoch einzuschätzen, zeigt der Umstand, daß er schon einige Zeit vorher als echter Sultan versucht hatte, den Lynkesten Alexander zu seiner Ermordung anzustiften. Sobald Alexander in Mallos die Nachricht über Sochoi erhalten hatte, brach er im Einvernehmen mit dem hierzu einberufenen Kriegsrat sofort auf, um sich dem Großkönig bei Sochoi zu stellen.

Die Schlacht ist dann aber nicht jenseits des Amanos bei Sochoi, sondern diesseits in der Nordwestecke Syriens südlich von Issos geschlagen worden. Wie ist es dazu gekommen? Das ist eines der interessantesten und spannendsten Kapitel der gesamten Kriegsgeschichte. Alexanders Weg, den er durch Parmenio vorher hatte auskundschaften und besetzen lassen, führte ihn durch die kilikischen Tore hindurch an der bald darauf nach Süden umbiegenden syrischen Küste entlang, bei Issos vorüber, über den Pinaros-Fluß (Deli-Tschai) und den kleineren Pajas zu dem syrischen Küstenpaß

und über den Bergpaß am Jonas-Pfeiler hinab nach Myriandros (etwa beim heutigen Alexandrette-Iskanderun). Von hier führte dann der Weg südöstlich über den Amanos durch den Bailanpaß zur syrischen Ebene. Es war dies der Weg, den einst auch der jüngere Kyros gezogen war, und der den Griechen schon von Xenophons Erzählung her bekannt war. Alexander war nach Zurücklassung seiner Verwundeten und Kranken in Issos, nach Süden weitermarschierend, in Myriandros angelangt und hielt hier wegen der heftigen Herbststürme und Regengüsse, die in der Nacht ausgebrochen waren, am folgenden Tage seine Truppen im Lager, wohl auch, um ihnen vor der unmittelbar bevorstehenden Entscheidungsschlacht ein Ausruhen zu gewähren. Da erfuhr er am Abend durch Flüchtlinge zu seiner größten Überraschung, daß Darius mit seinem Heere nördlich von ihm am Pinaros stehe! Alexander wollte es kaum glauben und entsandte einige Offiziere zu Schiff nach Norden, die aber die Botschaft bestätigten. Wie war es zu diesem Stellungswechsel gekommen? Darius hatte schon mehrere Wochen in Sochoi gelagert und hatte dort den Anmarsch Alexanders aus Kilikien erwartet. Nun hatte sich aber der Aufbruch Alexanders lange hinausgeschoben, vor allem wegen seiner langwierigen Krankheit und der weiteren Vorgänge in Kilikien. Da verlor der Großkönig, als ein Tag nach dem anderen nutzlos verstrich, die Geduld, und da er und seine Umgebung auf den Gedanken kamen, daß Alexander sich vor ihm fürchte und nicht wage, ihm entgegenzuziehen, beschloß er, ihn in Kilikien selbst aufzusuchen. Seine Verachtung des kleinen Heeres Alexanders, das er mit seinen Reitermassen einfach niederstampfen zu können meinte, sowie die Rücksicht auf den nahenden Winter und die Verpflegungsschwierigkeiten, die sich auf die Dauer einstellen mußten, bestärkten ihn in seinem Plan. So sandte er, um sein Riesenheer etwas beweglicher zu machen, den Haupttroß mitsamt den Schätzen nach dem fernen Damaskos und zog mit seinem Heere, das immer noch von einem großen Troß, auch von seiner Familie, begleitet war, östlich vom Amanosgebirge nordwärts zum Löwenpaß (Arslan-Boghas) und weiter südwestlich durchs Gebirge, durch die amansischen Tore (Toprak-Kalessi) in die Strandebene von Issos, um dann nach Kilikien vorzustoßen. Vergleicht man die von den beiden Heeren zurückgelegten Strecken und ihre verschiedene Beweglich-

keit, so ist anzunehmen, daß der Aufbruch des Darius mehrere Tage früher erfolgt ist, als Alexander aus Mallos aufgebrochen war. Etwa zur selben Zeit, wo Darius an den amanischen Toren anlangte, hatte Alexander Myriandros erreicht. So sind die beiden Heere, durch den Amanos getrennt, zur selben Zeit durch verschiedene Pässe desselben Gebirges ahnungslos aneinander vorbeimarschiert mit dem Erfolg, daß nun Darius im Norden und Alexander im Süden stand. Darius wurde zuerst über diesen eigenartigen Vorgang dadurch aufgeklärt, daß er in Issos auf die Verwundeten Alexanders stieß, die nun auf das Scheußlichste von seinen Truppen mißhandelt wurden, und erfuhr, daß Alexander soeben nach dem Süden durchgezogen sei. Kurz entschlossen zog Darius ihm nach und bezog zunächst am Pinaros ein Lager, offenbar in der Absicht, dem Alexander durch den Bailanpaß zu folgen und so schließlich doch noch, wie ursprünglich geplant war, in der für ihn so günstigen weiten syrischen Ebene die Schlacht zu schlagen.

Aber es sollte anders kommen. Denn kaum hatte Alexander durch jene Kundschafter die Sicherheit über die Stellung des Darius am Pinaros erhalten, als er mit der Intuition des Genies blitzschnell den großen Vorteil erkannte, den ihm diese unerwartete Situation brachte, und die nötigen Konsequenzen daraus zog. Freilich war er nun von seiner Operationsbasis abgeschnitten, und eine Niederlage am Pinaros wäre katastrophal gewesen. Aber die absolute Siegeszuversicht, die ihn schon bis hierher von Erfolg zu Erfolg geführt hatte, war kein eitler Wahn, sondern war wohlbegründet durch das Bewußtsein der überlegenen Qualität seines Heeres und seiner eigenen Feldherrengaben. Die einzige Gefahr, die ihm von den überlegenen Massen des Gegners drohen konnte, war die Umzinglung, diese aber war jetzt beseitigt oder doch verringert, wenn er dem Feind statt in der weiten syrischen Ebene vielmehr in der Pinaros-Ebene entgegentrat, die durch das Meer und das Gebirge eingeengt war. Aber es mußte schnell gehandelt werden. Mit jener Besonnenheit und Ruhe, die in Alexander gerade in den Momenten der höchsten Entscheidungen hervortritt, traf er alle Maßnahmen, um am nächsten Tage dem Feind entgetreten zu können. Sofort wurden einige Reiter und Bogenschützen zur Aufklärung nach Norden auf die Höhe des Bergpasses geschickt, dessen Besitz die Voraussetzung für seinen Plan war. Nachdem er seine Truppen

in Ruhe hatte abkochen lassen, brach er mit dem gesamten Heere auf und erreichte um Mitternacht jene Paßhöhe, wo er Vorposten ausstellte und seine Leute auf den Felsen sich ausruhen ließ. Als die Morgenröte erschien, zog er hinab in die Ebene, zunächst in einer langen schmalen Kolonne, voran die Infanterie, bis dann die allmähliche Verbreiterung der Ebene eine Entwicklung der Schlachtreihe aus der Marschkolonne heraus ermöglichte. Auch hier wieder, wie am Granikos, vollzog sich der Aufmarsch mit einer Ruhe und Präzision, als wenn er auf dem Paradefelde und nicht vor dem Feinde geschähe.

So ist es denn hier am Pinaros zu einer der denkwürdigsten Schlachten gekommen — zu einer Renkontreschlacht mit verkehrten Fronten. Wir sind gut über sie unterrichtet, da die Berichte zweier voneinander unabhängiger primärer Quellen, die in den wesentlichen Punkten übereinstimmen, noch in den späteren Autoren für uns greifbar sind, der des Ptolemaios, der als Kombattant an der Schlacht teilgenommen hat, und der des Kallisthenes, der sie freilich als Zivilist nur aus der Ferne beobachtet haben kann.

Wie einst der Granikos, so wurde auch hier der Pinaros, der in seinem oberen und mittleren Lauf zum Teil abschüssige Ufer hatte, als Fronthindernis vom Perser benutzt. Im übrigen sind hier die Fehler vermieden worden, die die Satrapen am Granikos begangen hatten, denn die beste Truppe, die griechischen Söldner, standen vorn in der Mitte der Schlachtreihe. Rechts und links von ihnen hielten die Hopliten der Kardaker, deren rechter Flügel hinter der Reiterei zu stehen kam, die Darius vor der Aufstellung zur Verschleierung seiner Operation über den Pinaros hinübergeworfen und dann hinter den Fluß zurückgezogen hatte. So stand die Hauptmasse seiner Reiterei rechts von den griechischen Söldnern am Unterlauf, wo das flache Flößchen kaum noch ein Hindernis bildete, auf einem zur Reiterschlacht geeigneten Terrain, nach rechts unmittelbar an das Meer reichend. Die übrigen Truppen des Darius standen in bedeutender Tiefe nach Völkerschaften geordnet hinter dieser Front. Auf dem linken Flügel an den Abhängen des Amanos hatte Darius ein Korps weiter vorgeschoben, damit es womöglich Alexander in den Rücken komme. Darius selbst hielt auf seinem prächtigen Streitwagen im Zentrum hinter den griechischen Söldnern.

Alexanders Heer stand, nachdem er vor der Schlacht die thessalischen Reiter vom rechten Flügel heimlich hinter der Front auf den linken geschickt hatte, im wesentlichen wieder ebenso wie am Granikos. Nur gegen jenes Korps auf den Abhängen stellte er am rechten Flügel Truppen im Haken auf, die aber bald in die Front zurückgenommen werden konnten, da jenes Korps auf den Pfeilregen hin auf die Berge flüchtete. Wie am Granikos kommandierte Alexander den rechten, Parmenio den linken Flügel. Diesem war der strikte Befehl gegeben, unter keinen Umständen vom Meere zu weichen. Die Bedeutung dieser Position am Meere hatte dem Alexander schon am Abend vorher in Myriandros beim ersten Durchdenken der Schlacht klar vor Augen gestanden. Darum hatte er den Meerestgöttern Opfer dargebracht, im besonderen hatte er dem Poseidon ein Viergespann ins Meer hineingejagt und ihm preisgegeben. So baute er auf die Gunst der Götter und auf seine vortreffliche Kavallerie unter Parmenio.

Wenn wir auch wieder von den phantastischen Angaben über die Größe des Perserheeres (bis 600000) absehen, so ist doch nicht zu bezweifeln, daß Alexanders Heer, wenn es auch durch Zuzüge etwas größer als am Granikos gewesen zu sein scheint, gegen eine sehr große Übermacht gekämpft hat.

Entsprechend der Taktik der „schiefen Schlachtordnung“ eröffnete Alexander die Schlacht, indem er an der Spitze seiner schweren Reiterei sich über den Pinaros hinüber in den linken Flügel der Perser stürzte. Während Alexander hier bald durch seinen furchtbaren Ansturm den Feind zum Wanken brachte, wobei er eine leichte Verwundung am Schenkel erhielt, waren inzwischen die staffelförmig vorrückenden Regimenter seiner Phalangiten beim Überwinden der abschüssigen Ufer des Pinaros zum Teil aus Reih und Glied gekommen, so daß ihre Linie auseinanderriß. Kaum hatten die ihnen gegenüberstehenden ausgezeichneten griechischen Söldner dies bemerkt, als sie sich in diese Lücke des Feindes hineinwarfen, so daß am jenseitigen Ufer ein schweres Ringen begann. Es wurde hier um so leidenschaftlicher gekämpft, als sowohl die Hellenen wie die Makedonen der Ehrgeiz packte, dem Gegner ihre Überlegenheit zu zeigen. Die damalige starke Antipathie zwischen den beiden Völkern kam hierin zum Ausdruck. Die bedrängten Makedonen erhielten aber nicht nur von den benachbarten Phalan-

giten, sondern indirekt auch von Alexander Hilfe, der nach Besiegung des linken Flügels die entscheidende Schwenkung nach links ausgeführt hatte und dem Zentrum zustürmte. Dies führte die Entscheidung der Schlacht herbei, denn als Darius den Alexander heranstürmen sah, wendete er seinen Wagen und eilte in wilder Flucht nach Norden davon. Dies ist der Moment, den das berühmte Alexandermosaik der Casa del Fauno in Pompeji in der dramatischen Zuspitzung des Klitarch zur Darstellung bringt. So sehr es dem Alexander auf die Gewinnung der Person des Großkönigs ankam, konnte er doch noch nicht an seine Verfolgung denken, denn erst mußte der Kampf gegen die griechischen Söldner und vor allem die Reiterschlacht auf seinem linken Flügel entschieden sein. Hier waren die überlegenen Reiterscharen der Perser gleich zu Beginn über den Pinaros hinübergejagt und hatten sich auf die thessalischen und peloponnesischen Reiter des Parmenio gestürzt, die bald in schwere Bedrängnis gerieten. Es hing alles davon ab, daß hier kein Durchbruch gelang, da sonst Alexanders Stellung hätte umzingelt werden können. Diese Vorgänge am Meere wie im Zentrum zeigen, wie sehr viel gefährlicher diese Schlacht bei Issos als die am Granikos für Alexander gewesen ist. Der Reiterkampf wurde mit größter Heftigkeit auf beiden Seiten geführt, bis die persischen Reiter erfuhren, daß ihr König sie flüchtend im Stich gelassen hatte. Da wandten auch sie die Rosse zur Flucht und, verfolgt von den thessalischen Reitern, gerieten sie in die immer allgemeiner werdende Flucht der ganzen Armee des Großkönigs hinein. Sobald die persischen Reiter sich wendeten, hatte Alexander die Verfolgung des Feindes aufgenommen, in der Hoffnung, den Darius noch zu ereilen. Aber dieser hatte bald den Wagen mit einem Pferd vertauscht, hatte sein Königskleid abgeworfen und war unter Zurücklassung von Schild und Bogen entkommen. Die Verfolgung muß den Persern noch ungeheure Verluste gebracht haben, zumal der Amanos nördlich vom Schlachtfeld bald etwas näher an das Meer herantritt und nur eine engere Passage freiläßt, in der die fliehenden Massen sich erdrücken mußten. Ptolemaios, der mit Alexander zusammen ritt, erzählt uns, daß sie auf der Verfolgung über eine Schlucht hätten hinüberreiten können, da sie bis obenhin mit Feindesleichen gefüllt war. Als es dunkelte, brach Alexander die Verfolgung ab und kehrte

zum Pinaros zurück. Hier fiel auch das königliche Lager mit all seinem orientalischen Luxus in die Hand des Siegers. Die wertvollste Beute aber war für ihn die königliche Familie (die Mutter und die Gattin des Darius mit drei Kindern), die als Geiseln von größtem Nutzen sein konnten. Noch in der Nacht ließ Alexander ihnen, als sie um den Tod des Darius klagten, mitteilen, daß Darius am Leben sei. Es war nicht nur diplomatische Berechnung, wenn er diese Frauen als Königinnen mit allen Ehren behandelte, denn das hat er auch nach Darius' Tod, wo es nichts mehr nützen konnte, der noch lebenden Mutter des Darius gegenüber ebenso getan, sondern es tritt uns hier auch seine Ritterlichkeit entgegen, die ein typischer Zug seines Wesens war. Er ging in seiner Rücksichtnahme so weit, daß er die königliche Gemahlin Stateira, die für die schönste der Frauen in Asien galt, überhaupt nicht mit Augen gesehen hat.

*folgen
sich
hier*

So war denn hier Anfangs November des Jahres 333 das Riesenheer des Großkönigs geschlagen und völlig aufgelöst, er selbst ein flüchtender Mann. Nur 8000 griechische Söldner hatten sich in guter Ordnung über das Gebirge gerettet. Ungeheuer war der Eindruck, den diese Nachricht in der gesamten Griechenwelt hervorrief. In fieberhafter Spannung hatte man hier der Entscheidung entgegengesehen. Alle feindlichen und unruhigen Elemente hatten den Sieg des Persers erhofft, niemand mehr als Demosthenes, der auf briefliche Nachrichten vom Osten her triumphierend in Athen umherging und verkündete, Alexander sei abgeschnitten in Kilikien und werde sogleich von der persischen Reiterei zerstampft werden. Die makedonenfreundlichen Gruppen dagegen waren in ängstlicher Sorge. Da schlug denn die Nachricht von dem glänzenden Siege Alexanders wie ein Blitz ein, hier Jubel, dort Niedergeschlagenheit erweckend. Sehr geteilt werden die Gefühle der Abgeordneten des Synhedrion des konrithischen Bundes gewesen sein, als sie auf der nächsten ordentlichen Sitzung an den isthmischen Spielen von 332 beschlossen, dem Alexander durch eine Gesandtschaft einen goldenen Kranz zu übersenden und ihm zu dem Siege zu gratulieren und ihm für das zu danken, was er für das Heil und die Freiheit Griechenlands getan habe. Niederschlagend war die Siegesnachricht vor allem für die persischen Admirale im Aegaeischen Meere, für die nun die Aussicht, mit Griechenland zusammen zu operieren,

zerstört war. Sie verhandelten gerade mit König Agis von Sparta auf der Insel Siphnos, als die Nachricht eintraf. Sofort stoben sie auseinander. Pharnabazos eilte nach Chios, damit dieses nicht auf die Nachricht hin zum Sieger übergehe. Agis freilich gab seine Kriegspläne nicht auf, sondern ließ sich 30 Talente und 10 Trieren von den Persern geben, um Kreta für seine Sache zu gewinnen.

Der Sieg von Issos hat aber auch in Alexander selbst eine starke Wandlung hervorgerufen. Während er nach der Schlacht am Granikos den Hegemon des hellenischen Bundes stark betont hatte, trat er jetzt zum erstenmal öffentlich mit seinen Ansprüchen auf die Herrschaft über das ganze Perserreich hervor. Wir können nicht wissen, ob nicht schon vorher dies große Ziel ihm vorgeschwebt hat, wir können nur vermuten, daß vielleicht schon jenes Orakel von Gordion, das ihm die Königsherrschaft über Asien verheißen hatte, diesen Gedanken in ihm hat anklingen lassen. Doch zur vollen Klarheit wird ihm dies Kriegsziel wohl erst gekommen sein, als er bei Issos den Großkönig persönlich aufs Haupt geschlagen hatte, und er zögerte nicht, ihm Ausdruck zu geben. Er tat es in dem Brief, den er bald nach der Schlacht an Darius schrieb, als dieser ihn brieflich um die Auslieferung seiner Familie gebeten und ihm Freundschaft und Bündnis angeboten hatte. Dieser Brief, der uns bei Arrian im wesentlichen authentisch überliefert ist, ist eines der interessantesten Aktenstücke zum Leben Alexanders. Im Eingang erklärt er, daß er, zum Hegemon der Hellenen eingesetzt, nach Asien gezogen sei, um Rache zu nehmen für das Böse, das einst die Vorfahren des Darius Makedonien und dem übrigen Griechenland zugefügt hätten. Er rechnet ihm dann die feindlichen Akte vor, die König Ochos und dann Darius gegen Philipp und ihn selbst begangen hätten. Da er nun nach dem Siege am Granikos und bei Issos durch die Gnade der Götter das Land in Besitz habe und er der Herr von ganz Asien sei, möge Darius zu ihm kommen und seine Familie in Empfang nehmen. Es solle künftig an ihn aber nur als an den *König von Asien* und nicht wie an seinesgleichen schreiben. Wenn er Einspruch erhebe, möge er kämpfen und nicht fliehen, denn er werde ihn erreichen, wo er auch sei. Die Geschichte der nächsten Jahre zeigt, daß es sachlich verfrüht war, wenn Alexander sich schon jetzt als Herrn von ganz Asien fühlte, denn er hat noch einmal eine sehr gefährliche Schlacht um diesen

Besitz schlagen müssen. Aber für die Erfassung seiner genialen Eigenart ist es von Bedeutung, zu hören, daß er schon damals, unter dem Eindruck des Sieges von Issos in der vollen Zuversicht, daß er, wenn nötig, siegen werde, wo es auch sei, den Anspruch auf ganz Asien, d. h. auf das persische Weltreich erhoben hat und, zum mindesten für die Korrespondenz des Großkönigs, den Titel eines „Königs von Asien“ verlangt hat. Trotzdem hat er sich nach wie vor auch als den Hegemon des Bundes betrachtet, wie die Geschichte der nächsten Jahre zeigt, und wozu er ja auch im Eingang dieses Briefes sich ausdrücklich bekannt hat. Die Duplizität seiner Kriegsziele tritt hier stark hervor.

An sich mußte es Alexander verlockend erscheinen, nach dem Siege sogleich dem fliehenden Großkönig zu folgen und von dem asiatischen Reich Besitz zu ergreifen. Aber noch immer beherrschte die persische Flotte das Meer, und je weiter Alexander sich von der Küste entfernt hätte, desto größer wäre die Gefahr geworden, daß diese Flotte doch noch Griechenland zum Aufstand gebracht hätte; hatte König Agis von Sparta doch seinen Plan noch keineswegs aufgegeben. Man muß wiederum die Besonnenheit des jungen Königs bewundern, der der verlockenden Aussicht, ohne viele Mühe in die Königspaläste der Achämeniden einzuziehen, widerstand und an seinem alten strategischen Grundplan festhielt, zunächst die Mittelmeerküste des Perserreichs zu unterwerfen, um damit der persischen Flotte ihre Nährböden zu entziehen und so auch Griechenland gegenüber sich den Rücken völlig zu sichern. Von diesem Gesichtspunkt aus war es eine militärische Notwendigkeit, zunächst die syrische Küste zu besetzen.

So ist Alexander denn von Issos aus mit dem Hauptheer nach Süden gezogen, um die Küstenstädte zu besetzen, während er den Parmenio nach Damaskus schickte, um mit der Stadt zugleich die von Darius dorthin gesandten Schätze zu gewinnen. In Damaskus, das ihm durch Verrat übergeben wurde, fiel die Kriegskasse des Persers in die Hand des Siegers. Das war ein Ereignis von größter Bedeutung, denn nun erst hörten die finanziellen Sorgen auf, die Alexander bis dahin oft schwer bedrückt hatten. Neben vielen anderen Gefangenen kamen auch die Gesandten von Athen, Sparta und Theben in seine Gewalt, die erst vor der Schlacht von Issos beim Großkönig eingetroffen waren, also während des panhellenischen

Feldzuges zum Perser geschickt waren. Anstatt sie als Hochverräter zu behandeln, ist Alexander ihnen mit auffallender Milde und Großmut entgegengekommen.

Während er in Kleinasien, abgesehen von den griechischen Kolonisten, nur mit Völkern der alten einheimischen „kleinasiatischen“ Rasse oder mit später hinzugewanderten Indogermanen, wie den Phrygern, zu tun gehabt hatte, stieß er jetzt zum erstenmal in die semitische Welt vor. Es saßen in Syrien die verschiedensten Stämme, die teils schon durch die kanaanäische, teils durch die spätere aramäische Völkerwanderung vor vielen Jahrhunderten von Arabien her hier eingedrungen waren und eigenartige Mischkulturen entwickelt hatten, im Norden von Babylonien und von den Hethitern, im Süden von Ägypten beeinflusst. Griechische Kolonien gab es hier nicht, denn zur Zeit der griechischen Kolonisation hatte das assyrische Weltreich griechische Niederlassungen an dieser Küste unmöglich gemacht. Alexander mußte es jetzt vor allem auf die Besetzung der phönikischen Küstenstädte absehen, denn die phönikischen Schiffe mit ihrer ausgezeichneten Seemannschaft bildeten neben den kyprischen Schiffen den Kern der persischen Flotte. Diese blühenden Handelsstädte der Phöniker, jede unter einem König, bildeten selbständige kleine Staaten, unter denen seit langen Zeiten Sidon und Tyros mit wechselnden Erfolgen um die Hegemonie rangen. Vor mehreren Jahren waren die phönikischen Städte unter Sidons Führung vom Perser abgefallen, aber König Ochos hatte sie schließlich zum Gehorsam zurückgebracht, und Sidon war zerstört worden (350), hatte sich aber bald wieder erholt. Jetzt war Tyros die führende Stadt im Phönikerlande.

Während die nördlichen phönikischen Städte wie Arados, Byblos, Sidon ihre Tore Alexander ohne weiteres öffneten, sollte er bei Tyros auf harten Widerstand stoßen. Der Stadtgott von Tyros war Melkart, den die Griechen schon seit langen Zeiten — schon Herodot spricht davon — ihrem Herakles gleichgesetzt hatten. Nichts war natürlicher, als daß Alexander dem Herakles, dem Stammvater seines Hauses, auch in der Stadt Tyros opfern wollte. Er ahnte aber nicht, was es für die Tyrier bedeutete, als er ihren Gesandten den Wunsch aussprach, in dem alten Heraklestempel ihrer Inselstadt Tyros persönlich ein Opfer darzubringen. Er wußte nicht, daß nach orientalischer Auffassung durch die Gewährung

dieses Wunsches die Tyrier ihn als ihren Stadtkönig anerkannt hätten, denn nur diesem stand das Opfer zu. Als die Tyrier, ohne diese Begründung zu geben, ihm antworteten, daß sie alles andere, nur nicht dies Opfer ihm gewähren wollten, und zugleich, wohl im Vertrauen auf die schon oft bewährte Uneinnehmbarkeit ihrer Stadt, erklärten, daß sie weder Perser noch Makedonen in ihre Stadt aufnehmen, also neutral bleiben wollten, konnte Alexander hierin nur eine Widersetzlichkeit sehen und er beschloß, die Stadt mit Gewalt zu nehmen, denn unmöglich konnte er bei seinem Weitermarsch nach Ägypten gerade diese Hauptstadt der phönikischen Welt unbezwungen in seinem Rücken hinter sich lassen. Etwa im Januar 332 begann er die Belagerung.

Die Ausführung seines Eroberungswillens war nun freilich schwieriger, als er sich wohl gedacht hatte. Tyros lag auf einer Insel, durch einen schmalen Meeresarm von Alttyros getrennt, durch mächtige Mauern von allen Seiten und dazu durch die Flotte geschützt. Für Alexander war es klar, daß diese insulare Lage dadurch aufgehoben werden mußte, daß von Alttyros her ein Damm an die Insel herangeführt wurde, um so seine Belagerungsmaschinen an die Mauern heranzubringen. Unter unsäglichen Mühen gelang es nur langsam, diesen Damm trotz der geschicktesten Gegenmanöver des Feindes etwas weiter vorzuschieben. Als die ersten Befestigungen auf diesem Damm durch einen Brander der Tyrier zerstört waren, ließ Alexander sogleich den Damm in größerer Breite von neuem beginnen. Er sollte es erfahren, daß er hier der uralten orientalischen Ingenieurkunst gegenüberstand, von der die Belagerungskunst seines Vaters, die dieser von Dionys von Syrakus übernommen hatte, nur ein letzter Ableger war, denn die Ingenieure des Dionys hatten von den karthagischen gelernt und diese wieder vom phönikischen Mutterlande. In diesen Belagerungs- und Verteidigungskünsten waren ja die altorientalischen Völker, wie z. B. die assyrischen Reliefs uns zeigen, den Griechen weit voran und sind ihre Lehrmeister gewesen.

Als dann die Flotten der nördlichen phönikischen Städte auf die Kunde von der Besetzung ihrer Heimat sich von der persischen Flotte lösten und heimkehrten, und bald auch die Schiffe der kyprischen Städte dasselbe taten, da fuhr Alexander nach Sidon, vereinigte die beiden ihm bisher feindlichen Flotten und führte sie

nach Tyros, um nun die Stadt auch vom Meere her zu zernieren. *Sein strategischer Gedanke, von der Küste aus die persische Flotte aufzulösen, hatte sich also glänzend bewährt!* Nun legte er die kyprische Flotte vor den nördlichen „sidonischen“ Hafen von Tyros und die phönikische Flotte vor den südlichen „ägyptischen“ Hafen. Damit war den Belagerten jede Hoffnung auf Rettung genommen. Trotzdem haben sie sich noch weiter auf das tapferste gewehrt. Ein überraschender Ausfall der tyrischen Flotte nach Norden gegen die kyprische endete mit ihrer vollständigen Niederlage. Als dann nach endlicher Vollendung jenes Dammes sich herausstellte, daß Alexanders Maschinen gegen diese besonders gewaltigen Ostmauern nicht den gewünschten Erfolg hatten, ist es schließlich von der südlichen Seeseite aus nach mehreren Versuchen seinen Maschinenschiffen gelungen, eine Bresche in die Stadtmauer zu legen, so daß die Stadt gestürmt werden konnte. Gleichzeitig drangen die Flotten in die Häfen ein. Nach einem kurzen blutigen Kampf war die Stadt in Alexanders Hand. Nur wer in den Melkart-Tempel geflüchtet war, wie der König Azemilkos und die karthagischen Festgesandten, wurde geschont. Etwa 8000 Tyrier waren gefallen, etwa 30 000 Menschen wurden nach griechischem Kriegsgebrauch in die Sklaverei verkauft. Die Makedonen hatten bei der Belagerung 400 Mann verloren. Die Stadt wurde geschont und neu besiedelt, um unter einem makedonischen Kommandanten ein Hauptstützpunkt der makedonischen Macht an dieser Küste zu werden.

Nun konnte Alexander auch dem Herakles sein Opfer darbringen. Verbunden wurde damit eine feierliche Prozession des Heeres in voller Rüstung, wie einst in Ephesos, nur daß jetzt auch die Marine mitparadierte, und ein gymnischer Agōn und ein Fackelwettbewerb wurden im Tempelbezirk veranstaltet. Die Maschine, die die Bresche geschlagen hatte, wurde dem Gott in den Tempel gestiftet.

Im August 332 ist Tyros gefallen. Bewunderung und Mitleid verdient die Bevölkerung, die sich so lange in verzweifelter Lage gehalten hat, Bewunderung aber auch der Sieger. Sieben lange Monate hatte Alexander vor der Stadt gelegen! Nicht eher verließ er den Platz, als bis er das, was er für absolut notwendig erkannt hatte, durchgesetzt hatte.

Während Alexander vor Tyros lag, war ein zweiter und letzter

by Tyrus!

Brief des Darius an ihn gelangt. Jetzt bot ihm Darius außer einem hohen Lösegeld für seine Familie (10 000 Talente) und der Hand seiner Tochter und einem Freundschafts- und Bündnisvertrage die Abtretung seines Reiches westlich vom Euphrat an. *Das war die Schicksalsstunde für die antike Welt!* Hätte Alexander sich mit diesem Reich bis zum Euphrat begnügt, so würde die ganze weitere Kulturentwicklung des Altertums eine völlig andere geworden sein, als sie es durch seine Ablehnung tatsächlich geworden ist, ja die Nachwirkungen dieser Entscheidung reichen durchs Mittelalter hindurch bis in unsere Tage, im Morgenlande ebenso wie im Abendlande. Für Alexander, der mindestens seit Issos das ganze asiatische Reich beanspruchte, war es selbstverständlich, daß er ablehnte. Die Quellen erzählen uns, daß in dem Hetärenrat, dem Alexander den Brief vorlegte, Parmenio gesagt habe, wenn er Alexander wäre, würde er damit zufrieden sein und den Krieg beenden, worauf Alexander geantwortet habe: „auch ich, wenn ich Parmenio wäre“. In dieser anekdotisch zugespitzten Erzählung liegt ein tiefer Sinn. Es sind zwei verschiedene Generationen, die sich hier in dem alten General und dem jungen König gegenüberstehen, und statt des Generals könnte man sich hier ebensogut seinen Kriegsherrn Philipp vorstellen, denn es dreht sich um den Gegensatz zwischen der Philippischen und der Alexandrischen Politik. Wir dürfen wohl mit Sicherheit sagen, daß, wenn Philipp überhaupt je soweit vorgerückt wäre, er das Angebot der Euphratgrenze zweifellos angenommen hätte. Philipp ist immer Makedone geblieben und wäre es auch geblieben, wenn er Teile des Perserreiches seinem makedonischen Reich angegliedert hätte. Alexander, der sich schon jetzt als „König von Asien“ fühlte, befand sich in einer Entwicklung, die ihn mehr und mehr über die makedonischen Interessen hinausführen mußte. Daß Philipps beschränktere Politik für das *makedonische* Volk segensreicher gewesen wäre, kann wohl kaum zweifelhaft sein. Auch daß bei Beschränkung auf die Euphratgrenze die griechische Kultur im vorderen Orient noch intensiver und dauerhafter hätte verbreitet werden können, wird man nicht bestreiten können. Aber nie wäre sie dann zu jener Weltkultur geworden, deren Wirkungen bis nach Indien, ja bis nach China hin zu spüren sind. *Und wäre eine starke persische Macht jenseits des Euphrat nicht eine dauernde Gefahr für jenen hellenisierten vorderen Orient gewesen?* Doch es

ist kaum möglich, das, was wohl geschehen wäre, gegen das, was historisch geworden ist, abzuwägen. Jedenfalls tritt uns hier aufs deutlichste entgegen, wie entscheidend der Wille Alexanders für die weitere Weltgeschichte geworden ist.

Als Alexander von Tyros aus weiter nach Süden zog, hat er nur noch an *einer* Stelle Widerstand gefunden, nämlich in der alten Philisterstadt *Gaza*, der letzten großen Küstenstadt vor der ägyptischen Grenze, einer starken, hochgelegenen Festung, die von ihrem Beherrscher, dem Eunuchen Batis, mit Hilfe nabatäischer Söldner geschickt und tapfer verteidigt wurde. Erst nachdem von Tyros die großen Maschinen herbeigeholt und auf einem künstlichen Damm aufgestellt waren, und die Mauern unterminiert waren, ist es nach zweimonatiger Belagerung gelungen, die Stadt zu nehmen. Alexander war hierbei von einem Geschöß in die Schulter getroffen. Da die Bevölkerung teils gefallen, teils versklavt, ganz ausgerottet war, zog Alexander neue Siedler aus der Nachbarschaft heran und ließ die Stadt zu einer makedonischen Festung ausbauen.

Von Gaza aus ist Alexander, an der Küste entlang marschierend, in sieben Tagen in Pelusion, der Grenzfeste Ägyptens, angelangt, wo er seine Flotte schon vorfand. Daß er auch Ägypten besetzen mußte, ehe er ins Innere Asiens eindrang, war ein notwendiger Teil seines strategischen Grundplanes. Mochte auch die Hauptgefahr, die von der persischen Flotte gedroht hatte, jetzt beseitigt sein, so war doch König Agis von Sparta immer noch tätig, einen Krieg gegen Alexander zu entflammen, und ein unbesetztes, ein persisches Ägypten hätte in seinem Rücken leicht ein Stützpunkt oder eine Zuflucht für alle unruhigen und feindlichen Elemente werden können, wie eben noch Amyntas, des Antiochos Sohn, der mit jenen 8000 griechischen Söldnern vom Schlachtfeld von Issos entkommen war, versucht hatte, sich in Ägypten festzusetzen — freilich vergeblich.

Ägypten ist Alexander kampflos zugefallen: der Satrap Mazakes übergab ihm die Königsburg von Memphis mit der Garnison sowie die Staatskasse (800 Talente), und das ägyptische Volk jubelte ihm zu als ihrem Befreier vom persischen Joch. Über 60 Jahre hindurch war es den Ägyptern gelungen, unter kluger Benutzung der Wirren im Perserreich und mit Hilfe großer griechischer Söldnerheere und hervorragender griechischer Führer, wie Chabrias, Agesilaos und anderer, sich unter nationalen Pharaonen von der

Perserherrschaft, die einst Kambyses begründet hatte, freizuhalten. Aber vor etwa zehn Jahren hatte Ochos Ägypten wieder unterworfen, hatte den letzten einheimischen König Nektanebo II. verjagt und hatte das ägyptische Volk, das in nichts so empfindlich war, wie in seinem religiösen Leben, aufs tödlichste getroffen, indem er die neue persische Herrschaft mit der Plünderung ägyptischer Tempel inauguriert hatte. Daher jetzt der Haß auf die persische Herrschaft und der Jubel, mit dem man hoffnungsvoll dem Alexander entgegenkam. Und sie sollten sich in ihm nicht täuschen.

Alexander war auch darin ein echter Hellene, daß er den Göttern der fremden Völker, denen er begegnete, vollste Toleranz entgegenbrachte. Die Griechen haben schon früh damit begonnen, fremde Götter ihren etwa entsprechenden griechischen Göttern gleichzusetzen. Speziell in Ägypten waren schon seit langem von den dort lebenden Griechen die Hauptgötter der Ägypter griechischen Gottheiten gleichgesetzt, wie Ammon dem Zeus, Osiris dem Dionysos, Isis der Demeter, Horos dem Apollo usw. Für Alexander war es nur natürlich, daß er den ägyptischen Göttern seine Verehrung bezeugte. Zur besonderen Aufgabe und Verpflichtung aber wurde es ihm, als er, wahrscheinlich bald nach seinem Einzug in Memphis, von der ägyptischen Priesterschaft als *König Ägyptens* anerkannt wurde, womit ihm die Königsopfer, die hier eine große Rolle spielten, zufielen. Dieser außerordentlich wichtige Vorgang wird in unseren historischen Quellen nirgends erwähnt. Nur der Alexanderroman erzählt, daß Alexander in Memphis im Ptah-Tempel auf einen Thron gesetzt und als König Ägyptens eingekleidet sei. So verdächtig diese Quelle an sich ist, möchte man doch zum mindesten den Grundgedanken als historisch annehmen, denn in irgendeinem offiziellen Akt muß doch die Übernahme der Königswürde ihren Ausdruck gefunden haben. Wie dem auch sei, jedenfalls bezeugen uns hieroglyphische Texte, daß Alexander tatsächlich genau so, wie seine persischen und ägyptischen und sonstigen Vorgänger, die traditionellen Königstitulaturen getragen hat. Von den fünf seit Mitte des III. Jahrtausends üblichen Titeln sind uns der erste, vierte und fünfte inschriftlich für Alexander überliefert. Als „Horos“ (I) hieß er „der starke Fürst“, auch mit dem Zusatz, „der die Fremdländer angegriffen hat“ oder auch „der Schutz Ägyptens“. Als „König von Ober-

ägypten und König von Unterägypten“ (IV) hieß er (im Königsring) „geliebt von Ammon und auserwählt von Rē“, endlich als „Sohn des Rē“ (V) hieß er (im Königsring) „Alexandros“. Hier scheint der Horostitel „der die Fremdländer angegriffen hat“, für Alexander speziell gebildet zu sein, während die anderen Wendungen sich schon mehrfach vorher finden. Diese Titel beweisen für Alexander zweierlei: sein Sonderkönigtum über Ägypten und seine hieraus folgende Vergötterung.

Wohl weist jener neue Horostitel auf seine Machtstellung außerhalb Ägyptens hin oder nach ägyptischen Begriffen auf seine Weltherrschaft, aber der Schwerpunkt liegt in dem „König von Ober- und Unterägypten“, womit er ganz speziell als König des ägyptischen Landes in Anspruch genommen wird. Daß Alexander das von den Priestern, vielleicht dem Hohepriester von Memphis, ihm dargebotene Königtum angenommen hat, wird durch diese Inschriften bezeugt. Sein gesamtes Auftreten in Ägypten ist daher unter diesem Gesichtspunkt zu würdigen. Alexander war also dem ägyptischen Volk gegenüber ihr Sonderkönig, der durch Personalunion Ägypten mit seinem übrigen Reich verbunden hat, etwa wie Karl d. Gr. die Langobarden als ihr König in sein Reich eingefügt hat. Vorher hatte Alexander weder bei den Lydern noch sonst irgendwo an die Übernahme einer persönlichen Sonderstellung gedacht, und später werden wir es nur noch einmal wiederfinden, nämlich in Babylon. So sind diese beiden alten Kulturstaaten am Nil und Euphrat, die durch Jahrtausende die geistige Führung im Orient gehabt hatten, es gewesen, denen im Weltreich Alexanders eine solche Sonderstellung eingeräumt worden ist, weil uralte Traditionen diese Lösung verlangten.

Mit dem ägyptischen Königtum war aber seit Uranfängen die Göttlichkeit verbunden, indem der Pharao als die Inkarnation des höchsten Gottes galt. Sie ist auch Alexander in den obigen Titeln ausdrücklich zuerkannt worden, und zwar in drei Abstufungen: Gott war er als Horos, *Gottessohn* als Sohn des Rē, ein Titel, der seit der 5. Dynastie Regel war und nach ägyptischer Vorstellung bedeutete, daß der Träger in mystischer Weise vom Rē mit der Königinmutter gezeugt war; endlich war er ein *Götterliebling* als „der von Ammon Geliebte, von Rē Auserwählte“, beides Floskeln, die auch schon auf frühere Könige angewendet waren. Ägypten

war damals das einzige Land im Orient, in dem Königtum und Göttlichkeit zusammengehörten. So war Alexander jetzt für ein Volk von vielleicht sieben Millionen Gegenstand göttlicher Verehrung. Diese ägyptische Apotheose hat aber für Alexander rein lokale Bedeutung behalten, und außerhalb Ägyptens lassen sich keine Wirkungen von ihr spüren.

Nun wird berichtet, daß Alexander sowohl den anderen Göttern als auch dem Apis geopfert habe, der zwar nicht ein Gott, aber ein heiliges Tier war, das zum Ptah-Kult gehörte. Wir wissen nicht, ob er das vor oder nach der Übernahme des Pharaontums getan hat. Möglich wäre beides. Aber vielleicht war dies Apisopfer das erste *Königsopfer*, das sich an die Inthronisation im Ptah-Tempel anschloß. Dies Apisopfer mußte auf die Ägypter besonders tiefen Eindruck machen, denn kaum etwas anderes hatte sie so empört, als daß einst Kambyzes und kürzlich Ochos den heiligen Stier getötet hatten; gehörte doch der Apiskult schon seit den frühesten Zeiten zu den nicht nur lokal, sondern im ganze Lande gefeierten Kulturen. So verfolgte Alexander hiermit gewiß auch die politische Absicht, sich von vornherein in Gegensatz zu diesen bösen Persern zu stellen. Nichts konnte ihm die Herzen des Volkes schneller gewinnen. So dürftig und zufällig auch die ägyptischen Nachrichten aus Alexanders Zeit sind, haben wir doch Zeugnisse dafür, daß er auch weiterhin als Pharaon seinen religiösen Pflichten gegenüber dem Lande nachgekommen ist. Er hat sowohl das Sanktuar in Karnak im Festtempel Thutmosis' III. wie auch das Sanktuar im Tempel Amenophis' III. zu Luxor neu erbauen lassen.

Aber Alexander war nicht gekommen, um nur das Weiterleben der ägyptischen Kultur zu fördern, sondern er wollte auch hier wie auf seinem bisherigen Siegeszuge vor allem der griechischen Kultur die Wege bahnen. Ägypten war kein Neuland für die Hellenen. Schon seit dem VII. Jahrhundert waren zahlreiche Griechen als Söldner in den Dienst ägyptischer Machthaber getreten und waren zum Teil hier ansässig geworden. Es gab hier seit Psammetich I. auch eine echte griechische Polis, Naukratis, am kanopischen Nilarm im Delta gelegen (beim heutigen Nebiréh wiedergefunden), in der sich, namentlich seit der Neuorganisation durch Amasis, der griechisch-ägyptische Handel konzentriert hatte. Sogar in der ägyptischen Königsstadt Memphis gab es eine griechische

Gemeinde, ein Politeuma, der sogenannten Hellenomemphiten, der Nachkommen jener ionischen Söldner, die einst dem Psammetich bei der Begründung seiner Herrschaft geholfen hatten. Während die Naukratiten durch das gesetzliche Verbot der Eheschließung mit ägyptischen Frauen ihre Rasse reingehalten hatten, waren in dieser memphitischen Gemeinde, wo das Verbot offenbar nicht galt, schon Mischungen eingetreten, und doch vereinten sich auch hier wie in Naukratis diese Griechen in einem „Hellenion“ zu gemeinsamem griechischem Kult und griechischem Leben. Es sind uns Zeugnisse ihres Kulturlebens in den beiden ältesten griechischen Papyri, die wir haben — etwa aus der Zeit Alexanders — erhalten, von denen der eine, „die Perser“ des Dichters und Musikers Timotheos, uns die Pflege griechischer Literatur bezeugt, während der andere, „die Verfluchung der Artemisia“ vor Oserapis, dem Gott des Serapeums, uns eine Mischung griechischer und ägyptischer Kultur vor Augen führt. Wie werden diese Hellenomemphiten geb jubelt haben, als Alexander in Memphis einzog! Konnten sie doch hoffen, daß nun eine neue Zeit für das Griechentum in Ägypten anbrechen würde. Und sie sollten sich ebensowenig in ihren Hoffnungen täuschen wie die Ägypter in den ihrigen, denn Alexander hat es außerordentlich fein verstanden, sowohl die Ägypter, namentlich in ihren religiösen Ansprüchen, zu befriedigen, wie auch das griechische Wesen in Ägypten zu stärken. In geradezu symbolischer Weise hat er diesem Doppelprogramm gleich bei seinem Auftreten in Memphis Ausdruck gegeben, indem er nach jenem Opfer für den heiligen Apis hier in der ägyptischen Zentrale zum erstenmal, seitdem die Pyramiden standen, einen gymnischen und einen musischen Agōn aufführen ließ, zu dem er die berühmtesten Künstler aus Griechenland hatte kommen lassen. Man soll hieraus nicht folgern, daß Alexander diese griechischen Agone etwa in den Kult der ägyptischen Götter oder gar des Apisstieres habe einführen und damit eine Politik der Vermischung der Kulturen der beiden Völker habe einleiten wollen. Eine Vermischung der griechischen und der ägyptischen Kultur hat er überhaupt niemals betrieben. Im Gegenteil, *neben* den ägyptischen Kult stellte er die griechischen Agone als etwas absolut Andersartiges, rein Griechisches, um programmatisch von vornherein zu bezeugen, daß, unbeschadet des ägyptischen Kultes, auch griechische Art,

griechische Gymnastik und griechische Künste und Dichtung zu Ehren griechischer Götter in diesem Lande ihre Heimat haben sollten.

Alex.
 Das Größte aber, was Alexander für die Einbeziehung Ägyptens in die griechische Welt getan hat, ist die Gründung von Alexandrien. Um die Wende von 332/31 brach er, begleitet von nur einem kleinen Truppenteil, den leichten Hypaspisten, den Bogenschützen und Agrianern und der „königlichen Schwadron“ seiner Hetärenreiter von Memphis auf und fuhr den westlichsten Nilarm stromab nach Kanopos, bog dann nach Westen ab und legte auf dem Landstreifen zwischen dem mareotischen Binnensee und der Insel Pharos den Grund zu der Stadt, die bis auf den heutigen Tag seinen Namen trägt. Es war die erste Neugründung, die Alexander auf seinem Zuge vollzogen hat, denn die Annahme, daß er Alexandrien bei Issos (Alexandrette) schon vorher gegründet habe, ist bestritten. Erst im Innern Asiens werden wir weiteren Stadtgründungen Alexanders, und dort in großer Zahl, begegnen. Der Zweck dieser Gründung an der ägyptischen Küste kann nicht zweifelhaft sein. Ein militärischer kann es kaum gewesen sein, denn wer Ägypten niederhalten will, wird seine militärischen Kräfte nicht an der Küste, sondern in oder bei Memphis konzentrieren. Es wird ausdrücklich bezeugt, daß Alexander das „Emporium“ des benachbarten Kanopos nach Alexandrien verlegen ließ. Also ein Stapel- und Handelsplatz sollte es werden, und für einen solchen hätte an der ganzen Küste kein besserer Platz gefunden werden können. Mag Alexander oder jemand aus seiner Umgebung ihn ausgewählt haben, es war ein genialer Gedanke, diese Stelle zu wählen. Äußerlich mag bestimmend dafür gewesen sein, daß die vorgelegerte Insel Pharos einen geschützten Seehafen und außerdem der mareotische See im Rücken einen Binnenhafen bot. Wichtiger für den Fortbestand war, daß dies der einzige Hafen an der Küste war, der durch die von den Nilarmen ausgeführten Schlammmassen nicht bedroht wurde, denn die Meeresströmung, die hier von West nach Ost geht, hat im Laufe der Zeit die sämtlichen Häfen an der ägyptischen und auch südsyrischen Küste verschlammt — mit Ausnahme von Alexandrien, da dies westlich vom westlichsten Arm liegt. Möglich, daß einer aus Alexanders Gelehrtenbegleitung von dieser Strömung gewußt hat. So ist es Alex-

ander gewesen, der diesem Lande trotz seiner vieltausendjährigen Geschichte zuerst einen zukunftsreichen Seehafen gegeben hat.

Wohl hatte bisher schon Naukratis einen Handel zwischen Ägypten und der ägäischen Welt vermittelt. Aber ganz anders als diese doch im Innern des Delta gelegene Stadt mußte eine große griechische Handelsstadt an der Küste wirken, wie Alexander sie jetzt plante. Er wird dies um so mehr erstrebt haben, als er bei seinem Aufenthalt in Ägypten einen Eindruck von dem ungeheuren Reichtum dieses Landes und seiner außerordentlichen Exportfähigkeit erhalten haben wird. War sein Plan, zunächst die mittelländischen Küsten des Perserreiches zu besetzen, auch ausschließlich strategischer Einsicht entsprungen, so zeigte er jetzt, wo dieser Plan gelungen war, durch die Gründung von Alexandrien, daß er das militärische Ergebnis auch wirtschaftlich ausnutzen wollte, indem er dem ostmittelländischen Handelsgebiet, dessen Küsten und Inseln er jetzt beherrschte, den im Süden noch fehlenden Schlußstein gab. Später ist Alexandrien ja durch das Verdienst der Ptolemäer weit über diese wirtschaftspolitische Bedeutung hinausgewachsen. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, wie wir sehen werden, daß auch schon Alexander in seinen allerletzten Plänen weitergehende Gedanken mit Alexandrien verbunden hat. Jedenfalls ist bis auf die Gründung von Konstantinopel keine Neugründung zu so weltpolitischer Bedeutung gekommen, wie Alexandrien in Ägypten.

Die neue Stadt lehnte sich, wie auch seine späteren Gründungen, an eine schon vorhandene Siedlung an, ein kleines ägyptisches Fischerdorf mit Namen Rhakotis. Der Bauplan für die sich östlich hieran anschließende Stadt wurde von Deinokrates aus Rhodos entworfen, und zwar nach dem damals üblichen Schema, das im V. Jahrhundert Hippodamos von Milet eingeführt hatte: es wurden zwei breite Straßen kreuzförmig im rechten Winkel sich schneidend zugrundegelegt, und zu diesen die übrigen schmälere Straßen als Parallelen gezogen, so daß das Ganze aus rechteckigen oder quadratischen Häuserblocks bestand. Alexander war mit leidenschaftlichem Interesse mit bei der Arbeit, ja es ergriff ihn wieder „die Sehnsucht“ nach diesem Werk, und so bestimmte er selbst, wo der Marktplatz und wo die Tempel liegen sollten, und welche Götter hier ihre Tempel haben sollten. Entsprechend seiner Toleranz hat Alexander als gnädiger Pharao auch den Ägyptern in

der Rhakotis einen ägyptischen Tempel bewilligt, der der Isis und gewiß auch dem Osiris und Horos geweiht war. Die neue Stadt wurde, wie üblich, mit einer Mauer umgeben. Darum heißt sie in einer hieroglyphischen Urkunde (vom Jahre 311): „die Festung des Königs von Ober- und Unterägypten, des von Ammon Geliebten und von Rē Auserwählten, des Sohnes des Rē, Alexandros, (gelegen) am Ufer des großen Meeres der Ionier, Rhakotis war früher ihr Name.“ Man kann sich vorstellen, wie viele griechische Baumeister, Techniker und Künstler der verschiedensten Art durch die Aufgaben des Ausbaues dieser Stadt nach Ägypten gelockt sind. Daraus wird zu erklären sein, daß schon zu Alexanders Lebzeiten sich ein Einfluß griechischer Kunst auf die ägyptische beobachten läßt.

Die historische Entwicklung hat dahin geführt, daß Alexandrien später mehr und mehr einen internationalen Charakter erhalten hat, da abgesehen von den Ägyptern der Rhakotis schon früh auch viele Nichtgriechen, Juden und andere Ausländer von dem lockenden Verdienst und den Freuden der Großstadt angezogen worden sind. Aber es darf nicht verkannt werden, daß Alexander die Stadt, die er an die Rhakotis anbaute, als eine rein griechische Polis begründet hat, deren Bürger einen Rat (Bulē) und eine Volksversammlung haben mußten.

Hegelochos

Während Alexander hier an der Küste weilte, kam sein Admiral Hegelochos zu ihm mit der frohen Botschaft, daß seine Flotte das Ägäische Meer wieder beherrsche. Tenedos, Lesbos, Chios, Kös, alle waren wieder zurückgewonnen, nachdem die persische Flotte sich aufgelöst hatte. Hier hat Alexander nun eine Entscheidung getroffen, die uns vielleicht einen Einblick in sein damaliges Verhältnis zum korinthischen Bunde gewährt. Noch vor etwa einem Jahre hatte er in einem uns erhaltenen Erlaß betreffs des damals noch belagerten Chios völlig korrekt bestimmt, daß die Verräter, wenn sie gefangen würden, vor das Synhedrion als das zuständige Bundesgericht gestellt werden sollten, wie er ja einst auch die Bestrafung der Thebaner dem Synhedrion überwiesen hatte. Als ihm jetzt aber Hegelochos die gefangenen Verräter von Chios vorführte, hat er sie nicht an das Synhedrion geschickt, sondern hat eigenmächtig befohlen, daß sie zur Strafe nach Elephantine, der südlichsten Stadt Ägyptens vor dem ersten Katarakt, transportiert

werden sollten. Das läßt doch wohl darauf schließen, daß er inzwischen innerlich dem Hellenenbunde gegenüber eine selbständigere Stellung gewonnen hatte, so daß er dem Synhedrion ein Recht versagte, das er noch vor einem Jahr ihm ausdrücklich zuerkannt hatte. Fragen wir nach der psychologischen Begründung einer solchen Wandlung, so führt dies zu der Vermutung, daß die gewaltigen Erfolge der Zwischenzeit, die Besetzung Syriens und Ägyptens, die Auflösung der persischen Flotte und die Wiedergewinnung des Meeres, sein Machtgefühl stark gesteigert haben werden. Vielleicht hat es doch auch auf den 24jährigen König seinen Eindruck nicht verfehlt, daß er für dies vielfache Millionenvolk der Ägypter zum Gott geworden war.

In dieser Hochspannung seiner Stimmung, die seine Gedanken in die Zukunft schweifen ließ, packte ihn hier an der Küste der Gedanke, *das Orakel der Ammons-Oase* zu befragen. Es ist dies eine der merkwürdigsten Episoden im Leben Alexanders, dieser geheimnisvolle Zug in die Oase Siwa zum Orakel des Ammon. Kaum etwas anderes in seinem buntschillernden Leben hat die Phantasie schon der Zeitgenossen, namentlich aber der Späteren und auch wieder der Modernen so angeregt, wie dieser romantische Zug durch die Wüste. Bedenkt man, daß es in Alexanders Interesse lag, sobald wie möglich dem Darius, über dessen gewaltige neue Rüstungen er zweifellos orientiert war, entgegenzuziehen, so ist klar, daß es ein *starkes* Motiv gewesen sein muß, das ihn bewog, diese militärisch völlig nutzlose, eher gefährliche Digression nach dem Westen, die ihn etwa anderthalb Monate lang von der ägyptischen Basis entfernt hat, zu unternehmen. Wir stehen hier vor einer jener Handlungen Alexanders, die nur aus seinem religiösen Innenleben und aus den irrationalen Imponderabilien seines Wesens zu verstehen sind. Arrian drückt das wieder mit der Wendung aus, daß ihn „die Sehnsucht“ ergriffen habe, das Orakel des Ammon zu befragen. Es war also ein tiefstinnerliches Bedürfnis für ihn, vor dem Entscheidungskampf mit Darius das Orakel über seine Zukunft zu hören. Um dies zu begreifen, muß man sich erinnern, daß Alexander ein Sohn seiner Zeit war, indem er auf Orakel und überhaupt auf Götterzeichen, mochten sie in Träumen oder im Vogelflug oder sonstwie in irgendwelchen Naturvorgängen gegeben erscheinen, größtes Gewicht legte.

Doch warum ist er gerade zum Ammon gezogen? Mit seiner Pharaonenstellung hat das nichts zu tun: noch niemals war ein Pharaon in die Oase gepilgert. Auf seine ägyptischen Untertanen hat er also keine Rücksicht genommen, als er dies tat. Wollte er nur ein ägyptisches Orakel hören, so gab es genug Orakelgötter in Ägypten, die er hätte befragen können. Wohl konnte seine Pilgerfahrt zum Ammon auf die Ägypter deshalb einen besonders günstigen Eindruck machen, weil er auch hiermit, wie mit dem Apisopfer, als Antipode des bösen Kambyses erschien. Erzählte man sich doch, daß dieser einst eine Expedition ausgesandt habe, um das Orakel zu zerstören, und daß diese Expedition dann durch Sandstürme vorher vernichtet sei. Aber um einer solchen antipersischen Demonstration willen würde Alexander niemals den Zug unternommen haben. Nein, Alexander ist vielmehr als *Griechen* zu diesem Gott gezogen, weil dessen Orakel in der *Griechenwelt* damals als untrüglich galt. Die griechischen Kolonisten des benachbarten Kyrene, die schon früh Handelsbeziehungen mit der reichen Dattelpalmenoase angeknüpft hatten, waren es gewesen, die zuerst diesen Ammon, der ein Ableger des oberägyptischen Ammon von Theben war, ihrem Zeus gleichgesetzt hatten. Sie haben auch auf ihren Münzen zuerst den Typus des Zeus mit den um die Ohren gekrümmten Widderhörnern des Ammon geschaffen. Von hier aus war die Kunde von dem Orakel dieses Gottes in die Griechenwelt gedrungen. Schon Pindar hatte einen Hymnus auf ihn gedichtet, und bald mehrten sich die Zeugnisse von dem wachsenden Ansehen dieses Orakels. Kimon, Lysander und andere haben es befragt, in Aristophanes' „Vögeln“ wird es neben Delphi und Dodona genannt, und immer mehr rückt es an die erste Stelle. Kurz vor Alexanders Zug in die Oase hatten die Athener dem Ammon, der schon seit Dezennien von ihnen verehrt wurde, ein Heiligtum in ihrer Stadt errichtet. So verstehen wir, daß Alexander, wenn er das religiöse Bedürfnis nach einem untrüglichen Orakelspruch empfand, seinen Aufenthalt an der ägyptischen Küste, wo er dem Gotte ja auch verhältnismäßig nahe war, benutzte, um dies Orakel zu befragen. Möglich ist, daß Alexander neben diesem Hauptmotiv, das uns bezeugt ist, die eventuelle Wirkung eines günstigen Orakels auf die Griechenwelt nicht ungern gesehen hat. Bei dem großen Ansehen, das dies Orakel damals bei den Griechen genoß, konnte

damit seinem Lebenswerk in ihren Augen gewissermaßen eine religiöse Weihe gegeben werden.

Kallisthenes, sein Hofhistoriograph, der ihn auf dem Wüstenzuge begleitet und eine ausgezeichnete Beschreibung davon geliefert hat, erzählt, daß Alexander nicht nur wegen der Untrüglichkeit des Orakels zum Ammon gezogen sei, sondern auch, weil er den Ehrgeiz gehabt habe, es dem Perseus und Herakles gleichzutun, die einst gleichfalls ihn befragt hätten. Bedenkt man, wie lebendig Alexander seine Beziehungen zu den heroischen Ahnen seines Geschlechts auffaßte, so ist diese Angabe durchaus glaublich und paßt zu dem Bilde, das wir uns von Alexander zu machen haben. Dies Motiv mag er seinen Freunden und den ihn begleitenden Truppen als offizielle Parole ausgegeben haben, vielleicht um auch deren Ehrgeiz für die bevorstehenden Mühen des Wüstenmarsches anzufeuern.

Als Alexander nun von Rhakotis aus nach Westen an der Küste entlang zog, begegneten ihm Gesandte der Kyrenäer und meldeten ihm die Huldigung ihrer Stadt. Sie brachten wertvolle Geschenke und luden ihn ein, Kyrene und die von ihr abhängigen Städte zu besuchen. Unsere Quellen sagen nur kurz, daß Alexander Freundschaft und Bündnis mit den Kyrenäern schloß. Wir können uns vorstellen, wie erfreut er über diese unerwartete Anerkennung seiner Machtstellung war und wie sein Herrscherblick sich unwillkürlich nach dem Westen wendete, wo nunmehr mit dem kyrenäischen Gebiet seine Interessensphäre sich bis an die Syrte, bis an die Grenzen des karthagischen Reiches weitete.

Als er nach Paraitonion gekommen war, bog er nach Südwesten in die alte Karawanenstraße ein, die noch heute etwa in zwölf Tagemärschen in die Oase führt. Hier sollten seine Makedonen zum ersten Male die Gefahren und Mühen einer Wüstenwanderung kennenlernen. Wie man einst an der pamphyllischen Küste das Zurückweichen des Meeres auf direktes Eingreifen der Gottheit zurückgeführt hatte, so glaubte man auch hier göttlichen Schutz zu genießen, als plötzlich ein Regen herniederströmte, nachdem die auf Kamelen in Schläuchen mitgeführten Wasservorräte ausgegangen waren. Und als nach einigen weiteren Tagen ein südlicher Sandsturm, ein Samum, mit seinen Sandmassen den Weg unkenntlich gemacht hatte, und die Wegführer meldeten, daß zwei Raben krächzend dem Zuge voranflögen, hieß Alexander sie ihnen folgen,

im Vertrauen auf den Gott, der sie zum Zeichen seiner huldvollen Aufnahme seines Besuches gesandt habe, um ihnen den Weg zu zeigen. Man hat diese Erzählungen für literarische Ausschmückungen oder Erfindungen des Kallisthenes gehalten, und doch spiegelt sich in ihnen nur die durch die ungewohnten Schrecken der Wüste und die drohenden Todesgefahren gesteigerte Religiosität der Wanderer wider, die natürliche Vorgänge zu übernatürlichen Wundern umgestaltete.

Als Alexander mit seinen Begleitern endlich die Oase Siwa erreichte, staunten sie über die wundervollen Dattelpalmen- und Olivenwälder und den Wasserreichtum in zahlreichen Quellen und Seen. Der Orakeltempel, zu dem sich Alexander nun begab, lag auf dem jetzt Aghurmi genannten Burgberg. Leider sind die Reste des Tempels heute von modernen Häusern so durchbaut, daß sich seine Gesamtanlage nicht sicher herstellen läßt. Erhalten ist noch das von einer ägyptischen Hohlkehle gekrönte Portal der Vorhalle, das in den hinter dem Tempelhof liegenden „Priestertempel“ führte, sowie Teile des Allerheiligsten, dessen Wände mit Reliefs und hieroglyphischen Inschriften geschmückt waren.

Kallisthenes hat der Erzählung von Alexanders Besuch eine Darstellung des hier üblichen Ritus der Erteilung der Orakelantwort vorausgeschickt, die durch die Übereinstimmung wesentlicher Züge mit dem Ritus des Ammon-Tempels im oberägyptischen Theben, von dem der Oasentempel eine Filiale war, aufs beste bestätigt wird. Danach wurde die Antwort hier nicht, wie z. B. in Delphi und bei den Branchiden in Didyma, durch Worte gegeben, sondern der Gott, dessen omphalosartiges Idol zu diesem Zweck draußen im offenen Tempelhof in seiner Barke von Priestern auf ihren Schultern in feierlicher Prozession, begleitet von dem Gesang von Jungfrauen und Matronen, umhergetragen wurde, gab dadurch seinen Willen kund, daß sein Idol durch „Nicken und Zeichen“ — wie man seine durch das Tragen erfolgenden Erschütterungen und Bewegungen deutete — die Priester, die es trugen, anwies, wohin sie ihre Schritte lenken sollten; der Oberpriester aber als der „Prophet“ deutete diese Zeichen des Gottes als Zustimmung oder Ablehnung, wofür es uralte Traditionen gegeben haben wird, und formte danach die Orakelantwort, die er dann dem Fragesteller kündete.

Man kann sich vorstellen, welche Aufregung in der Priesterschaft wie in einem aufgestörten Ameisenhaufen entstand, als sie

vom Burgberg Aghurmi aus schon von weitem die große Karawane mit blitzenden Waffen herankommen sah, und dann gar die Kunde sich verbreitete, daß der neue König Ägyptens persönlich nahe; war doch noch niemals, wie gesagt, ein Pharao in die Oase gepilgert. In aller Eile mußten die Vorbereitungen zum feierlichen Empfang getroffen werden. Sofort wurden einige Priester hinausgeschickt, um den König und seine Begleitung schon draußen vor dem Tor zu empfangen und vor allem sie mit dem traditionellen Zeremoniell bekanntzumachen, ehe sie in den Tempel eintraten. Daß es in dieser großen Priesterschaft genug Leute gab, die griechisch reden konnten, wird man bei dem lebhaften Verkehr mit griechischen Pilgern gewiß annehmen dürfen. So wurde den Ankömmlingen die Mitteilung gemacht, daß nur Alexander als Pharao in den „Priestertempel“ (der die Vorhalle und das Allerheiligste umschloß) eintreten dürfe, und zwar ohne Kleiderwechsel, während seine Begleiter nur in den davorliegenden Tempelhof (den „Laientempel“) eintreten dürften, nachdem sie gewisse, vom Zeremoniell vorgeschriebene Veränderungen an ihrer Kleidung vorgenommen hätten. Inzwischen hatte, wie es scheint, der Prophet, ein ehrwürdiger Greis, angeordnet, daß das Gottesidol in seiner Barke von Priestern aus dem Allerheiligsten auf den Tempelhof hinausgetragen werde, um schon hier den König Ägyptens zu begrüßen; er selbst erwartete im Tempelhof den König.

Als Alexander nun mit seiner Begleitung, geführt von den vorausgeschickten Priestern, den Tempelhof betrat, ging ihm sogleich der Prophet entgegen und sprach ihn nach ägyptischem Zeremoniell, aber gewiß in griechischer Sprache an, wobei er ihn im Namen des Gottes als „Sohn des Ammon“ begrüßte. Darauf führte er den König allein in den Priestertempel hinein, wo Alexander dann im Allerheiligsten die Orakelfrage stellte. Darauf wurde die Orakelprozession mit dem Gottesidol in der oben geschilderten Weise ausgeführt, worauf der Prophet dem König im Allerheiligsten die Antwort des Gottes verkündete. Als Alexander wieder in den Tempelhof zurückkehrte und seine Freunde in großer Spannung ihn nach dem Ergebnis fragten, sagte er nichts weiter, als „daß er gehört habe, was ihm nach Wunsch sei“. Hierauf haben auch einige seiner Freunde diese Gelegenheit benutzt, in ihrem eigenen Interesse Orakelfragen an den Gott zu richten. Auch sie

haben nach dem geschilderten Ritus ihre Antwort durch Vermittlung des Propheten erhalten, aber draußen im Tempelhof wie die gewöhnlichen Pilger. So der äußere Hergang.

Wie die Antwort Alexanders an seine Freunde zeigt, hat er die ihm vom Gott gegebene Orakelantwort für sich behalten und als Geheimnis behandelt. Er könnte seine eigenen Gründe dafür gehabt haben. Es könnte ihm aber auch vom Propheten bedeutet worden sein, daß die Antwort nach ägyptischer Anschauung deswegen geheim zu halten sei, weil hier *der Gott zu seinem Sohn* gesprochen habe. Jedenfalls hat Alexander das Geheimnis gewahrt, wie er auch seiner Mutter Olympias bald danach in einem Brief geschrieben hat, er habe geheime Weisungen erhalten, die er nur *ihr allein* anvertrauen werde, wenn er nach Makedonien zurückgekehrt sei. Da letzteres nie geschehen ist, so hat Alexander tatsächlich dies Geheimnis mit ins Grab genommen. Wir werden daher nie erfahren, was er gefragt hat. Die damalige militärische und politische Situation macht es, wie gesagt, mehr als wahrscheinlich, daß sich die Frage irgendwie auf seine Zukunft bezogen hat. Aber wie er sie formuliert hat, und wie weit sie sich erstreckt hat, ob sie nur den bevorstehenden Entscheidungskampf mit Darius betraf, oder die tatsächliche Gewinnung des Königtums über Asien, das er schon nach Issos beansprucht hatte, oder ob gar schon damals hierüber hinausgehende Weltherrschaftsgedanken ihn bewegt haben, wie solche in seinen späteren Jahren seines Lebens offen hervorgetreten sind, das hat nur Ammon gewußt, und uns wird es immer ein Geheimnis bleiben.

Wohl hat die Öffentlichkeit durch jene Worte Alexanders an seine Freunde erfahren, daß er eine *günstige* Antwort vom Gott erhalten habe, und die Griechenwelt, die an die untrüglichen Orakel des Ammon-Zeus glaubte, konnte nun vielleicht annehmen, daß, was Alexander künftig tue, mit dem Willen und dem Segen des Gottes geschehe, aber selbst wenn dies die Wirkung war, trat sie doch weit zurück hinter dem Eindruck, den die vorangegangene Begrüßung Alexanders als Ammon-Zeus-Sohn auf sie machen mußte. Für den Propheten war diese Begrüßung etwas ganz Selbstverständliches gewesen, da er den König Ägyptens vor sich hatte; war sie doch nach ägyptischer Auffassung nur eine Konsequenz der Anerkennung, daß Alexander auch für die Oase der Pharaos

sei. Alexander mag auch schon in Memphis im Ptah-Tempel oder auch in anderen ägyptischen Tempeln, die er etwa betrat, als Sohn des betreffenden Gottes begrüßt worden sein, aber ob diese Begrüßungen irgendwelchen tieferen Eindruck auf Alexander gemacht hatten, ja ob man ihn speziell auf diese Bezeichnungen, die sich in einem Schwall von traditionellen Phrasen versteckten und gewiß in ägyptischer Sprache vorgetragen waren, überhaupt aufmerksam gemacht und ihm ihren Sinn gedeutet hatte, ist mehr als zweifelhaft. Hier in der Oase dagegen mußte die Begrüßung als Sohn des Gottes, die ihm daher völlig überraschend kam, den tiefsten Eindruck auf ihn machen. Hier war der Gott für ihn der Zeus, der große griechische Orakelgott, und in griechischer Sprache, ihm und seiner Begleitung klar verständlich, hatte ihn der Prophet als Gottessohn in seiner Ansprache bezeichnet. *Als Zeussohn war er damit begrüßt!* Blitzartig muß das in seine Seele gefahren und sie aufs tiefste erschüttert haben. Zwar war dieser Ausspruch formell kein Orakel — die Orakelfrage hat er ja erst nachher gestellt —, aber der Prophet hatte ihn hier an heiliger Stätte und *im Namen des Gottes* also begrüßt. So hatte Alexander hierin doch eine *Offenbarung* des Gottes gesehen, eine Offenbarung, die er gläubig hingenommen hat als eine Bestätigung des besonderen göttlichen Schutzes, unter dem er sich schon seit langem gefühlt hatte, und als Anerkennung einer in ihm wirkenden göttlichen Kraft, die ihn zu seinen beispiellosen Erfolgen geführt hatte. Er konnte um so mehr daran glauben, als ja nach griechischer Denkweise übermenschliche Taten den Menschen in die göttliche Sphäre erhoben.

Alexander hat an diesem mystischen Glauben, Sohn des Ammon-Zeus zu sein, sein Leben lang festgehalten. Seinen leiblichen Vater Philipp hat er aber darüber ebensowenig verleugnet, wie je ein Pharao seinen Vater deswegen verleugnet hatte, weil er zugleich Sohn des Rē und auch noch anderer Götter war. Mystik und Wirklichkeit liefen hierbei nebeneinander her. So hat denn auch Alexander sich bis an sein Ende zu Philipp als seinem Vater pietätvoll bekannt, mochte seine Politik sich auch noch so weit von der Philipps entfernen. Wie sehr ihn andererseits die Gottessohnschaft innerlich bewegt hat, zeigt schon der Umstand, daß er später bestimmt hat, daß er bei seinem Vater Ammon in der Oase bestattet werden wolle.

Aber niemals hat er daran gedacht, für sich als Zeussohn etwa einen Staatskult einzuführen. Ja wir hören in unserer allerdings sehr lückenhaften Tradition nichts davon, daß er Schritte unternommen hätte, um seine Gottessohnschaft überhaupt zu propagieren oder gar zu proklamieren. Tatsächlich hat sich die Kunde von diesem überraschenden Vorgang sehr schnell verbreitet. Noch während Alexander in Ägypten war, kamen Gesandte aus Milet, die meldeten, daß die heilige Quelle im Didyma-Tempel, die seit Xerxes' Zeit versiegt war, wieder hervorgesprudelt sei, und daß das Orakel den Alexander als Zeussohn bestätigt habe, wie auch die Sibylle von Erythrae ihn als solchen anerkannt hat. Daß Alexander sich für die schnelle Verbreitung interessiert hat, ist sehr möglich, ja nicht unwahrscheinlich, aber Belege für irgendwelche offizielle Maßnahmen liegen, wie gesagt, nicht vor. Auch die Schrift des Kallisthenes, in der der Vorgang ausführlich dargestellt war, kann diese Schnelligkeit nicht erklären, denn seine Darstellung ist nicht vor 330 publiziert worden. Aber es ist ja begreiflich genug, daß die Freunde und Begleiter, die Zeuge der Begrüßung gewesen waren, baldigst hierüber in die Heimat berichtet haben, wie natürlich auch Alexander in jenem Brief an seine Mutter sie ihr erzählt haben wird. Daß der erste Widerhall der Kunde aus Ionien erfolgte, wird kein Zufall sein, denn in Ionien genoß Alexander als Befreier vom persischen Joch ganz andere Sympathien als in Hellas, und die Ionier hatten selbst einst schon dem Lysander bei Lebzeiten göttliche Ehren erwiesen. Festzuhalten ist, daß diese Idee der Gottessohnschaft Alexanders außer in Ägypten überhaupt nur in der Griechenwelt gewirkt hat, die in dem Ammon-Zeus den höchsten Orakelgott verehrte, dagegen nicht bei den Makedonen, die solchen Vorstellungen fremd und ablehnend gegenüberstanden — abgesehen von den nächsten Freunden in Alexanders Umgebung —, und auch nicht bei den Asiaten, die vom Ammon nichts wußten. Aber auch innerhalb der Griechenwelt blieb es, wie es scheint, jedem überlassen, wie er sich zu der Gottessohnschaft stellen wollte.

Wiewohl die Orakelantwort von Alexander als Geheimnis behütet worden ist, hat später, als einige Zeit darüber vergangen war, Klitarch die Dreistigkeit gehabt, seinen Lesern haarklein zu erzählen, welche Fragen Alexander gestellt habe. Zunächst habe er gefragt, ob der Gott ihm die Weltherrschaft gebe, und darauf, ob

er alle Mörder Philipps bestraft habe. Die späteren Autoren haben dies, wiewohl es doch nur glatte Erfindungen sein können, gern übernommen, und vereinzelt wird es auch heute noch geglaubt.

Aber auch sonst hat sich die Phantasie in weitem Umfange der Vorgänge in der Oase bemächtigt. Da die Gottessohnschaft unter den Griechen viel mehr Aufsehen erregte als die günstige Orakelantwort, über deren Inhalt man nichts erfahren hatte, so tauchte der Gedanke auf, daß Alexander eben, um die Gottessohnschaft zu erlangen, zum Ammon gegangen sei. Wiederum war es Klitarch, der diese Geschichtsfälschung in die Literatur eingeführt hat, und so wurde das, was nur *ein unvorhergesehenes Akzedens* gewesen war, zum Hauptziel des Zuges gemacht. Ja, später fabulierte man sogar, Alexander habe sich durch vorausgesandte Boten die Anerkennung als Ammonsohn bei den Priestern bestellt! Die Motivierung des Zuges mit Alexanders Streben nach der Gottessohnschaft hat nicht nur im Altertum weiteste Verbreitung gefunden, sondern beherrscht auch heute noch die moderne Forschung. Von dieser Prämisse aus werden dann die verschiedensten Konsequenzen gezogen. So folgert man, daß Alexander auch schon in seinem früheren Leben nach göttlicher Verehrung gestrebt habe, wiewohl kein Beleg dafür vorliegt, oder man schiebt ihm politische Motive unter und meint, er sei in die Oase gezogen, um durch die Gottessohnschaft eine andere Grundlage für sein Verhältnis zu den Makedonen und Hellenen zu gewinnen. Das alles fällt mit der Prämisse. Andererseits hat das Bestreben der Griechen, den Begriff der Gottessohnschaft rationalistisch zu analysieren, zu dem Mythos geführt, daß Ammon selbst in Gestalt seiner heiligen Schlange mit der Königin Olympias Umgang gepflogen habe. Andere wieder wußten, daß Olympias ihrem Gatten Philipp diesen Umgang eingestanden habe, worauf sie als Ehebrecherin von ihm verstoßen sei. So hat sich im Laufe der Zeit ein reiches Rankenwerk von Legenden, Mythen und phantastischen Erfindungen um den Oasenzug Alexanders geschlungen und hat den wahren Kern verhüllt.

Den Rückweg hat Alexander direkt nach Memphis genommen, also etwa auf der Wüstenstraße über Gara und Moghara, einem Weg, den man etwa in 18 Tagemärschen zurücklegt. In Memphis erwarteten ihn viele Gesandtschaften aus Hellas, und Alexander

war in der Stimmung, sie gnädig zu bescheiden. Vom Antipater trafen hier neugeworbene hellenische Söldner (400) und thrakische Reiter (500) ein. Dann brachte er „Zeus, dem König“, ein Opfer dar und machte wieder mit seinem Heer in Waffen eine feierliche Prozession und veranstaltete einen gymnischen und einen musischen Agōn. Mit Unrecht hat man in diesem Gott den Gott der Oase oder den Oserapis von Memphis erkennen wollen. Nein, dieser „Zeus, der König“ ist niemand anders als der rein *griechische* Zeus. Es ist gerade von Bedeutung, daß der junge Zeussohn sein erstes Opfer dem griechischen Zeus darbringt, nicht irgendeinem ägyptischen Gott. Durch die Erhebung zum Zeussohn ist offenbar sein Griechentum gesteigert, und aus diesem Gefühl heraus bereitet er in der ägyptischen Kapitale dem Zeus dies prächtige Fest.

Als echter Grieche hat sich dort Alexander auch durch die Entsendung einer wissenschaftlichen Expedition nach dem Sudan erwiesen. Die Frage, wie die im Sommer einsetzende Nilüberschwemmung zu erklären sei, hatte die griechische Wissenschaft seit langem aufs lebhafteste beschäftigt. Es war Aristoteles, der seinen Schüler Alexander angeregt hatte, die Frage durch Autopsie entscheiden zu lassen. So hat Alexander von Ägypten aus eine Expedition von Gelehrten den Nil aufwärts geschickt, um die Ursachen der Nilüberschwemmungen zu studieren. Wie weit sie hinaufgezogen sind, wissen wir nicht. Jedenfalls sind sie mit dem richtigen Ergebnis zurückgekehrt, daß die Nilschwelle durch die Sommerregen im abessinischen Gebirgslande hervorgerufen werden. Als Aristoteles dies Ergebnis der Forschungsreise erfuhr, schrieb er über die Nilschwellenfrage triumphierend die Worte: „Das ist kein Problem mehr.“ So begegnet uns Alexander hier zum erstenmal als sein gelehriger Schüler, der sich und sein Unternehmen begeistert in den Dienst der Wissenschaft stellte.

An der Organisation Ägyptens, die Alexander vor seinem Abmarsch anordnete, ist bemerkenswert, daß er der Verwaltung nicht eine einheitliche Spitze in einem Satrapen gegeben hat. Er zog vielmehr eine Dezentralisation vor, wohl weil er dieses wirtschaftlich so wichtige und militärisch durch seine natürlichen Grenzen leicht zu behauptende Land nicht einem einzelnen anvertrauen wollte. Auch in anderer Hinsicht zeigt Alexanders Ordnung etwas Besonderes. Schon in Karien hatte er durch die Einsetzung der Ada gezeigt, daß

er die nationalen Gefühle der unterworfenen Völker zu berücksichtigen bereit war. So hat er hier an die Spitze der Zivilverwaltung von Ober- und Unterägypten zwei eingeborene Ägypter gestellt, während er die westlichen und östlichen Grenzgebiete des Delta, Libyen und Arabien (bei Heroopolis), dem Griechen Apollonios und dem Naukratiten Kleomenes überwies. Den beiden Ägyptern wurden als Militärkommandanten zwei Makedonen an die Seite gestellt. Die Festungen Memphis und Pelusion erhielten ihre eigenen Kommandanten. Im Gegensatz zu dieser Dezentralisation wurde die gesamte Finanzverwaltung zentralisiert und in die Hand des genannten Kleomenes von Naukratis gelegt. An ihn sollten die einzelnen Gauvorsteher die Steuern abführen, nachdem sie sie in ihren Gauen in alter Weise erhoben hätten. Dies wird die Bevölkerung besonders dankbar empfunden haben, daß die Steuererhebung nicht den fremden, sondern ihren Landsleuten übergeben war. Als Alexander schied, begleitete ihn die Liebe des ägyptischen Volkes. Es fühlte sich befreit von dem Druck, der seit Ochos auf ihm gelastet hatte. So konnte hier die Sage entstehen, er sei in Wirklichkeit der Sohn des letzten einheimischen Königs, des Nektanebo II., gewesen.

Mit Frühlingsbeginn 331 brach Alexander von Memphis auf und zog nach Phönikien, wo er sich in Tyros einige Zeit aufhielt. Hier hat Alexander noch manche Veränderungen in der Verwaltung der bisher eroberten Gebiete durchgeführt. Erwähnenswert ist, daß er hier zwei große Finanzämter geschaffen hat, eines für Kleinasien westlich des Taurus und eines für Kilikien, Phönikien und Syrien. Wenn Alexander hier einer athenischen Gesandtschaft endlich die früher abgelehnte Auslieferung der am Granikos gefangenen Athener gewährte, so wollte er damit wohl gerade jetzt auf die Stimmung in Athen einwirken, denn König Agis von Sparta war eifrig bemüht, weitere Verbündete in Hellas gegen Alexander zu werben. Nachdem er im verflossenen Winter eine makedonische Abteilung besiegt hatte, war es ihm jetzt im Frühling gelungen, die Eleer, die Achäer (außer Pellene) und die Arkader (außer Megalopolis) auf seine Seite zu ziehen. Wenn die persische Flotte noch bestanden hätte, würde diese Situation dem Alexander kaum erlaubt haben, ins Innere Asiens abzumarschieren. Aber da er jetzt der Herr des Meeres war, konnte er sich im Vertrauen auf Antipater damit begnügen, zum Schutz der ihm treu gebliebenen Pelopon-

nesier seine Flotte hinüberzuschicken, zu der die Kyprier und Phöniker noch 100 weitere Schiffe hinzufügen sollten.

Der Großkönig hatte inzwischen, nachdem Alexander auch sein zweites Angebot schroff abgelehnt hatte, begonnen, mit großem Eifer ein gewaltiges Heer bei Babylon zusammenzubringen. Diesmal waren es vor allem die östlichen Völker des Reiches, die die Haupttruppen stellten, da der Westen verloren war, außer den Persern und Medern vor allem die ausgezeichneten ostiranischen Stämme, die Baktrier und Sogdianer unter dem baktrischen Satrapen Bëssos, die Arachosier und Areier, ferner Parthyäer, Hyrkanier und andere. Auch die skythischen Saken schickten, nicht als Untertanen, sondern als Verbündete des Darius, ein Kontingent, und die Inder, die diesseits des Indus wohnten, hatten 15 Elephanten gesandt. Wenn wir auch von den üblichen Phantasiezahlen wieder absehen müssen — die meisten berichten von einer Million Fußtruppen und 40 000 Reitern —, so erheben es doch die Gegenmaßregeln Alexanders über allen Zweifel, daß er einer ganz gewaltigen Übermacht gegenübergestanden hat. Die Nachricht, daß dies persische Heer viel größer als das bei Issos gewesen sei, ist sicher richtig. Auch hatte Darius, offenbar auf Grund der Erfahrungen bei Issos, die Bewaffnung seiner Truppen zum Teil verbessert. Besondere Hoffnung setzte er auf 200 Sichelwagen (mit Sichel an den Rädern und langen Lanzen an der Deichsel Spitze), die im Angriff, etwa wie die heutigen Tanks, Tod und Verderben in die feindlichen Linien tragen sollten. Man muß anerkennen, daß Darius zu dieser Entscheidungsschlacht sich auf das gründlichste vorbereitet hatte. Auch die Wahl des Schlachtfeldes ist nur zu loben. In der Erkenntnis, daß er bei Issos vor allem durch die Raumenge gelitten hatte, wählte er diesmal, ähnlich wie er es bei Sochoi gesucht hatte, eine weite, für Reiter- und Wagenkämpfer ausgezeichnet geeignete Ebene, auf der er mit seinem Riesenheer Alexander zu überflügeln hoffen konnte. Es war die Ebene nördlich der alten „Viergötterstadt“ Arbela (heute Erbil) auf dem linken Tigrisufer, zu der er sein Heer von Babylon aus führte, sobald er hörte, daß Alexander von Phönikien aufgebrochen sei.

Alexander war von Tyros nordwärts auf den Euphrat zu marschiert, um bei Thapsakos den Fluß zu überschreiten. Seine Pioniere hatten dort schon begonnen, zwei große Brücken über den Euphrat

zu schlagen, hatten sie aber nicht zu Ende geführt, weil jenseits Mazaios, der Satrap von Syrien und Mesopotamien, mit mehreren tausend Kämpfern stand, der zwar weniger den Übergang wehren, als das Herannahen Alexanders auskundschaften sollte, da es durchaus in Darius' Interesse lag, den Alexander über den Euphrat und Tigris hinüber auf das von ihm auserwählte Schlachtfeld kommen zu lassen. Sobald daher Alexander vor Thapsakos erschien, verschwand Mazaios, und so wurden die Brücken vollendet, und Alexander führte sein Heer ungehindert hinüber. Von hier wendete er sich nach Norden in das nördliche Mesopotamien, wohl auf der alten Karawanenstraße nach Charrän und Edessa, dann südlich der armenischen Vorgebirge nach Osten über Nisibis auf den Tigris zu. Als er sich diesem näherte, erhielt er durch gefangene persische Kundschafter die irriige Nachricht, daß Darius ihn jenseits des Tigris erwarte, um ihm den Übergang zu wehren. Als er in Eilmärschen den Fluß erreichte, fand er weder Darius noch irgendein persisches Wachkorps und konnte ungehindert den Tigris überschreiten, freilich nicht ohne Mühe, da dieser reißende Strom seinen Namen „der pfeilschnelle“, nicht mit Unrecht trägt. Während sein Heer jenseits ausruhte, erlebte es eine partielle Mondfinsternis, die unsere Astronomen auf den Abend des 20. September 331 berechnet haben. Alexander opferte aus diesem Anlaß der Selene, dem Helios und der Gē (Mond, Sonne, Erde), deren Werk, wie Arrian richtig hinzufügt, die Mondfinsternis sein sollte. Da Alexander diese drei Götter ausgewählt hatte, darf man wohl annehmen, daß auch ihm schon die Genesis der Mondfinsternis klar gewesen ist, wenn er auch zur Beruhigung seines durch die Himmelserscheinung aufgeregten Heeres die Seher in Aktion treten ließ.

Als Alexander nun zwischen dem Tigris und den kurdischen Gebirgen nach Südosten zog, um Darius aufzusuchen, ist er auch in die Nähe der Ruinen des alten Ninive gekommen, wohl ohne eine Ahnung zu haben von der historischen Bedeutung dieser Landschaft. So wie durch die Zerstörung von Ninive (612) einst das Assyrrereich zusammengebrochen war, so sollte nun durch die Schlacht bei dem nicht weit davon im Osten gelegenen Dorf *Gaugamela* das Perserreich seinen Todesstoß erhalten.

Hier hatte Darius das für ihn geeignete Schlachtfeld gefunden. Seine Aufstellung ist uns genau überliefert, da man nach dem

Siege die Ordre de bataille im königlichen Lager gefunden hat. Im Zentrum, wo wieder nach alter Sitte der König selbst auf seinem Wagen hielt, stand seine Garde, die sogenannten „Verwandten“ zu Pferde und die persische Gardeinfanterie, die sogenannten „Apfelträger“ (mit goldenen Granaten an den Lanzen), rechts und links gedeckt von den griechischen Söldnern, die wie bei Issos im besonderen den Kampf mit der makedonischen Phalanx aufnehmen sollten. Daran schlossen sich nach links und rechts weithin die beiden Flügel, aus Reitern und Fußtruppen gemischt, am äußersten linken Flügel die baktrischen Reiter, die Daher, Arachosier und andere, auf dem rechten Flügel die Meder, Parthyäer und weitere. Vor den beiden Flügeln standen links die skythischen und wiederum baktrische Reiter, rechts die armenischen und kappadokischen Reiter, vor dem Zentrum die 15 Elefanten unter Leitung ihrer indischen Kornaks. Vor der gesamten Schlachtreihe aber waren die 200 Sichelwagen verteilt, davon 100 gegenüber Alexanders rechtem Flügel. Auf dem weiten Schlachtfelde davor hatte Darius alle Unebenheiten des Bodens beseitigen lassen, um eine glatte Angriffsstraße für seine Reiter und Wagen zu haben.

Alexander gedachte auch diese Schlacht wieder mit der „schiefen Schlachtordnung“ zu schlagen. Seine Linie war daher wieder in einen rechten Offensivflügel, den er selbst kommandierte, und einen linken Defensivflügel unter Parmenio geteilt. Wieder standen die Hetärenreiter auf dem rechten Flügel, die Thessaler auf dem linken, in der Mitte die makedonische Phalanx. Aber da Alexander hier wegen der großen numerischen Überlegenheit des Gegners fürchten mußte, überflügelt oder gar umzingelt zu werden, hat er hier hinter seiner Front noch *ein zweites Treffen* aufgestellt mit dem Befehl, im Falle der Einkreisungsgefahr kehrtzumachen und dem Angriff nach rückwärts standzuhalten. In diesem Falle sollten auch die hakenförmig rechts und links seiner Front angesetzten Truppen, die andernfalls die Front verlängern sollten, einschwenken und die beiden Treffen miteinander verbinden und nach den Seiten hin kämpfen. Im Falle der Einkreisung würde Alexanders Heer also ein *Karree* gebildet haben. Doch ist es dazu nicht gekommen. In diesem durch die besondere Notlage erzeugten Gedanken einer elastischen Zweitreffenordnung, die sich eventuell

zum Karree entwickeln konnte, tritt uns die ganze Größe seiner taktischen Genialität entgegen. Es war dies ein völlig neuer Gedanke.

Darius hatte seine Schlachtreihe auf die Nachricht von Alexanders Anrücken bereits am 30. September aufgestellt, Alexander aber hatte die Schlacht auf Rat des Parmenio noch nicht angenommen, sondern hatte in Entfernung von 30 Stadien ein Lager aufgeschlagen und hatte, da man Wolfsgruben oder ähnliche Hindernisse vermutete, mit kleiner Begleitung einen Rekognoszierungsritt über das Schlachtfeld gemacht. Abends ließ er seine Leute abkochen und sich dann gründlich ausschlafen. So ist sein Heer am Morgen des 1. Oktober 331 mit frischen Kräften dem Feind entgegengezogen, während die armen Perser, da Darius einen nächtlichen Angriff befürchtete, die Nacht in voller Rüstung in Schlachtreihe hatten zubringen müssen. Den Rat des Parmenio, einen nächtlichen Überfall zu machen, soll Alexander mit den Worten abgelehnt haben, daß es schimpflich sei, den Sieg zu stehlen.

Als er nun vom Norden her heranzog, befand er sich, da seine Linie viel kürzer war als die persische, mit seinem rechten Flügel gerade dem im Zentrum haltenden Darius gegenüber. Er schob sich daher beim Anrücken mehr und mehr nach rechts hinüber, um wie in den früheren Schlachten gegen den linken Flügel die Attacke reiten zu können. Dies hatte zur Folge, daß auch die Perser, die gleichfalls vorrückten, sich nach derselben Seite hin vorschoben. Als Darius aber fürchtete, daß man auf diese Weise auf das nicht planierte Feld gerate, gab er seinen skythischen und baktrischen Reitern, die vor seinem linken Flügel standen, den Befehl, Alexander in der Flanke zu fassen. Als Alexander diesen die vor dem äußersten rechten Flügel hierzu aufgestellten leichten Reiter entgegenwarf, und hier eine heftige Reiterschlacht entstand, sausten nun die Sichelwagen gegen Alexanders rechten Flügel heran. Doch diese Attacke, auf die Darius seine größte Hoffnung gesetzt hatte, sollte nutzlos verpuffen. Denn teils wurden die Wagenlenker von den hierzu vor der Front aufgestellten Agrianern und Speerschützen heruntergeschossen oder aus den Wagen herausgerissen, teils bildeten die Truppen Alexanders durch schnelles Ausweichen Gassen, durch die die Wagen, ohne viel Schaden anzurichten, hindurchzuführen, um schließlich von den Pferdeknechten Alexanders über-

wältigt zu werden — ein glänzend ausgeführtes Manöver, das uns an die Vorgänge beim Schipkapaß erinnert (S. 60).

Schon näherten sich die beiden Schlachtreihen, als Alexander sah, daß ihm gegenüber im linken persischen Flügel dadurch eine Lücke entstanden war, daß Darius aus ihm weitere Reiterscharen zur Unterstützung der Skythen und Baktrier detachiert hatte. Mit Adlerblick erkannte er, daß jetzt der Augenblick für seinen Offensivstoß gegeben war, und so stürzte er sich an der Spitze seiner Hetairenreiterei in diese Lücke hinein und begann, nach links schwenkend, die feindliche Front nach dem Zentrum zu aufzurollen, während bald auch die nachgerückte makedonische Phalanx mit ihren langen Sarissen einen wütenden Angriff von vorn begann. Als Darius, erschreckt durch diese blitzschnelle Veränderung der Situation, den Alexander auf sich heranstürmen sah, wendete er wie bei Issos seinen Wagen und floh als erster davon. Die nächststehenden Gardetruppen schlossen sich ihm an, und bald folgten auch die anderen Truppen des Zentrums und linken Flügels.

Aber auch diesmal war es Alexander nicht vergönnt, sofort die Verfolgung aufzunehmen und durch die Ergreifung des Darius den vollen Sieg zu erringen, denn sein linker Flügel unter Parmenio befand sich noch in einem sehr gefährlichen Kampf gegenüber dem von Mazaios geführten rechten Flügel der Perser, der hier eine Überflügelung durchgeführt hatte. Um so unverzeihlicher war die kopflose Flucht des Darius, als damals die Schlacht im Ganzen durchaus noch nicht entschieden gewesen war. Außerdem war es den indischen und persischen Reitern vom rechten Flügel gelungen, sich in eine Lücke, die bei dem schnellen Vordringen in der Phalanx entstanden war, hineinzuworfen und auch das zweite Treffen Alexanders zu durchstoßen. Anstatt nun aber kehrtzumachen und dieses von hinten anzugreifen, waren diese undisziplinierten Orientalen zum Lager Alexanders weitergestürmt, um hier zu plündern. Als dann das gut geführte zweite Treffen, dem taktischen Plan Alexanders entsprechend, seinerseits kehrtmachte und ihnen in den Rücken fiel, mußten diese indischen und persischen Reiter nach schweren Verlusten wieder zurückjagen. Auf diese zurückflutenden Reitermassen stieß nun Alexander, als er dem Parmenio auf seine dringende Bitte zu Hilfe kommen wollte. Der Reiterkampf, der sich hier entwickelte, war um so blutiger, als die Inder

und Perser, nur noch um ihr Leben kämpfend, verzweifelt um sich schlugen. Nicht weniger als 60 seiner Hetärenreiter hat Alexander hier verloren, auch Hephaistion, sein Lieblingsfreund, wurde verwundet. Als die indischen und persischen Reiter den Durchbruch erzwungen hatten und davongeflohen waren, und Alexander nun zu Parmenio eilen konnte, zeigte es sich, daß seine Hilfe nicht mehr nötig war, da die thessalischen Reiter inzwischen den Sieg errungen hatten. So war denn der Sieg auf der ganzen Linie gewonnen.

Jetzt endlich konnte Alexander die Verfolgung des Darius aufnehmen. So lange es hell war, jagte er mit seinen Reitern dem König nach. Nachdem er sie jenseits des Lykos (des oberen Zab) hatte ausruhen lassen, brach er um Mitternacht von neuem auf und erreichte am nächsten Tage Arbela, wo er die Kriegskasse und die Vorräte des Darius fand. Aber der höchste Siegespreis ging Alexander doch verloren, denn der König war nicht mehr zu erreichen, da er einen zu großen Vorsprung hatte. In Begleitung weniger ist er über das kurdische Gebirge nach Medien entflohen.

In Arbela gab Alexander die Verfolgung auf. Anstatt dem landflüchtigen Mann weiter ins Ungewisse zu folgen, hielt er es mit Recht für wichtiger, zunächst die Siegesfrüchte zu ernten und die Kernländer der Achämeniden mit ihren Residenzen und Schätzen in Besitz zu nehmen. In sicherer Erwartung dieser Erfolge hat er hier jetzt den Titel eines *Königs von Asien*, den ihm einst das Orakel von Gordion verheißen hatte, und den er schon in dem ersten Brief an Darius beansprucht hatte, offiziell angenommen. Wenn uns berichtet wird, daß er nach der Schlacht zum König von Asien öffentlich verkündet worden sei, so kann dieser Anerkennungsakt nur durch die makedonische Heeresversammlung erfolgt sein, wenn diese bisher auch nur Könige von Makedonien auszurufen das Recht und die Gelegenheit gehabt hatte. Den Gedanken und die Form wird ihr Alexander an die Hand gegeben haben. Durch prächtige Opfer für die Götter und reiche Geschenke an die Freunde wurde die Königsproklamation, die den Höhepunkt des Siegesfestes von Arbela darstellte, vom König gefeiert.

Von besonderem Interesse ist, daß Alexander damals nicht nur als der Eroberer Asiens, sondern ostentativ auch als der *Hegemon des korinthischen Bundes* aufgetreten ist. So hat er nach dem Siege verfügt, daß im griechischen Bundesgebiet die Tyrannenherrschaften

aufgelöst werden und die betreffenden Städte ihre Autonomie zürückerhalten sollten. Ihm wird nicht unbekannt gewesen sein, daß Antipater inzwischen hie und da Tyrannenherrschaften begünstigt hatte, und daß dies viel böses Blut in Griechenland erregt hatte. Seine Sorge um den Ausgang des Kampfes mit König Agis, über den er damals noch nichts wußte, wird ihm diesen Erlaß nahegelegt haben, um damit weitere Anschlüsse an Agis zu verhindern. Wenn er, wie es scheint, ohne jede Mitwirkung des Synhedrion diesen Erlaß verfügt hat, so konnte er doch auf Dank und Zustimmung in der ganzen Griechenwelt rechnen, wiewohl er seine Kompetenzen als Hegemon damit wahrscheinlich überschritten hatte. Im Zusammenhang hiermit wird glaubwürdig überliefert, daß er nach dem Siege den Platäern den schon von Philipp nach Chäronea verheißenen Wiederaufbau ihrer Stadt zugesichert habe mit der Begründung, weil ihre Väter einst ihr Stadtgebiet für den Freiheitskampf der Hellenen gegen die Perser hergegeben hätten (479). Ferner schickte er den Krotoniaten in Unteritalien Beutestücke, weil ihr Landsmann Phayllos einst allein von allen Italikern mit den Hellenen zusammen bei Salamis gekämpft habe. So hat Alexander seinen eigenen Sieg in Beziehung gesetzt zu den einstigen Siegen von Platää und Salamis und hat sich damit noch einmal zum panhellenischen Nationalkrieg bekannt. Sein besonderes Verhältnis zu den griechischen Bündnern seines Heeres hatte er auch schon vor der Schlacht dokumentiert, als er beim Abreiten der Front zu den thessalischen und den anderen griechischen Bundesreitern auf seinem linken Flügel kam. Als sie ihm zuriefen, er solle sie gegen die Barbaren führen, hatte er seinen Speer in die Linke genommen und die Rechte zu den Göttern erhoben und gebetet, wenn er wirklich der Sohn des Zeus sei, so möchten sie den Hellenen beistehen. Es ist dies in unserer Tradition der einzige Fall, wo Alexander sich auf seine Gottessohnschaft öffentlich berufen hat. In diesem Moment höchster Spannung, wo vielleicht die Erinnerung an die günstige Orakelantwort des Ammon ihm seine Siegeszuversicht stählte, da kam ihm auch das Bekenntnis seiner Gottessohnschaft auf die Lippen, und als Zeussohn erflehte er von den Göttern ihre Hilfe für die Hellenen seines Heeres. Was er vorher seinen Makedonen auf dem rechten Flügel und im Zentrum zugerufen hat, erfahren wir nicht, aber

wir dürfen sicher sein, daß er ihnen gegenüber auf seine Gottessohnschaft nicht hingewiesen hat, denn Zeussohn war er nur für die Griechen.

Von Arbela führte Alexander sein Heer nach Süden auf *Babylon* zu. Als er, des Kampfes gewärtig, in Schlachtordnung sich näherte, kam ihm Mazaios, der sich von Gaugamela nach Babylon geworfen und hier das Stadtkommando übernommen hatte, begleitet von seinen Söhnen als GnaDESUCHENDER entgegen und übergab ihm die Stadt. Es folgten ihm im feierlichen Zuge die Spitzen der Stadt, unter ihnen Bagophanes, der Burgkommandant, und die persischen wie die babylonischen Priester, und das ganze Volk drängte hinaus, soweit es sich nicht auf den Stadtmauern aufgestellt hatte, voller Neugier, „ihren neuen König“ zu sehen. Es war ein denkwürdiger Augenblick von weltgeschichtlicher Bedeutung, als Alexander an der Spitze seiner in Waffen blitzenden Truppen auf den mit Blumen und Kränzen geschmückten Straßen zwischen den Altären, von denen Weihrauchwolken aufstiegen, seinen Einzug in diese uralte Metropole des Orients hielt, die seit Hammurapis Zeiten die Seele des Morgenlandes gewesen war und nun zum erstenmal einen abendländischen Herrscher in ihren Mauern aufnahm. Alexander bezog die Königsburg, und sein Heer ließ es sich wohl sein nach den schweren Kämpfen in den üppigen Quartieren des sündigen Babel.

Nachdem Alexander durch seinen Sieg bei Gaugamela die Perserherrschaft über Babylon beseitigt hatte, haben die Babylonier ähnlich, wie vorher die Ägypter, in ihm ihren neuen König gesehen und haben ihm durch ihre Priester ein Sonderkönigtum über Babylon angetragen, und Alexander hat es akzeptiert. Er hat also, wie Ägypten, auch Babylon durch Personalunion mit seinem asiatischen Gesamtreich verbunden. Es war eine Besonderheit dieses babylonischen Königtums, daß seit Hammurapi, der (um 2000) Babylon zur Hauptstadt Babyloniens gemacht hatte, der Anspruch auf die „Weltherrschaft“ mit ihm verknüpft war, eine Vorstellung, die schon vorher im III. Jahrtausend in der Geschichte des Zweistromlandes eine Rolle gespielt hatte. Seitdem war es Marduk, der Hauptgott von Babylon (semitisch Bēl genannt), der zugleich mit dem Königtum über Babylon auch das über „die vier Erdteile“ verlieh. Als legitimer König galt aber nur der, der beim Neujahrsfeste des Jahres (im Frühling) die Hände des Marduk in seinem

Tempel ergriffen hatte. Diese Vorschriften waren von den verschiedensten Dynastien, die aufeinandergefolgt waren, beobachtet worden, so auch von Kyros, dem Gründer der Achämenidenherrschaft. Auch Darius I., dem nach seinen eigenen Urkunden die Herrschaft von Ahuramazda gegeben war, war für die Babylonier „König von Babylon, König der Länder“, wie babylonische Texte sagen. Aber sein Sohn Xerxes hatte nach der Niederwerfung der Empörung des Tarzia (479) mit diesem Ritus gebrochen. Er hatte den Tempel des Marduk (Esagila) zerstört, das Gottesbild fortgeführt und das Sonderkönigtum Babylons aufgehoben. Von da an haben sich die Achämeniden nicht mehr „König von Babylon“ genannt. Erst Alexander hat diese Sonderstellung Babylons wiederhergestellt. Um den religiösen Gefühlen seiner neuen Landeskinder, wie in Ägypten, möglichst entgegenzukommen und im besonderen sich mit den Priestern, den von den Griechen und Römern irrig sogenannten „Chaldäern“, gut zu stellen, gab er bald nach seinem Einzuge den Befehl, die von Xerxes zerstörten Tempel, im besonderen den Marduk-Tempel, wieder aufzubauen. Auch sonst hat er sich bemüht, die Wünsche der Priester zu erfüllen und hat nach ihren Anweisungen, wie Arrian sagt, dem Marduk ein Opfer dargebracht. Das war das *Königsopfer*, das ihm die Tyrier in ihrer Stadt verweigert hatten.

Die alten Traditionen, die das Königtum von Babylon, das Alexander nun übernommen hatte, mit der Weltherrschaft verknüpften, werden Alexander sehr erwünscht gekommen sein, aber etwas Neues war ihm damit kaum gegeben, denn diese babylonische „Weltherrschaft“ war tatsächlich nie etwas anderes gewesen als der Anspruch auf die Herrschaft über Asien (eventuell mit Einschluß Ägyptens). Sie bedeutete sachlich also nichts anderes als jenes „Königtum über Asien“, das ihm einst schon in Gordion geweissagt war, und das ihm dann soeben in Arbela, noch ehe er nach Babylon kam, von der Heeresversammlung offiziell zuerkannt war. Es wäre also nicht richtig, wollte man diese seine Herrschaftsansprüche auf Asien aus den babylonischen Traditionen ableiten. Wohl aber konnte es ihm wertvoll sein, hier in der alten Metropole des Orients diese ehrwürdige Bestätigung für das zu finden, was er bereits aus eigener Kraft erworben hatte, denn jene Proklamation von Arbela war im Grunde doch nur eine Konsequenz seiner ungeheuren Taten.

kerstle v
allandub
Tempel

Wie Alexander in Ägypten als Pharaos Eingeborene an die Spitze der Zivilverwaltung gestellt hatte, so hat er von nun an als König von Asien in den nach und nach eroberten Ländern die Zivilverwaltung mit dem Satrapentitel an Perser übertragen. Zum erstenmal hat er es in Babylon getan, wozu seine Sonderstellung als König von Babylon mitgewirkt haben mag. Er übertrug die Satrapie dem Mazaios zum Dank dafür, daß er ihm die starke Festung übergeben hatte. Aber neben Mazaios als Zivilchef stellte er zur Kontrolle einen makedonischen Strategen mit dem Kommando über die Truppen. Auch die Finanz- und Steuerverwaltung wurde von der Satrapie abgelöst und einem Makedonen übertragen. Nach diesem Prinzip hat Alexander auch die Verwaltung der weiteren Satrapien des Ostens geregelt, bis wiederum Veränderungen sich als nötig erwiesen. Daß Alexander dem Mazaios als Satrapen die Münzprägung belassen hat, ist eine Ausnahmemaßregel, die auch bald aufgehoben worden ist.

Von Babylon, wo er etwa einen Monat sich aufgehalten hatte, marschierte Alexander in östlicher Richtung in 20 Tagen nach Susa, der alten Hauptstadt Elams, die die Hauptresidenz der Achämeniden geworden war. Nur die heißen Sommermonate pflegten sie im kühleren Ekbatana zu verbringen, wie auch im Winter oder Frühling einige Zeit in Babylon. Welche Rolle hatte der Name Susa seit Aeschylus in der Griechenwelt gespielt, namentlich nach dem Schmachfrieden des Antialkidas! Wie viele Gesandtschaften der einander befeindenden Griechenstaaten hatten hier beim Großkönig antichambriert! Jetzt zog Alexander mit seinen Makedonen kampflos hier ein. Wie sehr es ihm auf die Gewinnung dieser Stadt und der dort bewahrten Königsschätze ankam, zeigt der Umstand, daß er direkt vom Schlachtfelde von Gaugamela aus den Philoxenos vorausgeschickt hatte, damit er Stadt und Schatz in Besitz nehme. Eine Botschaft dieses hatte ihm unterwegs schon gemeldet, daß die Susier ihm die Stadt übergeben hätten und der Schatz unversehrt sei.

So fiel Alexander hier zum erstenmal eines der großen Schatzdepots der Achämeniden zu. Diese Depots waren eigentümlicher Art. Zwar hatte Darius I. schon eine Münzprägung in das bis dahin rein naturalwirtschaftliche Perserreich eingeführt, und hatte den Satrapien neben Naturaltributen auch Geldtribute auferlegt, aber die Naturalwirtschaft dominierte nach wie vor, denn anstatt die ein-

gegangenen Gelder wieder in Zirkulation zu setzen, thesaurierten er und seine Nachfolger sie in ihren Residenzen und zwar in der von Herodot erzählten primitiven Form, daß sie sie zu Gold- und Silberklumpen zusammenschmelzen ließen, von denen dann im Bedarfsfall das Nötige abgeschlagen und zu Münzen ausgeprägt wurde. Wiewohl Darius zu diesem Kriege gewaltige Summen verausgabte und auch mit ins Feld genommen und meist verloren hatte, hat Alexander in seinen Residenzen doch noch kolossale Schätze vorgefunden. Wenn überliefert ist, daß ihm in Susa außer den Kostbarkeiten 40 000 Silbertalente und 9000 geprägte Gold-Dareiken zugefallen sind, so liegt bei den 40 000 eine Umrechnung des ungemünzten Gold- und Silbermetalls in persische Silbertalente vor (etwa 280 Millionen Mark). So konnte Alexander dem Menes, den er von Susa als neuen Finanzdirektor von Kilikien, Phönikien und Syrien ans Meer schickte, 3000 Talente mitgeben mit dem Befehl, dem Antipater davon auszuführen, soviel er zum Kampf gegen Agis nötig habe, denn Alexander hatte immer noch keine Nachricht über den Ausgang dieses Kampfes erhalten.

Die Besetzung von Susa wurde feierlich begangen. Nach väterlichem Ritus opferte Alexander dem makedonischen Götterkreise und ließ einen Fackelwettbewerb und einen gymnischen Agōn folgen. Als Satrapen beließ er den Perser Abulites, der ihm die Stadt übergeben hatte, aber als Burgkommandanten und als Strategen setzte er ihm zwei Makedonen an die Seite. Als ihn in Susa mehrere tausend Mann frischer Truppen aus Makedonien erreichten, schuf er bei der Einstellung der Reiter in die Hetärenreiterei eine neue Organisation, indem er die bisher ungeteilten Reiterregimenter (Ilen) in je zwei Schwadronen (Lochoi) teilte und jeder ihren eigenen Schwadronschef (Lochagos) gab. Es sollte den Regimentern damit eine größere Beweglichkeit gegeben werden. Es ist dies die erste einer größeren Zahl von Reformen, die nach und nach in seiner Heeresorganisation eingeführt wurden.

Das nächste Ziel Alexanders war *Persepolis*. Nach Überschreitung des Pasitigris kam er in das Land der Uxier. Während die Bewohner der Ebene sich ihm ergaben, verlangten die wilden Berg-Uxier, daß er sich den Durchzug durch ihr Gebiet durch Geschenke erkaufe, wie das auch die Perserkönige bis dahin getan hatten. Alexander lehnte dies Ansinnen ab, da er nicht gewillt war, in seinem Reich

die Unabhängigkeit eines Stammes anzuerkennen, und durch eine Kriegslist gelang es ihm, unter Umgehung ihrer Stellung, sie zu überwältigen, worauf er ihnen einen jährlichen Tribut an Pferden, Zugtieren und Schafen auferlegte, denn dies Bergvolk kannte kein Geld und war auf Viehzucht angewiesen.

Während er Parmenio mit den griechischen Truppen auf der großen Fahrstraße, die für den persischen Hof von Susa nach Persepolis angelegt war, ziehen ließ, eilte er selbst mit seinen Makedonen auf kürzerem Wege durch das Gebirge den „Persischen Toren“ zu. Hier stieß er aber auf gefährlichen Widerstand, denn der Satrap der Persis, Ariobarzanes, hatte den Paß vermauert und erwartete ihn hier mit einer überlegenen Truppenmacht. Erst nach sehr schweren Kämpfen und mit Hilfe eines kühnen Umgehungsmanövers gelang es ihm, den Feind in die Flucht zu schlagen. Nun stürmte Alexander in die Ebene hinab, über den inzwischen überbrückten Araxes (heute Kurr) hinüber und auf Persepolis zu, um die Stadt zu erreichen, noch ehe die Schätze von den Wächtern geplündert wären. Er hat sie noch rechtzeitig besetzt.

So hatte Alexander nun auch im Stammland der Achämeniden Fuß gefaßt. Der große Kyros, der Begründer des Reichs und der Dynastie, hatte nahe dem Schlachtfeld, auf dem er den Meder Astyages bezwungen hatte, in Pasargadä (beim heutigen Meschedi Murghāb) seine Residenz mit Palast und Grab sich errichtet. Südöstlich davon hatte dann Darius I. die mächtige Königsburg Persepolis als Festung erbaut, in deren Mauern er und seine Nachfolger sich ihre Wohnpaläste wie ihre von Säulen getragenen offenen Audienzhallen (Apādana) errichtet haben, auf hoher Terrasse gelegen, zu der eine reich mit Reliefs geschmückte doppelwangige Freitreppe hinaufführte. Die Ruinen dieser Königsbauten in Persepolis (Takkt i Dschemschīd) machen noch heute einen überwältigenden Eindruck. Die zum Himmel aufragenden mächtigen Säulen, die gewaltigen Stierkolosse am Toreingang, die Reliefs und Inschriften zeugen von der Macht und dem Glanz eines Weltreiches, das durch Ahuramazdas Gnade für alle Zeiten gefestigt zu sein glaubte. An der Wand jener Freitreppe, die zur Terrasse hinaufführt, stehen in Keilschrift die stolzen Worte: „Es spricht der König Darius (I.): dieses Land Persien, welches mir Ahuramazda verliehen hat, welches schön, menschenreich und rossereich ist —

laser.
v
Pampole

nach dem Willen Ahuramazdas und meinem des Königs Darius zittert es vor keinem Feinde.“ Jetzt lag es wehrlos zu den Füßen Alexanders.

Aber Alexander hat sich in Persepolis nicht nur als der neue Herr gefühlt, der durch die Eroberung dieser durch die persischen Traditionen geweihten Stätte die Axt an die Wurzel der Achämenidenmacht gelegt hatte, sondern hier trat er noch einmal als der *Oberfeldherr des korinthischen Bundes* auf, der vom Synhedrion den Auftrag übernommen hatte, den panhellenischen Perserkrieg zu führen, um Rache zu nehmen für die Frevel, die einst Xerxes an den Göttern und Tempeln der Hellenen begangen hatte. Über alles menschliche Erwarten hinaus hatte er seine siegreichen Waffen bis ins persische Stammland hineingetragen. Aber die Siege über den jetzigen Herrscher Darius galten ihm noch nicht als Rache am toten Xerxes. Hier wo Xerxes sich im geheiligten Bezirk von Persepolis seinen Palast und seine prächtige Audienzhalle und den Torbau errichtet hatte, hier sollte sein Andenken für alle Zeiten vernichtet werden, indem Gleiches mit Gleichem vergolten wurde. Und so sind auf seinen Befehl die Brandfackeln in diese Königsbauten des Xerxes geworfen worden, wobei auch die anderen zum Teil mitzerstört worden sind. Es war ein symbolischer Akt, durch den der aufhorchenden Welt und im besonderen den Griechen mit nicht zu überbietender Dramatik kundgetan werden sollte, *daß der Rachezug sein Ziel erreicht habe*. Es gehört zu den Fabeln des Klitarch, wenn dieser später erzählt hat, Alexander habe nach einem wüsten Gelage in der Trunkenheit auf Anreiz der schönen athenischen Hetäre Thais die Fackel in den Palast geworfen. Natürlich ist dies von den Späteren mit Begeisterung nachgeschrieben worden und findet auch heute noch Gläubige.

Hier in Persepolis erreichte ihn endlich *die Siegesnachricht des Antipater*, die ihn von einer großen Sorge befreite. Noch von Susa aus hatte er ihm Geld zum Kampf gegen Agis geschickt, der, wie erzählt, im Frühling 331 einen peloponnesischen Bund gegen Alexander zustande gebracht hatte. Antipater hatte nicht sogleich gegen ihn marschieren können, da er durch einen Aufstand in Thrakien zurückgehalten wurde. Nachdem er hier den Krieg, so schnell es ging, beendet hatte, eilte er nach dem Süden, hob unterwegs noch Kontingente von den griechischen Bundesgenossen aus,

da es sich ja, wenn auch nicht gegenüber den Spartanern, so doch ihren Verbündeten um eine Bundesexekution im Sinne des korinthischen Bundesvertrages handelte, und kam mit einem Heere von insgesamt 40 000 Mann im Peloponnes an. Hier hatte inzwischen Agis mit seinen Verbündeten ein Heer von 20 000 Mann zu Fuß und 2000 Reitern aufgebracht und hatte die Alexander treugebliebene arkadische Stadt Megalopolis belagert. Vor den Mauern dieser Stadt ist es dann im Herbst 331, etwa zur selben Zeit, wo Alexander bei Gaugamela siegte, zu einer gewaltigen Schlacht gekommen, in der Antipater trotz tapfersten Widerstandes des Feindes einen entscheidenden Sieg errungen hat. König Agis, die Seele des Freiheitskampfes, war, aus vielen Wunden blutend, im Kampfe gefallen, die Besiegten, auch Sparta, mußten um Frieden bitten. Antipater ließ sich von den Spartanern 50 ihrer vornehmsten Männer als Geiseln stellen und überwies die Entscheidung dem Synhedrion, wie es einst auch Alexander nach der Eroberung Thebens getan hatte. Aber das Synhedrion, das zu einer außerordentlichen Sitzung in Korinth zusammentrat, war schwächlich genug, diese Entscheidung an Alexander abzuwälzen. So hat dieser denn später, nachdem die spartanischen Geiseln bei ihm angelangt waren, das Gericht abgehalten, teils strafend, teils verzeihend, und hat nunmehr die Spartaner gezwungen, auch ihrerseits dem korinthischen Bunde beizutreten.

In Persepolis hat Alexander sein Heer die Wintermonate über sich ausruhen lassen. Nur kleinere Razzien gegen unbotmäßige Stämme in der Persis scheinen vorgekommen zu sein. Ein Erfolg war, daß auch der Satrap des östlich angrenzenden Karmanien sich unterwarf, worauf Alexander ihn im Amte ließ. Die Schätze, die er in Persepolis vorfand, waren dreimal so groß als die von Susa. Man hat sie auf 120 000 persische Talente (etwa 840 Millionen Mark) umgerechnet. Außerdem sind ihm in Pasargadä, das ihm der Kommandant kampflös übergab, aus dem Schatzhause des Kyros 6000 persische Talente (etwa 42 Millionen Mark) zugefallen. Bezeichnend für Alexander ist, daß er bei seinem damaligen Besuch von Pasargadä dem Andenken des Kyros gehuldigt hat, indem er das Innere der Grabkammer in dem uns noch heute erhaltenen Kyrosgrabe durch Aristobul pietätvoll schmücken ließ. Es ist dies für uns das erste Anzeichen seiner großen Verehrung für den

Gründer des Achämenidenreiches. Bemerkenswert ist, daß sie uns hier schon vor dem Tode des Darius, schon ehe Alexander selbst sich als Erbe des Kyros fühlte, entgegentritt. Man hat vermutet, daß die Lektüre von Xenophons „Kyropädie“ vielleicht schon früh die Verehrung für Kyros in ihm geweckt hatte.

Mit Frühlingsanfang 330 brach Alexander auf, um die letzte der persischen Residenzen *Ekbatana* (heute Hamadān) im medizinischen Lande zu besetzen, denn dort sollte sich, wie ihm gemeldet war, Darius aufhalten. Dieser war nach der Niederlage bei Gaugamela mit wenigen Truppen über den Paß des kurdischen Gebirges nach Ekbatana geflohen. Als sich bald auch weitere Reste der aufgelösten Armee dort einfanden, begann er von neuem ein Heer aufzustellen. Er hoffte zwar, daß Alexander mit seinen Truppen in den schwelgerischen Quartieren seiner westlichen Residenzen lange bleiben werde, oder daß er gar über Susa überhaupt nicht hinausgehen und sich mit Vorderasien westlich der kurdischen Gebirge begnügen werde, die wie ein mächtiger Wall die iranischen Länder vom Westen abriegeln. Sollte aber Alexander doch gegen ihn marschieren, so plante er nach dem fernen Osten, nach Baktrien zurückzuweichen und dem Alexander durch Verwüstung des Landes die dorthin führende Straße unwegsam zu machen. Den Harem und den Troß hatte er auf alle Fälle schon zu den Kaspischen Toren vorausgeschickt und harrte selbst in Ekbatana der Dinge. Als Alexander nun nordwestlich in der Richtung auf Ekbatana marschierte und das Volk der Paraitakener unterworfen hatte, wurde ihm gemeldet, daß Darius im Vertrauen auf die Hilfstruppen der Skythen und Kadusier ihm zu einer Schlacht entgegenziehen wolle. Sofort ließ er Troß und Gepäck zurück und führte seine Truppen zur Schlacht gerüstet voran. Aber bald erfuhr er, daß jene Hilfstruppen nicht gekommen seien, und Darius daher zur Flucht entschlossen sei. Wiewohl er nun in Eilmärschen vorstürmte, kam er doch zu spät nach Ekbatana, denn Darius war schon mit einem Vorsprung von acht Tagen mit 3000 Reitern und 6000 Mann zu Fuß unter Mitnahme von 7000 Talenten, die in Ekbatana aufbewahrt waren, nach dem Osten entflohen. Eine große Enttäuschung für Alexander! So hat er in Ekbatana in aller Eile nur die notwendigsten Verordnungen für den Westen getroffen, ehe er sich auf die Verfolgung begab.

Hatte er schon in Persepolis durch den Brand den Griechen gezeigt, daß er den Auftrag des Rachekrieges für beendet halte, so zog er jetzt die letzten Konsequenzen daraus, indem er die thessalischen Reiter und die sonstigen griechischen Bundeskontingente reich belohnt in die Heimat entließ. Da er nach dem Siege von Megalopolis Griechenland fest in der Hand hatte, brauchte er diese Bundestruppen auch nicht mehr als Unterpfang oder als Geiseln mit sich zu führen. Nicht wenige von ihnen zogen es vor, mit seiner Erlaubnis weiter unter ihm zu dienen, aber nicht mehr als Bündner, sondern als Söldner. Sein Spezialkommando als „unbeschränkter Stratege“ des Rachefeldzuges, das ihm 336 vom Synhedrion in Korinth übertragen war, betrachtete Alexander hiermit als abgelaufen. Hegemon des Bundes ist er nach wie vor geblieben, denn dieses Amt hatte er auf Lebenszeit übernommen, und er hat auch bis an sein Ende noch Amtshandlungen als Hegemon vollzogen. Aber der panhellenische Feldzug lag hinter ihm. Die Begeisterung, mit der er vor sechs Jahren, als Zwanzigjähriger, diesen Gedanken aufgenommen hatte, muß durch die trüben Erfahrungen, die er inzwischen mit den Griechen des Mutterlandes gemacht hatte, längst abgekühlt worden sein. Und doch hatte er ihn niemals verleugnet, wenn auch seit dem Übergang nach Asien neben ihm von vornherein der Eroberungsgedanke gestanden hatte. Alexander hatte beides miteinander zu verknüpfen gewußt durch das Bestreben, das ihn auch weiterhin beseelt hat, der griechischen Kultur im Orient die Wege zu öffnen. Jetzt hatte die Duplizität seiner Kriegsziele ein Ende, und er konnte sich ungehemmt dem Eroberungsgedanken hingeben.

Es spricht für die staatsmännische Bedeutung Alexanders, daß er, ehe er in den fernen Osten eindrang, eine Zentralisierung der gesamten Finanzverwaltung anordnete. Die Schätze von Susa und Persepolis, im ganzen gegen 180 000 persische Talente (etwa 1 Milliarde 260 Millionen Mark) ließ Alexander durch Parmenio, der sie von Persepolis aus herangeschafft hatte, auf der Königsburg von Ekbatana deponieren und dem Harpalos, der bisher die Kriegskasse geführt hatte, als Reichsschatzmeister übergeben. Von größter Wirkung wurde es, daß Alexander nicht gewillt war, das Thesaurierungssystem der Perserkönige beizubehalten, sondern er hat mit ihm gebrochen und hat mit der Ausmünzung der Gold-

und Silbermetalle beginnen lassen. Den Schutz des Reichsschatzes vertraute Alexander dem Parmenio an, den er mit einem Truppenteil, vor allem auch zur Sicherung der rückwärtigen Verbindungen, in Ekbatana zurückließ. Es war ein sehr ehrenvolles und äußerst verantwortungsvolles Kommando, das dem verdienten alten General übertragen wurde, und doch mag er es als eine Kaltstellung empfunden haben, und wohl nicht mit Unrecht, denn es waren nicht nur seine etwa 70 Jahre, die ihn ungeeignet für die bevorstehenden großen Strapazen erscheinen ließen, sondern mehr noch wird der Gegensatz ihrer Grundanschauungen, der so oft hervorgetreten war, dem Alexander angesichts der zu erwartenden großen Wandlungen als hinderlich erschienen sein. So konnte Alexander frei von allen Hemmungen, frei vom panhellenischen Gedanken und frei von dem oft unbequemen Mahner sich nun dem fernen Osten zuwenden.

SECHSTES KAPITEL

Die Eroberung Irans

ZUNÄCHST galt es, sich der Person des flüchtenden Darius zu bemächtigen, der auf der Königsstraße, die von Ekbatana über Ragai (unfern von Teheran) und die Kaspischen Tore nach dem Iran führte, einen weiten Vorsprung hatte. Diese Verfolgung des Darius gehört zu den größten Kraftanstrengungen und den tollsten Reiterstücken Alexanders. In gewaltigen Eilmärschen, unbekümmert um die furchtbarsten Strapazen, die Mann und Roß zugemutet wurden, setzte der König ihm nach und erreichte ihn schließlich jenseits der Kaspischen Tore (unweit Hekatompylos) nach einer wilden Jagd, auf der ihn nur noch ein kleines Reiterkorps begleitet hatte. Doch nur als Leiche fiel ihm Darius in die Hand, denn die Satrapen der iranischen Provinzen, unter ihnen vor allem Bessos, der Satrap von Baktrien, hatten den König, als sie sahen, daß dieser gebrochene Mann nicht mehr die Energie hatte, in Ostiran den Kampf gegen Alexander aufzunehmen, zunächst gefesselt und als Gefangenen auf einem Wagen mit sich geführt, dann aber, als Alexander mit seinen Reitern herannahte, ihm den Todesstoß gegeben und hatten sich selbst nach dem Osten gerettet.

Dieser Moment, wo Alexander vor der Leiche des Darius stand, gehört zu den großen Wendepunkten seines Lebens. Wohl hatte er schon nach Issos kraft seines Schwertes den Anspruch auf das persische Weltreich erhoben und war in Arbela von der Heeresversammlung zum „König von Asien“ ausgerufen worden, aber jetzt, wo der letzte Achämenide dahingegangen war, betrachtete er sich als seinen *Erben und legitimen Nachfolger auf dem persischen Königsthron*. Ob er auch in einem offiziellen Akt den persischen Untertanen seine Thronfolge mitgeteilt hat, wissen wir nicht. Als

den neuen König zeigte er sich sogleich, indem er den Darius mit allen königlichen Ehren in Persepolis bei seinen Ahnen bestatten ließ, und wie er einst die Rache für die Ermordung seines Vaters Philipp für seine erste Regentenpflicht gehalten hatte, so ist er jetzt als Rächer für den ermordeten Darius aufgetreten. Die Rebellen, die ihren königlichen Herrn ermordet hatten, sollten zur Strafe gezogen werden, während diejenigen, die ihm Treue bewahrt hatten, hoch in Ehren von ihm gehalten wurden. Doch nicht nur das Rachebedürfnis gegenüber Bessos und seinen Komplizen hat ihn nach dem fernen Osten geführt, sondern im Hochgefühl, nunmehr der Rechtsnachfolger des persischen Großkönigs zu sein, betrachtete er es als seine Aufgabe, auch den östlichen Teil des Riesenreiches persönlich in Besitz zu nehmen.

Wie anders war der Eindruck, den der Tod des Darius auf seine makedonische und griechische Umgebung und auf sein Heer machte! Hier hoffte und glaubte man, daß nun der Krieg zu Ende sei, und daß man nun endlich in die Heimat zurückkehren könne. Alexander mußte erst einer hierzu einberufenen Heeresversammlung die Notwendigkeit des weiteren Vorrückens klarmachen. Freilich ist es seiner faszinierenden Persönlichkeit leicht gelungen, seine Truppen mit sich fortzureißen, aber daß ein Zuspruch in feierlicher Versammlung überhaupt nötig war, war das erste Anzeichen dafür, daß sich nunmehr zwischen dem König und seiner makedonisch-griechischen Gefolgschaft eine Kluft aufzutun begann, die in den nächsten Jahren immer breiter und tiefer werden sollte. Und es waren nicht nur die Kriegsziele, die sie trennten; es war vor allem die neue Auffassung Alexanders, daß er sich als Nachfolger des Darius auf dem Perserthron betrachtete. Zwar blieb er deswegen doch der König von Makedonien und damit auch der Hegemon des korinthischen Bundes, aber sein asiatisches Königtum brachte Konsequenzen mit sich, die schließlich zu Konflikten mit den Makedonen führen mußten, die es nicht ertragen konnten, ihren König als asiatischen Sultan zu sehen. Äußerlich trat die neue Ära darin besonders hervor, daß Alexander allmählich begann, wenn auch zunächst nur seinen orientalischen Untertanen gegenüber, gelegentlich persischen Königsschmuck anzulegen und persisches Hofzeremoniell einzuführen. Wieweit ihn hierbei Liebe zu Prunk und Pracht geleitet hat, die meist in den Vordergrund gestellt oder gar

als einziges Motiv angesehen wird, ist schwer zu sagen. Ausschlaggebend hierfür war jedenfalls die neue Stellung, in der Alexander sich gegenüber den Persern und den anderen Völkern des asiatischen Weltreiches fühlte. Als ihr rechtmäßiger König sah er in ihnen nicht mehr seine Feinde, sondern seine Untertanen. Wer jetzt noch gegen ihn kämpfte, war ein Rebell gegenüber seinem Herrn. Diesen Untertanen, im besonderen den Persern, dem bisher herrschenden Volke, sollten die alten Traditionen, die monarchischen wie auch die religiösen, möglichst erhalten bleiben; dafür sollten sie aber zu ihm ebenso, wie vorher zu den Achämeniden, aufblicken und ihm in denselben Formen ihre Verehrung zeigen. Es war derselbe staatsmännische Gedanke, der ihn auch schon in Ägypten und Babylonien, in denen er ein Sonderkönigtum übernommen hatte, dazu geführt hatte, althergebrachte Traditionen und Zeremonien für sich aufzunehmen. Die neuen Untertanen sollten dadurch innerlich für die neue Regierung gewonnen werden und damit zu einer festen Stütze für das neue Reich werden.

Diese neue Einstellung gegenüber den Persern führte allmählich auch zu ihrer später immer stärker hervortretenden Verwendung im Reichsdienst. In die zivilen Satrapenstellen hatte Alexander schon vorher begonnen, Perser einzusetzen. Neu war aber, daß Alexander nach einiger Zeit damit begann, Perser und dann auch andere Iranier in sein Heer einzustellen, eine Maßregel, die sachlich dadurch nahegelegt wurde, daß Alexander einsehen mußte, daß er seine Riesenpläne mit den Makedonen allein nicht ausführen könne, zumal die Nachschübe aus der Heimat, je weiter er nach dem Osten zog, desto schwieriger werden mußten. Gerade diese militärisch notwendigen Neuerungen sind es gewesen, die später zu starken Konflikten mit seinen Makedonen geführt haben.

Es war im Juli 330, daß Darius im Alter von etwa 50 Jahren sein tragisches Ende gefunden hat. Nachdem Alexander sein Heer wieder zusammengezogen und ihm einige Ruhe gegönnt hatte, ging er zunächst daran, Hyrkanien, das Land südlich vom Kaspischen Meer, in Besitz zu nehmen. Er überschritt den hohen Elburs und rückte in die Ebene, südlich des Meeres, vor. Die Bergvölker der Tapurer und Marder, von denen die letzteren bisher dem Perserkönig noch nicht gehorcht hatten, mußten in blutigen Kämpfen niedergeworfen werden. Dagegen eilten viele persische Magnaten

herbei, um dem neuen König zu huldigen. Auch die griechischen Söldner, etwa 1500 Mann, die dem Darius bis zuletzt treu geblieben waren, suchten die Gnade Alexanders. Dieser verlangte aber zunächst Kapitulation auf Gnade und Ungnade, weil sie gegen den Beschluß der Hellenen verstoßen hätten, daß kein Hellene Solddienste beim Perser nehmen dürfe, und als sie erfolgte, ließ er diejenigen von ihnen, die schon vor der Begründung des korinthischen Bundes in persische Dienste getreten waren, frei in die Heimat ziehen, während er die später Eintretenen zwar begnadigte, aber unter denselben Bedingungen in seinem Heere weiterzudienen zwang. Dieses Vorgehen zeigt, daß Alexander, wiewohl für den Orient jetzt Großkönig, dem Hellenenbunde gegenüber nach wie vor der Hegemon geblieben ist. Als Bundeshegemon gerierte er sich ebenso gegenüber den griechischen Gesandten am Perserhofe, die sich ihm damals stellten, denn die Gesandten der Sinopeer ließ er frei, weil diese nicht zum korinthischen Bunde gehörten, also das Recht gehabt hätten, Gesandte an ihren König zu schicken. Wenn er den athenischen Gesandten dagegen in Gewahrsam nehmen ließ, so wird dieser nach Begründung des Bundes abgesandt sein. Daß er auch die spartanischen Gesandten festnehmen ließ, wird damit zusammenhängen, daß das dem Alexander vom Synhedrion übertragene Gericht über die besiegten Spartaner damals noch nicht vollzogen war.

Wie an seine Hegemonstellung erinnert uns Alexanders Aufenthalt am Südrande des Kaspischen Meeres auch an seine Forschungstendenzen, die uns schon in Ägypten begegneten, denn es scheint, daß ihn schon damals das Problem, ob das Kaspische Meer ein Busen des Ozeans oder ein Binnenmeer sei, beschäftigt hat, das er später, kurz vor seinem Tode, praktisch angepackt hat. Geographische Probleme in überwältigender Fülle mußten sich Alexander und seiner Umgebung aufdrängen, als er nun von Zadrakarta, der hyrkanischen Hauptstadt, aus vordringend, in Ostiran einrückte, denn hier kam er in Gegenden, von denen die Griechen bisher überhaupt noch keine oder doch nur dunkle Kunde gehabt hatten. So wurde für die griechische Erdkunde dieser iranische Feldzug ebenso, wie nachher der indische, zugleich eine *Entdeckungsfahrt* von größter Wichtigkeit. Das Gebiet, das Alexander in mehrjährigen Kämpfen hier erobert hat, umfaßt im Norden Buchara und West-

Turkestan bis zum Syr-Darja, im Süden Afghanistan und den Nordrand von Beludschistan. Das entsprach im Norden den Satrapien Baktrien und Sogdiana, im Süden Areia und Drangiana, Arachosien und dem Paropamisadenland am Hindukusch. Wie irrtümlich man diese neuen Gebiete mit der bis dahin bekannten Erdkarte in Verbindung setzte, zeigt am drastischsten die Tatsache, daß man den Syr-Darja (bei den Eingeborenen Jaxartes genannt) für den Oberlauf des Tanais (des Don!) hielt, des Grenzflusses von Asien und Europa, der in das Asowsche Meer geht, und daß man in dem Hindukusch und seinen Ausläufern eine Fortsetzung des Kaukasus sah und ihn daher als Kaukasus bezeichnete! Vom Aralsee, in den der Oxus und Jaxartes münden, haben die Makedonen überhaupt nichts erfahren. Man vergegenwärtige sich dies auf der Karte, um eine Vorstellung von der völligen Verzeichnung des damaligen makedonischen Erdbildes zu gewinnen. Nach Strabo sollen sie den Jaxartes deswegen mit dem Tanais identifiziert haben, weil jenseits dieses Flusses Tannen vorkämen, die Tanne aber nur in Europa, nicht im oberen Asien begegne. Vielleicht war für Alexander und seine Umgebung eher maßgebend, daß schon Aristoteles die Verwechslung vorbereitet hatte, indem er den Araxes, wie er den vom „Parnaß“ (d. h. Hindukusch) nach Norden fließenden großen Strom (den Oxus oder Jaxartes) nannte, mit dem Tanais verbunden hatte. Jedenfalls haben Alexander und seine Leute während ihres Aufenthaltes in Ostiran keine Ahnung davon gehabt, wo sie sich auf der Erde befanden. Dagegen ist ihnen dies Gebiet selbst mit seinen hochragenden Gebirgen und reichen Ebenen, aber auch Salzwüsten und Steppen durch die ständigen Kreuz- und Querzüge, die militärisch nötig waren, gut bekannt geworden. In den Alexanderhistorikern finden sich außerordentlich anschauliche landschaftliche Schilderungen, so von der Sandsteppe zwischen Baktra und dem Oxus oder von der Schneelandschaft zwischen Kandahar und Kābul. Die Bematisten haben sicher auch hier ihres Amtes gewaltet und haben durch ihre Vermessungen der vom Heer benutzten Straßen und ihre sonstigen Beobachtungen zur Aufklärung über diese Landschaften den Grund gelegt.

Die Kämpfe in Ostiran, denen Alexander jetzt entgegentzog, sind die schwersten gewesen, die er überhaupt zu bestehen gehabt hat. Fast drei Jahre, vom Herbst 330 bis ins Jahr 327 hinein, hat es

gedauert, bis er die Eroberung dieser Länder als gesichert betrachten konnte. Das ist erstaunlich, wenn man bedenkt, daß er nur vier Jahre gebraucht hatte, um in unvergleichlichem Siegeszuge vom Hellespont bis nach Medien den Perserthron zu gewinnen. Dieser Unterschied beruht auf der verschiedenen *Qualität* und *Kampfweise* seiner Gegner. Diese arischen Völker Ostirans, vor allem die Baktrier und Sogdianer, hatten ein außerordentlich stark entwickeltes, stolzes Nationalgefühl, das einen Freiheits- und Unabhängigkeitsdrang entfaltete, wie es Alexander im Westen des Perserreiches — abgesehen von den Tyriern und dem einen oder anderen tapferen kleinen Bergvolk — nirgends entgegengetreten war. Dieses Nationalgefühl schloß sie um so mehr zusammen, als es von ihrer gemeinsamen zarathustrischen Religion getragen wurde. Sie wollten daher nichts wissen von Unterwerfung unter diesen fremden Makedonen, mochte er auch verkünden, daß er als Rächer und Nachfolger des Darius gegen Bëssos ziehe. Sie sahen vielmehr in Bëssos ihren Führer im Nationalkampf, als dieser, der dem Achämenidenhause verwandt war, nach Baktrien zurückgekehrt, sich die Tiara aufrecht, wie es nur dem König zustand, aufs Haupt setzte und sich unter dem Namen Artaxerxes als Großkönig proklamierte. Nach dessen baldigem Untergang fanden sie dann in dem Sogdianer Spitamenes einen ausgezeichneten Führer, der über ein Jahr die Seele des nationalen Freiheitskampfes gewesen ist. Erst mit seinem Tode brach ihre Widerstandskraft zusammen.

Aber nicht nur die Qualität der Gegner war hier eine andere als vorher, sondern auch ihre Kampfweise. Hier in Ostiran wurden nicht große rangierte Feldschlachten angeboten, wie er sie bis dahin im wesentlichen mit der gleichen Methode der „schiefen Schlachtordnung“, für die sein von Philipp überkommenes Heer ganz besonders gedrillt war, siegreich geschlagen hatte, sondern es war ein echter *Volkskrieg*, der ihn hier erwartete. Schwer zu fassen war dieser Feind, der sich nie in größeren Massen ihm entgegenstellte, sondern, kaum daß Alexander vorgerückt war, in seinem Rücken, womöglich an verschiedenen Stellen gleichzeitig, den Aufruhr auflodern ließ, oder in unzugänglichen Felsennestern sich verschanzte, oder wenn er in Gefahr geriet, in den benachbarten turkmenischen Steppen verschwand, um plötzlich von neuem hervorbrechend unerwartet über seinen Gegner herzufallen. Wie ge-

fährlich und aufreibend ein solcher Guerillakrieg sein kann, lehren die Kämpfe Napoleons in Spanien, der ihrer nicht Herr werden konnte.

Die große Bedeutung Alexanders als Stratege und Taktiker, die neuerdings unberechtigtweise gelegentlich bestritten worden ist, tritt uns in diesem ostiranischen Kleinkrieg vielleicht noch packender entgegen als in jenen großen Feldschlachten der früheren Jahre, denn hier sah er sich völlig neuen Aufgaben gegenüber, die den Feldherrn vor ganz neue Schwierigkeiten stellten. Gegenüber denjenigen, die alle militärischen Verdienste auf Parmenio abwälzen möchten (S. 60), sei daran erinnert, daß dieser während dieser Kämpfe in Ekbatana stand. Leider sind die glaubwürdigen Nachrichten über Alexanders Maßregeln so unvollständig, daß sich kein klares Bild von ihnen gewinnen läßt. Wenn das Heer, das Alexander nachher nach Indien führte, sowohl an Zahl wie in seiner Zusammensetzung ein so völlig anderes war als das der ersten vier Jahre des asiatischen Feldzuges, so werden die Veränderungen zum Teil schon während der ostiranischen Kämpfe eingeführt sein. Neben dem überlieferten, nicht unbedeutenden Zuzug von Söldnern aus Griechenland und Kleinasien wird man wahrscheinlich auch schon mit einer stärkeren Einstellung persischer Truppen rechnen dürfen, entsprechend der neuen Stellung Alexanders gegenüber den Persern. Die starken Verluste dieser Jahre machten bedeutende Auffüllungen nötig. Die Besonderheiten des Kleinkrieges erforderten vor allem eine stärkere Entwicklung der leichten Truppen und der Reiterei, zumal die Baktrier und Sogdianer ausgezeichnete Reiter waren. Die schwer gerüstete makedonische Phalanx konnte hier als geschlossene Formation überhaupt keine Verwendung finden, sondern nur in einzelnen Abteilungen, wie auch die Hetären, die schweren Reiter, hier nicht mehr als geschlossenes Korps auftreten. Der Pferdebestand seiner Kavallerie, der beim Übergang über den verschneiten Hindukusch schwere Verluste gehabt hatte, wurde 329 mit den ausgezeichneten sogdianischen Rossen aufgefüllt, wodurch seine Reiterei der feindlichen ähnlicher wurde. Schnelligkeit und leichtere Beweglichkeit waren ein Hauptziel der damaligen Reformen. Zu diesem Zweck wurden auch neue taktische Einheiten geschaffen. Statt der schon 331 eingeführten Gliederung der Reiterregimenter in je zwei Schwadronen (Lochen) wurden 329 die

Hipparchien gebildet, die in mehrere Unterabteilungen zerfielen und Reiter verschiedener Bewaffnung, bald auch verschiedener Nationalität zusammenfaßten. Auch neue Waffengattungen, die Alexander den Persern abgesehen hatte, wurden eingeführt, wie die reitenden Speerschützen (Hippakontisten), die schon bald nach Darius' Tod in seinem Heere auftreten, und die berittenen Bogenschützen (die Hippotoxoten). Das alles sind nur Einzelheiten, die uns die allmähliche Umwandlung des Heeres doch nur ahnen lassen.

Eine Folge der zerstreuten Kampfweise der Feinde war, daß Alexander zu einer neuen Taktik genötigt war. Er mußte sein Heer oft in getrennten Kolonnen vorgehen lassen, die durch Zuteilung der verschiedensten Waffengattungen unter Führung eigener Kommandanten durchaus selbständig und schlagfertig waren, nötigenfalls aber auch wieder geschickt zusammengezogen und vereinigt wurden.

Neu wie die Kampfweise sind auch Alexanders Maßregeln zur Sicherung des eroberten Gebietes in Ostiran gewesen. Während man früher auf unsichere Angaben der Tradition hin annahm, daß Alexander auch schon in Vorderasien neue Städte gegründet habe, hat die neuere Forschung es wahrscheinlich gemacht, daß seine ostiranischen Städtegründungen überhaupt seine ersten auf asiatischem Boden gewesen sind (S. 108). Jedenfalls sind diese die ersten *sicher bezeugten* Gründungen Alexanders in Asien, die mit den schon früher vorgekommenen Neubesiedlungen älterer Städte (wie Tyros und Gaza) nicht zu vermischen sind. Nur auf afrikanischem Boden, in Ägypten, war bereits eine Neugründung vorangegangen. Aber während wir bei dieser das militärische Motiv ausschalteten, liegt es bei den ostiranischen auf der Hand, daß die Notwendigkeit der militärischen Sicherung dieses schwer erkämpften Gebietes den äußeren Anlaß und auch ein Hauptmotiv zu dieser Neuerung gegeben hat. Auf die handelspolitische und kulturpolitische Bedeutung dieser Städtegründungen werden wir später einzugehen haben.

Nach dieser allgemeinen Würdigung der ostiranischen Kriegsjahre soll wenigstens in großen Zügen eine Skizze des äußeren Verlaufs der militärischen Operationen gegeben werden. Als Alexander im Hochsommer 330 von Hyrkanien aus nach Osten durch

Parthien vorrückte und die Nordspitze von Areia erreicht hatte, traf ihn die Nachricht, daß Bēssos, wie schon erwähnt, in Baktrien unter dem Namen Artaxerxes als „König von Asien“ anerkannt worden sei. Da Satibarzanes, der Satrap von Areia, ihm soeben gehuldigt hatte, wollte Alexander auf dem nächsten direkten Wege nach Baktra (heute Balch) eilen, mußte aber statt dessen nach Süden in die Areia vorstoßen, da Satibarzanes auf jene Nachricht hin zum Bēssos abgefallen war und Areia zum Aufstand gebracht hatte. Wiederum wirkte Alexander durch die überraschende Schnelligkeit seiner Operationen. In gewaltigen Eilmärschen legte er in zwei Tagen mit einem Teil seines Heeres den Weg nach Artakoana, der Hauptstadt von Areia, zurück. Satibarzanes entfloh, und der Aufstand brach zusammen. Zur Sicherung dieses unruhigen Landes entschloß sich Alexander — ob damals oder etwas später, ist unsicher —, hier eine Griechenstadt zu gründen, „Alexandrien in Areia“ (heute Herāt). Anstatt nun nach Norden zurückzukehren zu jener direkt nach Baktra führenden Straße, ist Alexander vielmehr, ohne wesentlichen Widerstand zu finden, weiter nach Süden in die Drangiana und dann nach Osten nach Arachosien und schließlich zu den Paropamisaden am Südfuß des Hindukusch gezogen. Er scheint dabei dem Zuge der persischen Königsstraße gefolgt zu sein. Der hierdurch gebotene große Umweg nach Süden (bis an den Hilmend) wird mit dazu beigetragen haben, daß er in diesem Winter (330/29) keine Zeit zu einem längeren Winterquartier gefunden hat. Sein strategischer Plan ging wohl darauf aus, nach den bösen Erfahrungen, die er in Areia gemacht hatte, lieber zunächst diese südlich vom Hindukusch gelegenen Gebiete zu besetzen, damit sie nicht in seinem Rücken zum Bēssos übergingen. Auch diese Gebiete hat Alexander durch mehrere Städtegründungen gesichert, wie „Alexandrien in Arachosien“ (heute Kandahar) und „Alexandrien am Kaukasus“. Hier im Süden ist auch weiterhin die Ruhe gewahrt worden, nur in Areia mußte noch einmal durch eine detachierte Kolonne ein Aufstand niedergeworfen werden.

Im Frühling 329 führte Alexander sein Heer nach kurzer Rast unter großen Mühen über den schneebedeckten Hindukusch und trotz der Verwüstung des nördlich davor gelagerten Gebietes, durch die Bēssos ihn aufzuhalten versuchte, drang er siegreich in Baktrien ein. Vor seinem ungestümen Vormarsch entwich Bēssos über

den Oxus (Amu-Darja), verbrannte seine Schiffe und zog sich nach Sogdiana hinein auf Nautaka zurück. Alexander ergriff inzwischen Besitz von Baktrien, auch von der Hauptstadt Baktra und rückte an den Oxus vor, den er wohl bei Kilif überschritt. Es dauerte fünf Tage, bis er sein Heer, da wegen Holzmangels an Brückenschlagen nicht zu denken war, auf ausgestopften Lederschläuchen, die aus den Zeltledern zusammengenäht waren, hatte hinüberschwimmen lassen, wobei die Pferde schwimmend am Zügel nachgezogen wurden. Es war dies eine im Altertum wie noch heute im Orient weitverbreitete Methode des Flußüberganges, die Alexander auch schon an der Donau angewendet hatte. Bald fiel ihm Bëssos in die Hände, der durch das kampflose Zurückweichen seinen Nimbus verloren hatte. Nach und nach verlassen von seinen Truppen und verraten und im Stich gelassen von seiner Umgebung, darunter dem Sogdianer Spitamenes, ist er mühelos von Ptolemaios, dem späteren König von Ägypten, der zu dieser Razzia mit einer fliegenden Kolonne detachiert war, gefangen worden. Alexander, der ihm als dem Hochverräter als strafender Großkönig gegenübertrat, hat ihn später in Baktra zum Tode verurteilen lassen, wo ihm nach persischem Recht — so wie Darius I. einst seine Gegenkönige bestraft hatte — Nase und Ohren abgeschnitten wurden, und hat ihn dann nach Ekbatana geschickt, wo er von seinesgleichen in grausiger Weise durch Kreuzigung oder Zerstückelung hingerichtet worden ist. In *Spitamenes*, der nun an Bëssos' Stelle an die Spitze des nationalen Widerstandes trat, fand Alexander einen viel gefährlicheren Gegner.

Alexander drang nun über Marakanda (heute Samarkand) bis an den Jaxartes (Syr-Darja) vor und kam damit an die äußerste Nordostgrenze des Perserreiches. Jenseits des Flusses, in dem die Makedonen, wie wir sahen, den Tanais (Don) zu erkennen glaubten, lebten in den weiten Steppen nomadisierende Daher, Saken und Massageten, die von jeher eine Gefahr für das diesseitige Reichsland bedeutet hatten. Ihnen zum Trutz hat Alexander am diesseitigen Ufer des Jaxartes eine Griechenstadt „Alexandrien, das äußerste“ gegründet (heute Chodschent), die hier die Wacht am Grenzfluß halten sollte. Angesichts der endlosen jenseitigen Steppen hat Alexander damals ebensowenig, wie einst an der Donau, an ein Vorschieben der Grenze nach Norden hin gedacht; war er doch hier

bereits an die Grenze der „Oekumene“ gelangt, die ja nicht nur vom Ozean, sondern auch von Wüsten begrenzt wird. Aber wie an der Donau, hat er jetzt auch hier einen einmaligen siegreichen Vorstoß über den Fluß hinüber gemacht, um jenen Barbaren Respekt vor seinen Waffen beizubringen.

Schon während Alexander noch mit den Vorbereitungen zur Stadtgründung beschäftigt war, hatte Spitamenes in seinem Rücken eine größere Anzahl von Ortschaften zum Aufstand gebracht. Ein schweres Strafgericht wurde über diese verhängt, nachdem der Aufstand in blutigen Kämpfen niedergeworfen war: die Ortschaften wurden zerstört und die Bevölkerung getötet, denn Alexander betrachtete sie als Rebellen gegen ihren Herrn. Bald danach gelang es dem unermüdlichen Spitamenes, einen neuen Aufstand größeren Stils in Sogdiana zu entfachen, der um so gefährlicher wurde, als Spitamenes auch bei den nördlichen Nomaden Unterstützung fand. Als er die makedonische Besatzung von Marakanda zu belagern begann, entsandte Alexander eine Expedition gegen ihn, während er selbst mit der Gründung der Stadt beschäftigt blieb. Marakanda wurde zwar entsetzt, aber das Expeditionskorps wurde von Spitamenes, der nach Norden in die Steppe ausgewichen war und von den verbündeten Nomaden 600 Reiter bekommen hatte, in einer Schlacht am Polytimetos völlig geschlagen und aufgerieben, so daß er Marakanda von neuem belagern konnte. Da verließ Alexander den Jaxartes und eilte mit leichten Truppen in Gewaltmärschen nach Marakanda. Die 290 Kilometer von Chodschent nach Samarkand hat er in drei Tagen und einigen Stunden zurückgelegt! Als Spitamenes auf die Kunde vom Herannahen Alexanders nach Norden in die Steppe entfloh, setzte ihm Alexander bis zum Polytimetos nach und unterwarf unter schwerer Bestrafung der Aufständischen dies nördliche Grenzland. Darauf führte er sein Heer südwärts über den Oxus nach Baktrien zurück und bezog in der Hauptstadt Baktra das Winterlager (329/28).

Auch das folgende Jahr 328 verlief in heftigen Kämpfen gegen Aufstände in Baktrien und Sogdiana. Ein Teil des Heeres blieb unter Krateros' Oberbefehl in Baktrien zurück, der andere Teil, mit dem Alexander wieder in Sogdiana einrückte, mußte in fünf Kolonnen geteilt werden, um die weit zerstreuten, meist in die Burgen geflüchteten Aufständischen fassen zu können. Nachdem der

Widerstand gebrochen war, vereinigten sich die Kolonnen wieder in Marakanda. Während Alexander noch den letzten Rest der Rebellen bezwang, ließ er durch Hephaistion mehrere Städte in Sogdiana anlegen. In diesem Jahr hatte auch Pharasmanes, der König der im hohen Norden wohnenden Chorasmier, dem Alexander gehuldigt, und dieser hatte Freundschaft und Bündnis mit ihm geschlossen.

Inzwischen war Spitamenes, unterstützt von seinen massagetischen Freunden, in Baktrien eingefallen und hatte aus der Umgegend von Baktra reiche Beute fortgetrieben. Als die Besatzung der Stadt ihm nachzog, wurde sie von Spitamenes in einen Hinterhalt gelockt und unter schweren Verlusten geschlagen. Nun eilte Krateros herbei und brachte ihm, noch ehe er die Wüste erreichen konnte, eine schwere Niederlage bei. Aber Spitamenes konnte sich wiederum in die Wüste retten, und es dauerte nicht lange, da brach er von neuem, diesmal von 3000 Massageten unterstützt, in Sogdiana ein. Alexander war inzwischen zum Winterquartier (328/27) nach Nautaka gezogen und hatte dem Koinos den Oberbefehl für Sogdiana übergeben. Dieser hat dann auch dem Spitamenes eine schwere Niederlage beigebracht, aber entscheidend war doch erst, daß die Massageten auf das Gerücht hin, daß Alexander selbst nun in die Wüste einbrechen wolle, ihren Verbündeten verrieten. Sie schlugen dem Spitamenes den Kopf ab und schickten diesen an Alexander.

Mit diesem tragischen Ausgang des großen iranischen Freiheitshelden war der Widerstand im wesentlichen gebrochen. Nur noch in einigen unzugänglichen Felsenburgen im südöstlichen Gebirgsland Sogdianas hielt sich ein letzter Rest der tapferen Aufständischen. Im Frühling 327 zog Alexander von Nautaka aus gegen die Burg des Ariamazes auf dem „Sogdianischen Felsen“, die so unannehmbar schien, daß manche der Aufständischen ihre Frauen und Kinder dorthin gerettet hatten, unter ihnen der baktrische Fürst Oxyartes, einst ein Genosse des Bessos. Als Alexander zur Kapitulation aufforderte, rief man ihm von oben höhnisch zu, er möge sich „Flieger“ als Soldaten suchen, denn andere könnten zu ihnen nicht hinaufkommen. Alexander setzte darauf hohe Ehrenpreise aus für die Erklimmung der höchsten Bergspitze, die noch über die Burg hinausragte. In der Tat fanden sich 300 kühne

Bergsteiger unter seinen Makedonen, die bei Nacht das Wagnis unternahmen. Dreißig stürzten ab, aber die anderen kamen mit Hilfe von Stricken und eisernen Zeltplöcken, die sie in das Eis oder den hart gefrorenen Fels stießen, glücklich nach oben. Als die Belagerten in der Morgenfrühe zu ihrer Überraschung diese Makedonen in der Höhe über sich sahen, kapitulierten sie und übergaben die Burg dem Alexander. Die schönste Beute, die ihm zufiel, war *Roxane*, die Tochter des Oxyartes, eben zur Jungfrau erblüht, nach dem Urteil von Alexanders Genossen nächst Stateira, der Gemahlin des Darius, das schönste Weib, das sie in Asien gesehen haben. Von leidenschaftlicher Liebe ergriffen, beschloß Alexander, sie zu seiner Gemahlin zu erheben.

Von hier aus zog er weiter nach Osten in die Landschaft Paraitakene gegen die Burg des Chorienes, die hoch auf steilem Felsen ragend, rings von tiefen Schluchten umgeben war und für uneinnehmbar galt. Aber Alexander ging in der Überzeugung, daß für ihn und sein Heer nichts unmöglich sei, unverdrossen ans Werk. Aus den mächtigen Tannen, die rings auf den Bergen standen, ließ er Leitern zum Hinabsteigen in die Schlucht herstellen, und so gelang es in kunstvoller Ingenieurarbeit, von unten aus einen Damm über die Schlucht zu errichten. Sobald Alexander von hier aus seine Geschosse in die Burg warf, während seine Makedonen durch Schutzdächer gegen die feindlichen Geschosse geschützt waren, kapitulierte auch Chorienes und wurde in Gnaden in seiner Herrschaft belassen. Von hier ist Alexander nach Baktra zurückgekehrt.

Das schwere Werk der Eroberung Ostirans war beendet. Die Ausdauer und Zähigkeit Alexanders, die wir schon bei der Belagerung von Tyros bewunderten, tritt uns in noch erhöhtem Maße hier in Ostiran entgegen. Er hat das Land nicht eher verlassen, als bis er es so völlig unterworfen hatte, daß er nun auch Baktrier und Sogdianer, deren vorzügliche militärische Qualitäten er zu seinem eigenen Schaden erfahren hatte, in sein Heer einstellen konnte. Auch auf die nördlichen Steppenvölker hatte dieses siegreiche Ringen solchen Eindruck gemacht, daß künftig auch Daher und Saken in seinem Heere begegnen.

Vor seiner Rückkehr nach Baktra hatte Alexander hoch oben auf der Burg des Chorienes seine Hochzeit mit Roxane gefeiert. Zumal wir sonst leider so wenig Zuverlässiges über das Liebesleben des

Königs erfahren, ist es von besonderem Interesse, von unserer besten Quelle (Arrian) zu erfahren, daß es die Liebe zu dieser schönen Baktrierin war, die ihn bewog, sie nicht als Kriegsgefangene zu behandeln, sondern sie zu seiner legitimen Gattin zu erheben. Als Liebesfest mit vielen Erotten hat auch der zeitgenössische Maler Aëtion die Hochzeit der Roxane in einem berühmten Gemälde dargestellt, von dem wir uns noch heute eine Vorstellung machen können, denn dies Bild kam nach Italien, wo Lucian es gesehen und beschrieben hat, und nach seiner Beschreibung hat Sodoma sein bezauberndes Freskobild in der Villa Farnesina geschaffen. Der Einblick in das Innenleben Alexanders, den das Zeugnis des Arrian gewährt, ist uns um so wertvoller, als ja auf der Hand liegt, daß diese Hochzeit auch eine hohe politische Bedeutung hatte und haben sollte. Die Heirat Alexanders mit einer Tochter des baktrischen Landes war eine Geste der Versöhnung mit seinen bisherigen Feinden von nicht zu überbietender Überzeugungskraft, der auch die schärfsten Nationalisten unter den Iranern sich kaum entziehen konnten. Es mußte auch ihrem Nationalgefühl schmeicheln, daß die Eheschließung nach iranischem Ritus vollzogen wurde, indem Alexander und Roxane miteinander von einem Brot aßen, das er mit dem Schwert in zwei Teile geschnitten hatte — eine Sitte, die, abgesehen von dem Gebrauch des Schwertes, der vielleicht eine echt alexandrische spontane Zutat war, noch heute bei den Eingeborenen Turkestans besteht. Aber diese Eheschließung mit Roxane bedeutete noch viel mehr als nur die Versöhnung mit den Ostiranern. Sie ist auch ein Symptom dafür, daß Alexanders Idee der Gleichstellung der Perser und der anderen Iranier mit den Makedonen, die sich ihm zuerst auf militärischem Gebiet als notwendig aufgedrängt hatte, sich in diesen letzten Kriegsjahren zu dem Gedanken einer *Vermischung dieser beiden Völker* weiter entwickelt hatte, einem Gedanken, der in den nächsten Jahren seine innere Reichspolitik immer stärker beeinflußt hat.

Es ist nur zu begreiflich, daß die Makedonen dieser Wandlung ihres Königs, die seit dem Tode des Darius, seitdem er sich als sein legitimer Thronfolger betrachtete, allmählich immer mehr hervortrat, mit wachsendem Befremden und Unwillen gegenüberstanden. Hatten sie deswegen diese unsäglichen Mühen und Kämpfe bestanden, um schließlich mit anzusehen, wie die verachteten Orien-

talen ihnen gleichgestellt wurden? So ist es denn bald zu einer Fronde gekommen, die gelegentlich auch zu heftigen Zusammenstößen zwischen dem König und seiner Umgebung geführt hat.

Von der ersten der drei Katastrophen, die sich während der ostiranischen Kriegsjahre zutrug, steht es freilich mangels authentischer Nachrichten nicht völlig fest, ob sie auf die eben geschilderten Verhältnisse oder nur auf persönliche Motive zurückzuführen ist, doch hat ersteres alle Wahrscheinlichkeiten für sich. Fest steht nur, daß es im Herbst 330, als Alexander noch in der Hauptstadt der Drangiana weilte, zum ersten Male zu einer Verschwörung gegen des Leben des Königs gekommen ist. Über ihre tieferen Gründe und ihren Umfang hören wir nichts, da das ganze Interesse der Quellen dadurch absorbiert war, daß *Philotas*, der älteste Sohn des Parmenio, der glänzendste Offizier der Armee, den Alexander als Kommandeur an die Spitze seiner Hetärenreiterei gestellt hatte, in diesen Prozeß verwickelt worden ist. Beschuldigt, an der Verschwörung beteiligt gewesen zu sein, wurde er vor die makedonische Heeresversammlung gestellt, die ja in Fragen des Hochverrates für Makedonen allein zuständig war. Nachdem Alexander persönlich die Anklage in heftiger Rede vertreten, und Philotas sich verteidigt hatte, hat das Heeresgericht den Philotas zum Tode verurteilt und die Hinrichtung nach makedonischem Brauch, durch Erschießen mit Wurfspeeren, sogleich vollzogen. Über die Gründe, die zu dem Urteilsspruch geführt haben, erfahren wir weiter nichts, als daß Philotas, wiewohl ihm Mitteilungen über die Verschwörung gemacht waren, trotz seines täglichen engen Verkehrs mit Alexander, diesem keine Anzeige davon erstattet hatte. Die Motive dieser Handlungsweise sind uns nicht bekannt. Wenn dieser außerordentlich stolze und ehrgeizige Offizier sich damals und, wie es heißt, auch schon in Ägypten gelegentlich scharf über Alexander geäußert hat, so ist dies noch kein Beweis für die Teilnahme an der Verschwörung, konnte aber als Indizium die Urteilsbildung des Gerichts beeinflussen. Ob der Spruch des Gerichts gerecht war oder nicht, können wir nach Lage der Dinge nicht beurteilen. Wir müssen uns mit der Tatsache abfinden, daß das Heeresgericht, das in durchaus ordnungsmäßiger Weise funktioniert hat, zu der Überzeugung seiner Schuld gekommen ist, während z. B. Amyntas, der Sohn des Andromenes, und seine Brüder, die infolge ihrer freundschaftlichen Be-

ziehungen zu Philotas unter derselben Beschuldigung vor dasselbe Gericht gezogen waren, ihre Unschuld nachweisen konnten und freigesprochen worden sind. War die Verurteilung des Philotas ein Justizmord, so fällt die Schuld jedenfalls nicht auf Alexander, sondern auf die makedonische Heeresversammlung.

Dagegen trägt Alexander die alleinige Verantwortung für die sich daran anschließende grausige Tötung des *Parmenio*, des Vaters des Philotas, denn wenn jüngere Quellen berichten, daß auch dieser vom Heeresgericht verurteilt sei, so ist das eine zugunsten Alexanders gemachte Geschichtsfälschung, und wenn man neuerdings vermutet hat, daß Alexander gegenüber der Heeresversammlung dadurch gedeckt gewesen sei, daß diese ihm besondere Vollmachten zur Wiederherstellung seiner Sicherheit gegeben habe, so ist das eine nicht begründete Vermutung. Vielmehr hat Alexander auf eigene Faust unmittelbar nach der Verurteilung des Philotas an Parmenios Unterfeldherren in Medien eiligst den Befehl ergehen lassen, den Parmenio zu töten, was auch sofort ausgeführt worden ist. Wir stehen hier vor dem dunkelsten Punkt im Leben Alexanders! Wenn irgendwo, bedauern wir hier das Versagen unserer Quellen, die uns nicht Authentisches, sondern nur Vermutungen über die Motive dieser Tat berichten, und doch wäre es für die Beurteilung von Alexanders Wesen von größter Wichtigkeit, gerade hierüber klar zu sehen. Hat er, der von Philotas' Schuld fest überzeugt war, Anlaß gehabt zu der Annahme, daß auch der Vater an der Verschwörung beteiligt gewesen sei? Letzteres ist sachlich kaum glaublich, wenn man bedenkt, mit welcher Treue Parmenio, wie schon seinem Vater Philipp, so auch ihm selbst, trotz aller rein sachlichen Differenzen, die sich gelegentlich gezeigt hatten, als Erster in seinem Heere gedient hatte. Auch hätte Alexander, wenn er hieran geglaubt hätte, ihn wohl festnehmen und vor das Heeresgericht stellen lassen, wie den Sohn. Glaublicher ist, daß Alexander befürchtete, daß Parmenio auf die Kunde von der Hinrichtung seines Sohnes, die er natürlich für eine ungerechte halten würde, die große Machtstellung, die ihm Alexander vor wenigen Monaten in Ekbatana anvertraut hatte, benutzen würde, um Rache zu nehmen, indem er, gestützt auf seine Truppen und den Reichsschatz von Ekbatana, sich gegen den König empörte und versuchte, Westvorderasien gegen ihn zu revolutionieren. War es nicht in der Tat

eine gefährliche Situation, daß der Vater des Hingerichteten die rückwärtigen Verbindungen Alexanders beherrschte? Erklärt sich hieraus nicht die ungeheure Eile, mit der Alexander auf jagenden Dromedaren seine Boten mit dem heimlichen Todesbefehl nach Ekbatana sandte, um der Kunde von dem Gerichtsspruch zuvorzukommen? Es gab schließlich kein anderes Mittel als den Tod, um zu verhindern, daß diese Kunde zu ihm drang. So werden es doch wohl, wie auch Arrian andeutet, solche Gründe der Staatsraison gewesen sein, die Alexander, wie er mit Recht oder Unrecht glauben mochte, zwangen, im Interesse der Selbsterhaltung und der Sicherheit seines Reiches über die Leiche des Parmenio hinwegzuschreiten.

Alexander hat sich dadurch von seiner Tat nicht abhalten lassen, daß vorauszusehen war, daß sie in der ganzen Griechenwelt, vor allem aber auch in seinem Heere, in dem Parmenio die größte Verehrung genossen hatte, und ganz besonders bei den alten Makedonen aus der Philippischen Schule Schrecken und Entsetzen hervorrufen würde. Er hat vielmehr streng durchgegriffen, als nach geschehener Tat der Unwille unter seinen Makedonen lautbar wurde. Er ließ die betreffenden Leute herausgreifen und bildete eine Strafkompagnie aus ihnen, die vom übrigen Heer abgesondert wurde. Doch scheint diese Einrichtung nicht lange bestanden zu haben. Gereizt durch die Entdeckung der Verschwörung und die Beobachtung der beginnenden Fronde seiner makedonischen Umgebung, hat Alexander damals auch sonst gezeigt, daß er nicht willens war, Opposition zu dulden. So ist jetzt im Anschluß an den Verschwörungsprozeß auch der Lynkeste Alexander, der ihm einst bei der Thronbesteigung gehuldigt hatte, aber schon seit drei Jahren des Hochverrats verdächtig in Haft war, vor das Heeresgericht gestellt und von diesem verurteilt und hingerichtet worden.

Zwei Jahre waren darauf verflossen, in denen Alexander sich immer mehr in die Rolle des Großkönigs hineingelebt hatte. Nach den siegreichen Kämpfen in Sogdiana vom Jahre 328 weilte er etwa im Herbst dieses Jahres in Marakanda. Da kam es zu einem neuen erschütternden Konflikt. Die Quellen haben den Hergang später meist stark tendenziös überarbeitet, so daß er im einzelnen schwer festzustellen ist. Am glaubwürdigsten ist wohl der Bericht des Plutarch, der schlicht und ohne Tendenz auf eine gute alte

Quelle zurückzugehen scheint. Danach hatte Alexander eines Abends seine Freunde aus Anlaß einer Obstsendung von der Küste zu einem Gelage eingeladen. Die Stimmung ging schon hoch, dank dem schweren turkestanischen Wein, da entspann sich zwischen Alexander und seinem Freund *Kleitos*, der ihm einst am Granikos das Leben gerettet hatte, im Anschluß an den Gesangsvortrag eines modernen Spottliedes auf einige jüngst besiegte makedonische Offiziere ein zunächst harmloser Wortwechsel über makedonische Tapferkeit, in dessen Verlauf aber Kleitos durch eine persönliche Bemerkung Alexanders verletzt, höhnisch auf die Ammonssohnschaft hinwies und, voll des süßen Weines, plötzlich seinen lang zurückgehaltenen Groll explodieren ließ und dem König alles, was ihm und seinen adligen Standesgenossen seit langem das Herz bedrückte, die Bevorzugung der Perser und die Anlegung persischer Kleidung, wütend entgegenschleuderte. Als er ihm schließlich zurief, er möge sich Barbaren und Sklaven einladen, da packte den Alexander, der gleichfalls schon in gehobener Weinstimmung war, der Zorn: er warf dem Kleitos einen der Äpfel an den Kopf und griff nach seinem Dolch. Aber der Leibwächter hatte diesen aus Vorsicht beiseite gelegt. Es scheint, daß Alexander dies mißverstand und Verrat witterte, denn er schrie auf makedonisch nach seinen Hypaspisten und befahl dem Trompeter, Alarm zu blasen, und schlug diesem, als er den Mut und die Einsicht hatte, nicht zu gehorchen, mit der Faust ins Gesicht. So kam zu dem Zorn über Kleitos noch die Empörung und Erregung über den vermeintlichen Verrat hinzu. In diesem Augenblick kam Kleitos, den die Freunde inzwischen glücklich hinausgeschoben hatten, durch eine andere Tür wieder hereingestürmt, um dem König nochmals eine Schmähung ins Gesicht zu werfen. Da verlor Alexander die Selbstbeherrschung, er entriß einem Leibwächter seine Sarrisse und durchbohrte seinen Freund. Kaum war die furchtbare Tat geschehen, da brach er zusammen und hat in tiefster Reue ohne Speise und Trank drei Tage verbracht.

Wer will bei diesem, wie mit Naturgewalt hervorbrechenden Orkan der Leidenschaften entscheiden, wen von beiden Teilen die größere Schuld trifft? Die da miteinander in Streit gerieten, waren ja eigentlich nicht die beiden Menschen, die beiden Freunde — sondern es waren zwei verschiedene Weltanschauungen, die hier mit

elementarer Gewalt aufeinanderplatzten. Uns aber beleuchtet dieser grausige Vorgang blitzartig die Stimmung, wie sie durch die Wandlung Alexanders in seiner Auffassung von seiner königlichen Stellung sich in seiner makedonischen Umgebung im stillen gebildet hatte. Auch Alexander wird erst durch die ungehemmten Anklagen des Kleitos volle Klarheit über die psychologischen Wirkungen seiner neuen Politik auf die Makedonen erhalten haben. Dies hat aber nicht etwa zur Folge gehabt, daß er an eine Revision seiner Anschauungen ging. An ein Nachgeben oder auch nur ein Entgegenkommen hat er nicht gedacht. Seine Ziele und die Mittel und Wege, die zu ihnen führten, standen ihm unverrückbar fest. Noch klarer als früher wird er jetzt erkannt haben, daß er ohne Konflikte mit seinen Makedonen den steilen Weg zur Weltherrschaft nicht gehen könne, und um so mehr wird er es als Notwendigkeit erkannt haben, sich auf die Perser und die anderen Iranier zu stützen. So hat denn die Kleitoskatastrophe trotz der leidenschaftlichen Reue, die sich nicht auf die Grundlagen des Konfliktes bezog, eher die entgegengesetzte Wirkung gehabt, daß Alexander noch schroffer an seiner von den Makedonen gemißbilligten Politik festhielt und sich in den Gedanken des Ausgleichs zwischen Siegern und Besiegten noch weiter vertiefte. So wuchs in ihm die Idee der *Völkervermischung*, die vielleicht schon früher in ihm gekeimt war, und fand schon nach wenigen Monaten, im Frühling 327, in der Hochzeit mit Roxane zum erstenmal ihren sichtbaren Ausdruck.

Es liegt in derselben Linie, wenn er gleich darauf nach seiner Rückkehr nach Baktra den Versuch machte, die persische *Proskynese* bei seinen Makedonen und Griechen einzuführen. Seit ältesten Zeiten war es eine orientalische Sitte, daß die Untertanen zur Begrüßung ihres Königs sich auf den Boden warfen. Es lag darin nicht etwa eine Anerkennung des Königs als Gott, sondern nur ein Zeichen tiefster Unterwürfigkeit unter den absoluten Herrscher. Diese Sitte der „Proskynese“, wie die Griechen sie nannten, die von Kyros, dem Reichsgründer, auch für die persischen Untertanen eingeführt war, ist den Griechen von jeher, seitdem sie sie kennengelernt hatten, als etwas Verächtliches und ganz speziell Orientalisches vorgekommen. Der freie griechische Mann konnte sich wohl vor seinem Gott niederwerfen, aber niemals vor einem Menschen, und so mag die Beobachtung jener Sitte mit zu dem

schon bei Äschylos auftauchenden Irrtum der Griechen geführt haben, daß die Perser ihre Könige bei Lebzeiten als Götter verehrt hätten. Alexander wußte gewiß von seiner persischen Umgebung, daß die Perser in der Proskynese nur den Ausdruck tiefster Verehrung ihres Herrn sahen. Da ihm aber die griechische Auffassung natürlich vertraut war, war es ein gewagtes Unternehmen, als er nun im Interesse der Nivellierung seiner Untertanen den Versuch machte, diese Proskynese, die die Perser selbstverständlich ihm gegenüber ausübten, auch für die Makedonen und Griechen einzuführen. Daß er auf diesem Umwege etwa seine Anerkennung als Gott hätte erzwingen wollen, ist um so mehr abzulehnen, als er später dies Verlangen nur an die Griechen, nicht auch an die Makedonen gerichtet hat. Es sollte vielmehr die Gleichstellung der Perser mit den Makedonen und Griechen sich nun auch in diesem gemeinsamen Hofzeremoniell ausdrücken. Aber es war das ein Schritt, der über alles, was er bisher nach dieser Richtung der Nivellierung getan hatte, weit hinausging. Vielleicht hätte er ihn nicht unternommen, wenn nicht an seinem Hofe in seiner nächsten Umgebung einzelne gewesen wären, die mit dem König auch in diesem Punkt durch Dick und Dünn zu gehen bereit waren. Im besonderen scheint sein intimster Freund Hephaistion den Arrangeur hierbei gespielt zu haben. Wie sehr man sich der Gefährlichkeit des Experiments bewußt war, zeigt die Vorsicht, mit der es inszeniert wurde. Es wurde verabredet, daß der König bei einem Symposion zunächst den Freunden, die mit im Komplott waren, der Reihe nach aus einer Schale zutrinken sollte, worauf ein jeder die Schale austrinken, fußfällig vor ihm niederfallen und darauf den — gleichfalls persischen — Freundschaftskuß mit ihm tauschen sollte. Anfangs ging auch alles nach Wunsch. Als aber die Reihe an Kallisthenes kam, unterließ dieser, der von der Zumutung, die Proskynese zu machen, überrascht war, den Fußfall, während Alexander sich gerade dem Hephaistion zugewendet hatte. Als der König hierauf aufmerksam gemacht wurde und ihm den Kuß daher verweigerte, rief ihm Kallisthenes trotzig entgegen: „Nun, dann gehe ich um einen Kuß ärmer von dannen.“ So endete der Abend mit einem Skandal. Doch mehr als diese Weigerung des Kallisthenes war es wohl die Beobachtung, daß seine alten Makedonen ihm in diesem Punkt eine zähe Resistenz entgensetzten, die schließlich Alexander be-

wog, von seinem Vorhaben abzustehen. Wir hören nichts davon, daß er in späteren Jahren noch die Proskynese von ihnen verlangt hätte. Es ehrt den König, daß er eingesehen hat, daß er mit diesem Versuch sich übereilt hatte, und sich nicht gescheut hat, den Schritt zurückzutun. Auch weiterhin ist diese orientalische Zeremonie dem Abendlande erspart geblieben. Erst Diokletian hat sie zusammen mit anderen orientalischen Hofsitten eingeführt.

Daß gerade Kallisthenes bei dieser Gelegenheit dem König entgegengetreten war, war um so überraschender, als er bisher in seinem Alexanderbuch in der Verherrlichung des Königs keine Grenzen gekannt hatte und sogar für seine Gottessohnschaft auf das lebhafteste eingetreten war. Auch die Wandlung seines panhellenischen Helden zum Großkönig scheint sein persönliches Verhältnis zu Alexander nicht getrübt zu haben, denn nach der Ermordung des Kleitos gehörte er zu denen, die den verzweifelten König zu trösten suchten. Daß er jetzt gegen die Proskynese auftrat, bedeutete nicht so sehr einen Protest gegen die Vergöttlichung Alexanders, wie es in den ihm zugeschriebenen Reden formuliert wird, sondern erklärt sich vor allem wohl daraus, daß er in ihr eine barbarische und dazu lächerliche Form der Verehrung sah, durch die der freie griechische Mann auf das Niveau der von ihm verachteten Barbaren herabgedrückt worden wäre. Sein Verhältnis zu Alexander hatte nun einen unheilbaren Bruch erlitten, und der König warf seinen Haß auf ihn, zumal er nun als Führer der Opposition galt.

Bald danach wurde eine neue Verschwörung entdeckt und zwar in dem Kreise der königlichen Pagen. Der Anlaß war diesmal kein politischer, sondern ein rein persönlicher, eine Kränkung des Ehrgefühls des jugendlichen Hermolaos, den Alexander auf der Jagd, weil er ihm eine Wildsau weggeschossen hat, vor den Augen der anderen Pagen hatte züchtigen lassen. War diese Verschwörung an sich auch harmloser als die erste, so war sie doch gefährlicher, denn diese Pagen hatten den Wachtdienst beim König und wollten ihn nachts im Schlafe umbringen. Alexanders Leben hat damals tatsächlich an einem Faden gehangen. Wäre er in der verabredeten Nacht nicht bis zum Morgen beim Symposion geblieben — wie man erzählte, auf die Warnung einer syrischen Wahrsagerin hin —, wäre er wohl verloren gewesen. So wurde die Verschwörung am

nächsten Tage entdeckt, die Pagen als Söhne makedonischer Adliger vor das Heeresgericht gestellt und von diesem auf Grund ihres Geständnisses zum Tode verurteilt und durch Steinigung hingerichtet.

Da Kallisthenes als Lehrer zu manchen der Verschworenen in engeren Beziehungen gestanden hatte, lag bei Alexanders Gemütsverfassung ihm gegenüber die Vermutung nahe, daß er um die Verschwörung gewußt oder gar sie angeregt habe. Alexander ließ ihn verhaften und eine Untersuchung einleiten. Da Kallisthenes Grieche war, kam für ihn das makedonische Heeresgericht nicht in Frage. So hat Alexander zunächst daran gedacht, ihn vor das Bundesgericht des Synhedrion von Korinth zu stellen. Diese Nachricht ist für uns darum so wertvoll, weil sie uns wieder zeigt, daß Alexander auch damals noch den Griechen gegenüber sich als den Hegemon des Hellenenbundes betrachtet hat. Er hat dann aber diese Absicht aufgegeben und hat den Kallisthenes, nachdem er ihn monatelang gefesselt mit sich geführt hatte, in Indien in eigener Kabinettsjustiz verurteilt und hinrichten lassen. Daß Alexander an seine Schuld geglaubt hat, wie auch Ptolemaios und Aristobul behaupten, daß Kallisthenes die Verschwörung angezettelt habe, steht wohl außer Zweifel. Gerichtlich nachgewiesen ist sie nicht, und sie ist auch schwerlich anzunehmen. In der Griechenwelt, die in seiner Hinrichtung einen Justizmord sah, hat Alexander sich durch seine Verurteilung schwer kompromittiert. Besonders lebhaft war die Erregung in der peripatetischen Schule, die den Kallisthenes zu den Ihrigen zählte. Theophrast hat seiner Trauer über den tragischen Ausgang seines Freundes in einer eigenen Schrift „Kallisthenes oder über die Trauer“ Ausdruck gegeben, in der er über Alexander ausführte, daß er sein Glück nicht richtig zu gebrauchen verstehe. Damit hat der Peripatos die abfällige Beurteilung Alexanders als eines von seiner Macht berauschten und von seinem Glück geblendeten Tyrannen angebahnt, die in der späteren Alexanderhistorie immer schärfer ausgearbeitet worden ist. Dagegen das Verhältnis zwischen Alexander und Aristoteles, der als Oheim und Lehrer des Kallisthenes persönlich besonders stark betroffen sein mußte, ist trotzdem nur vorübergehend, wenn überhaupt, getrübt worden. Sie haben auch weiterhin in Gedankenaustausch miteinander gestanden.

Eine Zusammenfassung der auf ostiranischem Boden erfolgten

Katastrophen, vom Philotasprozeß bis zum Kallisthenesprozeß, wie sie hier gegeben wurde, um die sie verbindenden Gedankenkomplexe hervortreten zu lassen, könnte leicht ein zu düsteres Bild von dem Verhältnis Alexanders zu seinem Heere geben. Stellt man sich die militärischen Vorgänge, die von 330 bis 327 zwischen diesen Katastrophen liegen, vor Augen, die zu der ungemein schwierigen Überwindung des nationalen Widerstandes der Ostiranier geführt haben, so sieht man, daß trotz allem Alexander sein Heer, Offiziere wie Mannschaften, absolut fest in der Hand gehabt hat. Auf dem Marsch wie im Kampf war er eben durchaus der alte, war er den Makedonen ihr Volkskönig, der alle die unsäglichen Strapazen dieses Guerillakrieges, Hunger und Durst, mit ihnen teilte. Auch aus diesen Jahren liegen wieder Anekdoten vor, die wir zwar nicht als bare Münze nehmen können, die aber offenbar richtige Grundgedanken illustrieren, und sie zeigen uns, mit welcher schönen Menschlichkeit Alexander unter persönlichen Opfern und Entbehrungen für seine Leute gesorgt hat. Darum sind sie ihm auch mit Begeisterung gefolgt.

SIEBENTES KAPITEL

Der indische Feldzug

KAUM hatte Alexander die Eroberung Ostirans vollendet, so begann er ein neues gewaltiges Unternehmen, einen Zug nach Indien. Dieser Gedanke hatte ihn schon während seines ostiranschen Feldzuges lebhaft beschäftigt. Als er im Winter 330/29 südlich des Hindukusch in Arachosien weilte, war er schon mit den östlich an dieses Land angrenzenden sogenannten Berg-Indern in Berührung gekommen. Es wird erzählt, daß Alexander im Jahre 328 bei seinen Verhandlungen mit dem Chorasmierfürsten Pharasmanes, der ihn zu Kämpfen mit den nördlichen Steppenvölkern aufforderte, dies abgelehnt habe mit der Begründung, daß ihm jetzt Indien im Kopfe liege. Tatsächlich hat er schon von Sogdiana aus (329/28) Verhandlungen mit dem Fürsten von Taxila (im Pendschab) geführt. Auch die starke Heranziehung von Nachschüben aus dem Westen, wie überhaupt die außergewöhnliche Vergrößerung seines Heeres, weist wohl schon auf die neuen Kriegspläne hin. Vielleicht hängt es auch schon mit der Eigenart seiner indischen Pläne zusammen, daß er 329/28 seinen Jugendfreund Nearch in das Hoflager kommen ließ, der nachher bei den maritimen Unternehmungen in Indien eine so hervorragende Rolle gespielt hat.

Wie ist nun der Entschluß, nach Indien zu ziehen, im Rahmen des gesamten Lebenswerkes Alexanders zu beurteilen? Diejenigen Forscher, die bestreiten, daß er überhaupt nach der Weltherrschaft gestrebt habe, sehen in diesem Entschluß lediglich die Absicht, das Perserreich in seinem ganzen Umfange persönlich in Besitz zu nehmen oder auch die Grenzen des Reiches, wie sie unter Darius I. gewesen waren, wiederherzustellen. Aber Alexanders Vorgehen in Indien findet damit nicht seine Erklärung, denn er ist

weit über diese Grenzen hinausgegangen. Darius I. hatte doch nur den nordwestlichen Zipfel bis zum Indus hin unterworfen, und selbst hier hatte die Herrschaft später nicht aufrecht erhalten werden können. In der Schlacht von Gaugamela kämpften zwar Inder auf persischer Seite, aber es waren nur die Grenzstämme der „Berg-Inder“, die zur Satrapie Arachosien gehörten, und Inder, die an Baktrien angrenzten. Nein, sein Grundgedanke, der ihn nach Indien trieb, war nicht nur die Gewinnung oder Herstellung der Achämenidenmacht, sondern war prinzipiell viel weitergreifend: er wollte durch den Zug nach Indien an das östliche Ende der Erde kommen! Um dies zu verstehen, muß man sich die geographischen Vorstellungen klarmachen, in denen er erzogen war. Indien war für die Griechen das östlichste Land der Ökumene, für Hekataios wie für Herodot und Ktesias, von denen keiner Indien gesehen hatte; an seine Ostküste schlugen die Wellen des Weltmeeres, des Okeanos. Wie eng ihre Vorstellung von der Ausdehnung Indiens war, zeigt der Ausspruch des Aristoteles, daß, wenn man den Parnaß (d. h. den Hindukusch) überschreite, das „äußere Meer“ (das Weltmeer) erscheine. In dieser Vorstellung, daß Indien den östlichen Rand der Erde darstelle, war Alexander aufgewachsen, und sie prägt sich auch in seiner Antwort an Pharasmanes aus, wenn er sagte, er wolle die Inder unterwerfen, „weil er Asien dann ganz in seiner Hand habe“. Hier ist zugleich sein Motiv deutlich ausgesprochen: er wollte nicht nur wie die Achämeniden den Titel eines Weltherrschers führen, sondern er wollte wirklich ein Weltherrscher werden, der sein Reich bis an die natürlichen Grenzen der Ökumene ausdehnte. Jetzt wollte er damit beginnen, diese Idee der Weltherrschaft, die schon seit Jahren in unbestimmten Umrissen in ihm gekeimt war, zu verwirklichen, indem er über die bisherigen Ostgrenzen des Perserreiches hinauszog.

Aber es war nicht pure Eroberungslust, die ihn trieb! Wenn irgendwo, so war es hier wieder sein Forschungs- und Wissensdrang, der sich mit dem Willen zur Macht verband; er wollte zugleich Klarheit gewinnen über die geographische Lage und Ausdehnung Indiens. Schon in Ostiran wird er bei den mit Taxiles geführten Vorverhandlungen Nachrichten über Indien erhalten haben, die mit seinen bisherigen Ansichten nicht übereinstimmten und für ihn daher Probleme aufwarfen. Aber auch die phantastischen

Indien
1, 13, 15
P. 350a
217g.

Nachrichten, die z. T. schon durch Hekataios und Herodot, vor allem durch das Fabelbuch des Ktesias, über das Wunder- und Märchenland Indien bei den Griechen verbreitet waren, wird es ihn gelockt haben, an der Wirklichkeit zu prüfen. So hat denn auch der Gelehrtenstab, der ihn begleitete, kaum in einem andern Lande so eifrig und erfolgreich gearbeitet wie gerade in Indien. So war denn der indische Feldzug in Wahrheit zugleich eine *Entdeckungsfahrt*, die der griechischen Wissenschaft, besonders der Geographie, der Botanik und Zoologie reichsten Ertrag gebracht hat.

Es war ein denkwürdiger Moment der Weltgeschichte, als Alexander mit seinem Heere in Indien einzog. Es war das erstemal, daß Griechentum und Indertum in Berührung kamen. Indien war eine Welt für sich. Nur im Nordwesten war es durch das Kábultal, durch die Straße, auf der einst die Vorfahren der arischen Hindus eingewandert waren, und auf der jetzt auch Alexander kam, mit dem westlichen Asien verbunden. Auf diesem Wege war gelegentlich dunkle Kunde über Indien nach Persien und von dort zu den Griechen gelangt. Durch dieses Tor gingen auch indische Waren auf Karawanenwegen zum Kaspischen Meer, um dann weiter zum Schwarzen Meer transportiert zu werden. Auch an den Perserhof waren gelegentlich seltene Landesprodukte und Exemplare der merkwürdigen Tierwelt Indiens gelangt, wie jene Papageien, von denen Ktesias, der sie daselbst gesehen hatte, so hübsch erzählt, sie sprächen indisch, könnten aber auch griechisch lernen. Auch mit dem fernen Ostasien bestanden durch jenes Tor schon Handelsbeziehungen, denn Nearch hat erzählt, daß er in Indien serische, d. h. chinesische Seide gesehen habe. Doch diese spärlichen äußeren Beziehungen zur Außenwelt änderten nichts an der völligen geistigen Abgeschlossenheit Indiens. Da Alexander über das Pendschab (das Fünfstromland) und das Industal nicht hinausgekommen ist, also das eigentliche heilige Indien, das Gangesland nicht betreten hat, so ist er mit der Lehre Buddhas, die vor fast 200 Jahren am Ganges verkündet war, nicht in Berührung gekommen, denn damals war diese in das Pendschab noch nicht vorgedrungen. Das geistige und religiöse Leben der Inder trat ihm daher nur in den Brahmanen und in jenen mönchischen Einsiedlern und Büssern in die Erscheinung, die die Griechen „Gymnosophisten“ genannt haben. Jene sind ihm, namentlich im Süden, mit religiösem Fanatismus

feindlich entgegengetreten, mit den Gymnosophisten dagegen hat er freundlichen Verkehr gesucht. Man kann sich kaum größere Gegensätze denken als Alexander, der ein Vertreter der *vita activa* von unerhörter Energie war, und diese sinnenden und grübelnden Inder, diese extremen Vertreter der *vita contemplativa*. Es waren zwei völlig verschiedene Welten, die sich hier berühren sollten. Es war daher von vornherein fraglich, ob Alexander Erfolg haben würde, wenn er jetzt auch hier durch Gründung griechischer Städte eine Verbreitung der griechischen Kultur anzubahnen unternahm. Ein tiefer Kenner des indischen Wesens hat gesagt: „Für Indien kam Alexander zu spät; als er erschien, war das indische Volk in seiner Insichgekehrtheit längst zum Sonderling unter den Völkern geworden, von Lebensformen und Gewohnheiten des Denkens beherrscht, die für die Maßstäbe der nichtindischen Welt inkommensurabel waren.“ Und doch wäre es ohne Alexander nicht dazu gekommen, daß später, wie wir sehen werden, indische und griechische Kunst sich zu einer Mischkunst verschmolzen, deren Ausstrahlungen wir heute durch Zentralasien hindurch bis China und Japan verfolgen können.

Der Sommer 327 hatte schon begonnen, als Alexander von Baktrien aufbrach. Die junge Königin Roxane begleitete ihn nach Indien und hat ihm dort im nächsten Jahre einen Sohn geboren, der aber nach kurzer Zeit gestorben ist. Zur Sicherung der wichtigen Satrapie Baktrien hatte er nicht einen Perser, sondern einen Makedonen, Amyntas, eingesetzt, dem er nicht weniger als 10 000 Mann zu Fuß und 3500 Reiter zurückließ. Seine eigene Feldarmee war bedeutend größer als das Heer, mit dem er vor sieben Jahren über den Hellespont gezogen war, und war in bezug auf Menschenmaterial und Organisation etwas total Anderes; vereinigte sie doch viele Tausende von Persern, Baktriern, Sogdianern, sowie auch Daher und Saken mit den Makedonen und griechischen Söldnern. So war ein buntes Völkergemisch in diesem Heere, das dazu noch von Frauen und Kindern und einem großen Troß begleitet wurde. Zuverlässige Zahlen liegen nicht vor. Im Herbst 326 soll sein Heer, einschließlich der inzwischen noch hinzugekommenen indischen Truppen, sich auf 120 000 Mann belaufen haben.

Wie alle Feldzüge Alexanders war auch dieser diplomatisch aufsorgsamste vorbereitet. Er wußte schon durch seine Erkundungen,

daß ihn in Indien nicht ein einheitlicher Widerstand eines großen Reiches bevorstand, sondern daß mehrere größere oder kleinere Fürstentümer nebeneinander bestanden die häufig untereinander in Fehde lagen. Er hatte diese günstige Lage ausgenutzt, indem er vorher schon mit einigen dieser Rādschas, so jenem Taxiles und einem Sisikottos, seine Verabredungen getroffen hatte.

Von Baktra aus führte er nun sein Heer zurück über den Hindukusch, diesmal auf einem kürzeren Wege über einen westlicheren Paß, nach Alexandrien im Paropamisadenlande. Im Herbst 327 brach er dann auf, um durch das Kābultal, das Indien mit dem Westen verbindet, zum Indus vorzudringen. Die Bezwingung des nördlich von Kābul (Kophēn) liegenden Gebirgslandes in der heutigen „Indischen Nordwestgrenzprovinz“ hat sehr schwere Kämpfe erfordert, da die hier wohnenden äußerst kriegerischen und tapferen Stämme sehr volkreich waren, und das Gebirgsland dem Vordringen viele Schwierigkeiten entgegenstellte. Nachdem Alexander bei Nikaia (Lage nicht genauer bekannt) durch ein Opfer für die Athena den Krieg offiziell eröffnet hatte, teilte er sein Heer in zwei Kolonnen, indem er Hephaistion und Perdikkas mit dem kleinen Teil den Kābul entlang entsandte mit dem Befehl, eine Brücke über den Indus zu schlagen, während er selbst mit dem Hauptheer die Eroberung jener Berglandschaft übernahm. Schon die ersten Kämpfe mit den Aspasiern zeigten, daß man es mit starken Gegnern zu tun hatte. In der einen Schlacht wurde sowohl Alexander wie auch Ptolemaios, der Lagide, und Leonnatos verwundet. Ein andermal kam es zu einem persönlichen Zweikampf zwischen Ptolemaios und einem indischen Fürsten: Ptolemaios stieß ihn nieder und nahm ihm die Rüstung ab, worauf noch ein lebhafter Kampf um den Leichnam entstand. Man glaubt sich hier in die homerischen Zeiten versetzt! Nach Überschreitung des Swāt begannen die Kämpfe mit dem mächtigen Volk der Assakener, die um so gefährlicher waren, als sie mit Abisares, dem Fürsten von Kaschmir, in Verbindung standen. Ihre Hauptfestung Massaga wurde erst nach sehr schweren Kämpfen gewonnen. Nach weiteren Verlusten verließen die Feinde ihre Städte und flüchteten nach Osten zu dem am rechten Indusufer gelegenen Bergrücken *Aornos*. Dieses *Aornos*, dessen Lage lange umstritten war, ist jetzt von Sir Aurel Stein in dem in einer Biegung des Indus gelegenen gewaltigen Massiv von

Pir-sar (etwa 5000 englische Fuß hoch) glücklich wiedergefunden worden. Es war ein richtiger strategischer Gedanke Alexanders, den flüchtenden Feinden nicht durch die unwegsamen Gebirge unmittelbar zu folgen, sondern vielmehr südwärts an den Kābul zu ziehen, um von hier aus den Indus hinauf sich eine gesicherte Etappe zu schaffen. So zog er hinab in das Tal von Peschawār (die Peukelaotis) und dann von Süden aus am rechten Indusufer gegen Aornos. Erst jetzt, wo wir Pir-sar als Aornos kennengelernt haben, läßt sich der detaillierte Bericht Arrians über diese Kämpfe aufs anschaulichste verstehen; erst jetzt sehen wir aber auch, welche ungeheuren Schwierigkeiten Alexander und sein Heer zu überwinden hatten. Wir bewundern wieder die Zähigkeit, mit der er an seinem Ziel festhielt, wiewohl er mehrmals zurückgeschlagen wurde. Er war sich klar, daß er nicht in das Pendschab einziehen konnte, ehe er nicht hier in Aornos den konzentrierten Widerstand der Assakener gebrochen hatte. So erfand er immer wieder neue Methoden des Angriffs, bis er schließlich eine Schlucht, die seine Position von dem isolierten Felsmassiv trennte, durch einen Damm zu überbrücken begann. Sobald dieser so weit vorgeschoben war, daß seine Belagerungsgeschosse die Feinde erreichten, war ihr Widerstand gebrochen, und Alexander konnte hinaufstürmen und war als erster auf dem Plateau. Mit der Eroberung von Aornos war dieser Feldzug, der strategisch und taktisch zu den glänzendsten Leistungen Alexanders gehört, beendet, und das Tor des Pendschab war geöffnet. Dies ganze Gebiet wurde unter einen Satrapen (Nikanor) gestellt, und der Inder Sisikottos, der sich schon vorher Alexander angeschlossen hatte, wurde über das Kastell gesetzt, das Alexander auf der Nordspitze von Aornos errichten ließ, das bisher noch keine künstlichen Befestigungen getragen hatte.

Wie die allgemeine Flucht der Bevölkerung nach Aornos zeigt, daß sie diese natürliche Festung für uneinnehmbar hielt, so wird unter den Makedonen sich das stolze Bewußtsein geregt haben, daß sie mit der Erstürmung von Aornos Übermenschliches geleistet hätten. So begreift man, daß man in der Umgebung Alexanders wie im Lager anfang, sich zu erzählen, auch *Herakles*, der göttliche Ahn ihres Königshauses, habe einst versucht, Aornos zu erobern, hätte es aber nicht vermocht. Der Gedanke an Herakles hatte die Makedonen auch schon beim Übergang über den Hindukusch be-

schäftigt. Da sie in diesem den Kaukasos sahen, glaubten sie dort die Stelle wiederzufinden, an der einst Herakles den Prometheus befreit hatte. Alexander selbst hatte beim Zuge in die Oase Siwa seinen Truppen gesagt, daß auch Herakles und Perseus dorthin gezogen seien, und hatte damit ein Beispiel für solche mythischen Parallelen gegeben. Hier im Osten scheint die Weiterspinnung des Heraklesmythos mehr vom Heere ausgegangen zu sein, doch war es dem König gewiß sehr erwünscht und wird von ihm gefördert worden sein. Erst Klitarch hat dann die Pointe erfunden, Alexander habe vor allem deswegen Aornos stürmen wollen, um den Herakles zu übertrumpfen. Daß die Bezwingung von Aornos vielmehr eine strategische Notwendigkeit war, wurde schon bemerkt. So hat Klitarch auch hier, ähnlich wie bei seiner Erzählung von Gordion und dem Ammonium, das schließliche Ergebnis zum Motiv gemacht.

Die Heraklessage ist nicht die einzige, die durch diesen Feldzug erweitert worden ist. Dasselbe gilt auch von der *Dionyssage*. Als die Makedonen im oberen Gebirgslande auf einem Berge Weinreben und Epheu, den sie seit Makedonien nicht zu sehen bekommen hatten, fanden, glaubten sie jubelnd, hierin die Spuren des Gottes zu erkennen. So nannte man die im Tal gelegene Stadt Nysa, und es bildete sich die Sage, daß Dionysos, von dem man ja schon große Eroberungen in Asien — aber noch nicht in Indien! — erzählte, hierhin gekommen sei und die Stadt Nysa gegründet habe. Auch dieser schlichte und psychologisch durchaus verständliche Vorgang ist von den Späteren phantastisch ausgemalt worden. Hiermit war der Grund gelegt zu der Sage von dem siegreichen indischen Feldzuge des Dionysos, die erst durch Alexanders Feldzug in Indien ins Leben gerufen ist und später Dichter und bildende Künstler viel beschäftigt hat.

Von Aornos ist Alexander dann zu der Stelle am Indus gezogen, wo Hephaestion inzwischen, wie befohlen, eine Pontonbrücke über den Strom angelegt hatte. Nachdem er seinem Heere hier nach den schweren Kämpfen eine Rast von 30 Tagen gewährt hatte, zog er im Frühling 326 über den Indus hinüber in das Land des mit ihm verbündeten Taxiles, dessen Herrschaft sich vom Indus bis an den nächsten Strom des Pendschab, den Hydaspes, erstreckte. Taxiles empfing ihn mit prächtigen Geschenken und nahm ihn

in seiner Hauptstadt Taxila auf. Alexander bestätigte ihn in seinem Fürstentum, doch wurde er als Vasallenfürst behandelt, wie denn Alexander beim Aufbruch eine Besatzung in Taxila zurückließ.

Hier lernte man nun die wirklichen Wunder Indiens und seine fremdartigen Sitten und Gebräuche kennen, hier begannen die Gelehrten Alexanders, die indische Pflanzenwelt zu erforschen. Hier in Taxila hat man auch zuerst die Bekanntschaft mit jenen mönchischen Gymnosophisten gemacht, von denen oben gesprochen wurde. Einer von ihnen, Kalanos, hat sich dem Hoflager angeschlossen und hat es bis nach Persien hin begleitet, wo er dann, nachdem er erkrankt war, zum Erstaunen des Heeres in philosophischer Ruhe durch Selbstverbrennung auf einem Scheiterhaufen seinem Leben ein Ende gemacht hat. Wir besitzen noch Fragmente aus dem Alexanderbuch des Onesikritos, der sich in Alexanders Umgebung befand, in denen er im Stil eines philosophisch-historischen Romans über eine Unterredung berichtet, die er bei Taxila mit einigen Gymnosophisten durch Dolmetscher geführt hat. So bedenklich die Einkleidung der Erzählung ist, braucht die Tatsache einer Unterredung des Onesikritos mit Gymnosophisten wohl nicht bezweifelt zu werden. Da ist es nun interessant, zu sehen, wie dieser Kyniker und Schüler des Diogenes in der Weltanschauung dieser indischen Büsser mit ihrer Bedürfnislosigkeit und Askese die kynische Lehre wiederzuerkennen glaubte und die Gymnosophisten als richtige Kyniker mit den kynischen Anschauungen über Monarchie und Weltbürgertum dargestellt hat. Dagegen ist die in mehreren Brechungen uns vorliegende Erzählung von einem Gespräch, das Alexander selbst später mit Gymnosophisten gehabt haben soll, eine tendenziöse Erfindung jüngerer Zeit, die wohl auf kynische Kreise zurückgeht, denen die persönliche Verehrung des Onesikritos für Alexander fernlag.

Taxiles hatte einst seine Gesandten zu Alexander nach Sogdiana geschickt, weil er hoffte, er werde ihn gegen seine feindlichen Nachbarn beschützen, Abisares, den Fürsten von Kaschmir, und Poros — wie die Griechen den Paurava-Fürsten nannten —, dessen großes Reich östlich vom Hydaspes an das seine grenzte. Während Abisares den Alexander durch eine Gesandtschaft mit kostbaren Geschenken über seine wahre Gesinnung und sein Bündnis mit Poros zu täuschen suchte, zog Poros eine gewaltige Kriegsmacht

am jenseitigen Ufer des Hydaspes zusammen, um Alexander den Übergang zu wehren.

So ist es hier am Hydaspes um die Sommersonnenwende 326 noch einmal zu einer großen Feldschlacht gekommen, der letzten, die Alexander geschlagen hat. Kriegsgeschichtlich sowie auch für seine Beurteilung als Feldherr, ist diese Schlacht von ganz hervorragendem Interesse, denn sie ist in ihrer Anlage und Durchführung etwas völlig anderes als seine drei früheren großen Schlachten. Während er dort an dem Grundgedanken der „schiefen Schlachtordnung“ festgehalten hatte, hat er hier völlig neue taktische Gedanken zur Durchführung gebracht, und hat frei von aller Schablone, entsprechend den gegebenen besonderen Verhältnissen seine Entschlüsse gefaßt. Seine Aufgabe war, den Übergang zu erzwingen und den Feind zu schlagen. Drüben, am linken Ufer, stand Poros mit 200 Elefanten und 300 Kriegswagen und einem großen Heere von Reitern und Fußtruppen. Dazu war der Strom durch die Tropenregen, die vor kurzem eingesetzt hatten, angeschwollen. Da Alexander an einen direkten Übergang von seinem Lager aus, das er am rechten Ufer dem Poros gegenüber aufgeschlagen hatte, schon mit Rücksicht auf die Elefantenmassen nicht denken konnte, ersann er eine Kriegslist. Nachdem er durch mehrfach wiederholte nächtliche Scheinmanöver den Feind ermüdet hatte, bis dieser nicht mehr an die ernstliche Absicht eines baldigen Angriffs glaubte, zog er eines Nachts mit 5000 Reitern und 6000 Mann Fußvolk unbemerkt vom Feinde stromaufwärts bis zu einer günstigen Stelle und bewirkte dort den Übergang über den Fluß, während das übrige Heer unter Krateros zurückblieb. Drüben angelangt, begann Alexander am nächsten Morgen den Vormarsch gegen Poros. Er selbst eilte mit den Reitern voran und ließ die Fußtruppen nachfolgen. Poros schickte ihm zunächst auf die Kunde von diesen Vorgängen eine kleine Abteilung unter Führung seines Sohnes entgegen, der aber von Alexander geschlagen wurde und fiel. Inzwischen war Poros mit seiner Hauptmacht Alexander entgegengezogen und hatte sie an geeigneter Stelle in Schlachtreihe aufgestellt. Im Zentrum standen die 200 Elefanten, zwischen und hinter ihnen die Fußtruppen (20—30 000), so daß die Elefanten wie die Türme einer Festungsmauer hervorragten; auf den Flügeln standen die Reiter (2—4000) und die 300 Streitwagen. Als Alexander herannahend

diese feste Position vor sich sah, ging er — ähnlich wie am Granikos — aus dem Anmarsch direkt zum Angriff über. Mit seinen im ganzen 11000 Mann stand er zwar einer starken Übermacht gegenüber, aber mit seinen 5000 Reitern war er den indischen Reitern überlegen. Darum versuchte er durch einen genial angelegten Angriff zunächst eine Reiterschlacht herbeizuführen, noch ehe seine Fußtruppen herangekommen waren. Der Plan gelang glänzend. Während er seinen linken Reiterflügel unter Koinos zurückhalten ließ, attackierte er selbst mit dem rechten den gegenüberstehenden linken Flügel der indischen Reiter und verlockte damit, wie er gehofft hatte, den rechten feindlichen Reiterflügel, diesem zu Hilfe zu kommen. Kaum war dies geschehen, als Koinos, wie verabredet war, im Bogen nach links ausholend vorstürmte und schwenkend der nun vereinigten indischen Reiterei in den Rücken fiel, so daß diese nach beiden Seiten Front machen mußte. Der Erfolg war, daß die indischen Reiter in wilder Flucht auf die Elefanten zurückgeworfen wurden. In diesem Augenblick ging nun auch Alexanders Fußvolk, das inzwischen aufmarschiert war, zum Angriff auf das Zentrum vor, wo durch die fliehenden Reiter größte Verwirrung eingetreten war. Diese wurde noch furchtbarer, als die Elefanten, deren Kornaks bald von Alexanders Bogenschützen heruntergeschossen waren, im Kampf wütig geworden, mehr Inder als Feinde zerstampften. Das Ende des furchtbaren Ringens war trotz tapfersten Widerstandes der Inder ihre vollständige Niederlage. Da sie zum Schluß umzingelt waren, und dann auch Krateros, der inzwischen übergesetzt war, sich an der Verfolgung beteiligte, waren die Verluste der Inder ganz ungeheure. Die Genialität Alexanders als Feldherr tritt uns kaum irgendwo so bezeichnend entgegen wie in dieser Schlacht am Hydaspes.

König Poros, ein riesenhafter Recke von männlicher Schönheit, hatte bis zuletzt mit größter Tapferkeit gekämpft, bis er verwundet und ermattet sich dem Sieger ergeben mußte. Auch als Feldherr hatte er sich durch seine Anordnungen vor und während der Schlacht durchaus bewährt, nur dem Genie eines Alexander war er allerdings nicht gewachsen. Man erzählt, daß, als Alexander ihm nach der Schlacht begegnete und seine gewaltige Persönlichkeit anstauend ihn fragte, wie er behandelt werden wolle, Poros geantwortet habe: „königlich“. Mag das erfunden sein, was nicht einmal wahr-

scheinlich ist, jedenfalls hat Alexander, der, selbst der ritterlichste Mann, auch am Feinde nichts höher als Ritterlichkeit schätzte, ihn wahrhaft königlich behandelt. Er bestätigte ihn als „König“ in seiner Herrschaft, ohne ihn der Satrapengewalt zu unterstellen, und hat ihm später sein Reich noch bis zum Hyphasis hin erweitert. König Poros aber hat ihn bis zum Tode durch treue Anhänglichkeit gedankt. Politisch war es für Alexander von größter Bedeutung, daß er in diesem mächtigen Fürsten eine zuverlässige Stütze seiner eigenen Herrschaft im Pendschab gewonnen hatte. Auch daß es ihm gelang, Poros und Taxiles, die alten Feinde, miteinander zu versöhnen, trug zur Festigung der Lage bei. Zur Sicherung des Errungenen gründete Alexander am Hydaspes dort, wo ihm der Übergang gelungen war, und dort, wo die Schlacht geschlagen war, zwei griechische Städte, Nikaia (die Siegesstadt) und Bukephalia, letztere nach seinem berühmten Leibroß genannt, das dort an Altersschwäche gestorben sein soll. Ein gymnischer Agōn und ein Reiterwettkampf wurden zur Feier des Sieges am Ufer des Hydaspes veranstaltet.

Nach längerer Rast brach Alexander nach Osten auf und kam zunächst an den Akesines, der weiter südlich den Hydaspes aufnimmt und schließlich in den Indus mündet. Hier machte er eine Beobachtung, die ihn zu einer kühnen geographischen Hypothese veranlaßte. Schon die Krokodile des Indus hatten ihn an Ägypten erinnert. Als er nun am Akesines auch noch ägyptische Bohnen sah, glaubte er, wie uns Nearch berichtet, aus diesen beiden Beobachtungen im Zusammenhang mit der Erkundung, daß der Akesines in den Indus fließe, den Schluß ziehen zu sollen, daß er sich im Quellgebiet des Nil befinde! In seiner Entdeckerfreude erwähnte er es sogleich in einem Briefe an seine Mutter und plante schon eine Expedition den Indus hinab nach Ägypten. Schon hieraus sieht man, daß ihm und seiner Umgebung von der Indusfahrt, die einst Skylax von Karyanda nach dem Bericht des Herodot im Auftrage des Darius I. ausgeführt hatte, nichts bekannt war. Durch jene Schlußfolgerung wird vielmehr seine völlige Unkenntnis über die Südgrenze Asiens, im besonderen über das indische Meer, grell beleuchtet. Es kann daher nur ein Irrtum Klitarchs sein, wenn dieser später erzählte, Alexander habe schon am Hydaspes unmittelbar nach der Poroschlacht den Befehl zum Flottenbau gegeben, um

in das „Große Meer“, d. h. den indischen Ozean, zu fahren, denn von diesem hat er erst gehört, als er sehr bald nach der Aufstellung jener Indus-Nil-Hypothese bei weiteren Nachforschungen von Eingeborenen erfuhr, daß der Indus sich in jenes „Große Meer“ im Süden ergieße. Da erst hat Alexander, um die Richtigkeit zu erproben, den Befehl gegeben, eine Flotte zu bauen, mit der er in das Große Meer fahren wollte. Diesen Befehl hat er nach dem Hydaspes hin gegeben, weil er dort den Krateros mit einem Teil des Heeres für die Anlage der beiden Städte zurückgelassen hatte.

Vielleicht waren schon durch die neuen Nachrichten über das südliche Weltmeer Zweifel in ihm erweckt worden an der Richtigkeit seiner bisherigen Vorstellung, daß er beim Vorrücken durch das Pendschab nun bald an das östliche Weltmeer kommen müsse. Daß jene Vorstellung seines Lehrers Aristoteles unrichtig war, daß man vom Hindukusch das Ostmeer sehen könnte, hatte er schon beim Zug durch das Kābultal erfahren. Um so begieriger wird er gewesen sein, über dies Problem des Ostmeeres Klarheit zu gewinnen, und zumal jener Flottenbau längere Zeit in Anspruch nehmen mußte, setzte er inzwischen seinen Zug nach dem Osten weiter fort.

Bald sollte er neue überraschende Nachrichten erhalten, die ihn vor schwere Entscheidungen stellten. Er hatte, weiter vorrückend, die Stämme des östlichen Pendschab unterworfen, oft ohne Widerstand zu finden — nur mit den Kathäern hatte er um ihre Stadt Sangala schwere Kämpfe geführt —, und schon näherte er sich nach Überschreitung des Hydraotes dem letzten großen Strom des Pendschab, dem Hyphasis, da erfuhr er durch Phegeus, den Fürsten dieses Grenzgebietes, daß man jenseits des Hyphasis zunächst in eine Wüste von 12 Tagesmärschen, dann aber zu einem gewaltigen Strom, dem größten der indischen Ströme, komme, der den Namen Ganges führe, an dessen Ufern kriegerische und reiche Völker wohnten, die Prasier und Gangariden, die über Tausende von Kriegselefanten verfügten. Poros, sein treuer Vasall, bestätigte dem Alexander die Richtigkeit dieser Auskunft. Es war das erstemal, daß ein Europäer vom Ganges hörte! Mit *einem* Schlage verschob sich damit das bisherige Weltbild Alexanders. So war ihm das östliche Weltmeer, in das der Ganges münden mußte, in unbestimmte Fernen entrückt. Sollte er deshalb nun sein Ziel, hier im

Osten den Rand der Erde zu erreichen, aufgeben? Man hat neuerdings gemeint, er habe überhaupt dieses Ziel nie gehabt, denn der Befehl zum Flottenbau am Hydaspes zeige, daß er von vornherein nur an eine Indusfahrt gedacht habe, und bezweifelt womöglich, daß er jene Nachricht über den Ganges überhaupt erhalten habe. Abgesehen davon, daß letzteres aufs beste bezeugt ist, ist dabei übersehen worden, daß Alexander, als er jenen Befehl zum Flottenbau gab, vom Ganges noch nichts wußte. Man hat auch gemeint, Alexander sei am Hyphasis auf jene Nachrichten hin aus politischer und militärischer Einsicht freiwillig umgekehrt. Aber das ist eine Konstruktion, die mit den zuverlässigen Quellen durchaus im Widerspruch steht. Nach diesen kann vielmehr gar kein Zweifel sein, daß Alexander wirklich auf jene Nachrichten hin den Willen gehabt hat, in das Gangesland zu ziehen, und diesen Willen muß man, wie man ihn auch beurteilen mag, in das Alexanderbild mit aufnehmen, sonst fehlt ihm ein charakteristischer Zug.

Aber das Heer weigerte sich, als Alexander, am Hyphasis angelangt, ihm seine gigantischen Pläne enthüllte. Es war nicht eine Meuterei, bei der etwa prinzipiell jene makedonische Opposition gegen die Weltherrschaftspolitik des Königs zum Ausbruch kam, sondern es war eine Weigerung, die durch die tiefste physische und seelische Erschöpfung des Heeres sachlich begründet war. Bis hierhin hatte Alexander sein Heer durch den Zauber seiner Persönlichkeit zu ganz ungeheuren Leistungen mit sich fortgerissen. Die Truppen, die ihm einst aus der Heimat gefolgt waren, hatten nach den Berechnungen des Grafen Yorck von Wartenburg, abgesehen von Detachierungen, in den $8\frac{1}{2}$ Jahren vom Aufbruch aus Amphipolis bis zum Hyphasis eine Marschleistung von etwa 18000 Kilometern vollführt — „jedenfalls eine bemerkenswerte Dauerleistung“. Aber jetzt stand Alexander vor der Unmöglichkeit, mit diesen völlig ermatteten Massen ein neues gewaltiges Unternehmen zu beginnen. Von großem Einfluß auf den desolaten Zustand und die Stimmung des Heeres am Hyphasis waren die tropischen Regengüsse, die seit dem Aufbruch aus Taxila — seit etwa 70 Tagen! — ununterbrochen auf die Truppen herabgeströmt waren.

So schwer es Alexander auch wurde — er hat sich zwei Tage lang grollend und grübelnd in sein Zelt zurückgezogen —, hat er

sich doch der Aussichtslosigkeit seines Planes nicht verschließen können. Aber die Götter sollten die Entscheidung geben. Als er das bei Flußübergängen übliche Opfer angeordnet hatte, und sich dies als „ungünstig“ erwies, verkündete er seinen Willen, umzukehren, wofür ihm ein unermeßlicher Jubel des Heeres dankte. Durch diese Selbstüberwindung hat er seine Truppen wieder ganz in seine Hand bekommen. Aber durch dies Versagen seiner Makedonen blieb doch ein Stachel in seiner Seele zurück, und es ist vielleicht auf diesen erschütternden Eindruck zurückzuführen, daß Alexander nachher — wir wissen nicht genau, wann — den Befehl gegeben hat, daß 30 000 junge Perser von besonderer Kraft und Schönheit ausgewählt und mit makedonischen Waffen ausgebildet werden sollten, um als ein „Gegenkorps“ neben die makedonische Phalanx gestellt zu werden. Es sind das die sogenannten „Epigonen“ (Nachwuchs), die dann 324 dem König in Susa in Parade vorgeführt worden sind.

Zur Erinnerung an sein Vordringen bis zum Hyphasis und zum Dank an die Götter, die ihn siegreich hierher geführt hatten, ließ Alexander, ähnlich wie sein Ahn Herakles einst im fernen Westen seine „Säulen“ errichtet hatte, am diesseitigen Ufer des Stromes zwölf gewaltige turmartige Altäre erbauen. Es ist uns nicht erspart geblieben, von panbabylonistischer Seite belehrt zu werden, daß hiermit die zwölf Tierkreisbilder gemeint seien! In Wirklichkeit war es natürlich der makedonische Zwölfgötterkreis, dem diese Altäre errichtet wurden.

Darauf wurde der Rückmarsch auf den Hydaspes angetreten. Ohne Hindernisse zog Alexander durch das befriedete Land, das dem Reich des treubewährten Poros zugeschlagen war. Am Akesines fand er die inzwischen von Hephaistion auf seinen Befehl gegründete Alexanderstadt vor, in der er Eingeborene und abgekämpfte Söldner ansiedelte. Hier trafen ihn die Abgesandten des Abisares von Kaschmir, der ihm 30 Elefanten als Geschenk sandte und nun mit dem Titel eines Satrapen als selbständiger, von Taxiles unabhängiger Vasallenfürst seines Landes von Alexander anerkannt wurde. Diese Anordnung scheint sich bewährt zu haben, denn nach dem Tode des Abisares (325) hat Alexander seinen gleichnamigen Sohn als seinen Nachfolger bestätigt.

Am Hydaspes hatten inzwischen die beiden neuen Stadtanlagen

Nikaia und Bukephalia durch die dauernden Regengüsse stark gelitten, was wohl auf Lehmbauten schließen läßt. Alexander ließ sie durch die Truppen wiederherstellen. Vor allem mußte nun aber die Flotte, deren Bau er dem Krateros aufgetragen hatte, fertiggestellt werden. Man war hier den Hydaspes hinauf bis in die Tannenregion am Himalaya vorgedrungen, um die Tannen zum Schiffsbau herabzuflößen. Der König brannte jetzt darauf, nachdem ihm versagt war, das Ostmeer zu erreichen, wenigstens die Indusfahrt auszuführen, die ihn nach Aussage der Eingeborenen zum südlichen Weltmeer führen mußte. Mit größter Anspannung wurde an der Vollendung der Flotte gearbeitet. Es war eine gewaltige Flotte, mit der er die Fahrt begann. Es waren 80 als Kriegsschiffe eingerichtete Dreißigruderer und Hunderte von Pferdetransportschiffen, Getreideschiffen und sonstigen leichteren Mannschafts- und Lastschiffen, die aus der Nachbarschaft requiriert waren, im ganzen mindestens 800 Fahrzeuge. Zu den Unkosten hatte Alexander über 30 der reichsten Männer seiner Umgebung, unter ihnen auch die 7 Leibwächter, herangezogen, indem er einem jeden nach athenischem Muster eine „Trierarchie“ übertrug. Er wird dies weniger aus Sparsamkeit zum besten des Reichsschatzes getan haben, als um dadurch auch in seiner Umgebung das persönliche Interesse an diesem Unternehmen zu heben. Die Bemannung der Schiffe bestand aus Angehörigen der seetüchtigsten Völker des Orients, aus Phönikern, Kypriern, Karern und Ägyptern, die im Troß dem Heere gefolgt waren, sowie aus den Seekundigsten der Griechen von den Inseln, von Ionien und dem Hellespont, die dem Heere hierzu entnommen waren. Das Oberkommando über die Flotte konnte Alexander nicht selbst übernehmen, da er eventuell zu Lande kommandieren mußte. So übertrug er es dem Nearch als Admiral (Nauarch), der zu seinen intimsten Jugendfreunden gehörte.

Nachdem Alexander die Verwaltung der bisher im Pendschab besetzten Gebiete geordnet, im besonderen auch den Vasallenfürsten Taxiles dem Satrapen Philippos unterstellt hatte, begann Anfang November des Jahres 326 die denkwürdige Fahrt. In feierlichster Weise wurde sie inaugurirt. Während die Mannschaften bei Sonnenaufgang die Schiffe bestiegen, brachte der König am Ufer nicht nur die üblichen Opfer dar, sondern nach Weisung der Seher opferte er auch den Göttern, auf deren Gunst er jetzt besonders

angewiesen war, dem Poseidon, der Amphitrite und den Nereiden sowie dem Okeanos, zu dem es ihn zog, ferner auch den Flußgöttern des Hydaspes, des Akesines und des sie beide aufnehmenden Indus. Musische und gymnische Agone schlossen sich an. Nachdem Alexander sein Schiff bestiegen hatte, spendete er vom Bug in den Fluß hinab aus goldner Schale denselben Meer- und Flußgöttern, und auch sein „Vorfahr“ Herakles und sein „Vater“ Ammon erhielten Trankspenden. Trompeten gaben darauf das Zeichen zum Aufbruch. Mit Alexander fuhren die Hypaspisten, die Bogenschützen und die Hetärenreiter auf der Flotte; das Hauptheer, in zwei Kolonnen geteilt, wurde auf dem rechten Ufer von Krateros, auf dem linken von Hephaistion geführt, der auch 200 Elefanten bei sich hatte. Es war ein wunderbarer Anblick für die Inder, als diese mächtige Flotte mit ihren bunten Segeln unter dem Rauschen der Ruderschläge und den Kommandorufen der den Takt angehenden Führer und den Alalarufen der Ruderer, die das Echo in den Schluchten auf beiden Ufern wiedergab, majestätisch den Fluß hinabfuhr. Mit Staunen sahen sie das fahrende Heer und insbesondere die Pferde, die sie noch nie auf Schiffen gesehen hatten. In Scharen kamen sie auf das Getöse aus ihren Wäldern hervor und gaben der Flotte ein Stück Wegs das Geleit, wobei sie ihre indischen Lieder sangen — „denn wenn ein Volk, so sind es die Inder, die Gesang und Tanz lieben“, sagt Arrian, dem wir die prächtige Schilderung dieser Fahrt verdanken. Wenn er zur Erklärung auf den indischen Triumphzug des Dionysos hinweist, so berührt er freilich eine Sage, die erst durch Alexanders Feldzug entstanden ist (S. 168).

Aber nicht lange sollte die Fahrt so friedlich bleiben. Schon ehe Alexander zum Akesines kam, hörte er, daß die *Maller* und *Oxydraken*, die streitbarsten und größten Stämme der Inder, sich zum Kampf gegen ihn rüsteten. Er drängte daher zu schnellerem Vorrücken. Vorerst hatte er die Einmündung des Hydaspes in den Akesines zu passieren, wobei durch die gewaltigen Strudel und Stromschnellen, die das Zusammenfließen der beiden Ströme erzeugt, seine Flotte starke Beschädigungen erlitt, so daß sie in Eile repariert werden mußte. Der Feldzugsplan, den Alexander nun gegen die Feinde entwarf, zeigt ihn uns wieder auf der Höhe strategischer Kunst. Ihr Gebiet erstreckte sich an dem weiter südlich in den

Akesines mündenden Hydraotes weit nach Norden hinauf und schien gegen Alexanders Lager am Akesines durch eine wasserlose Wüste geschützt zu sein. Die Maller erwarteten daher, daß Alexander sie von der Hydraotesmündung aus angreifen würde. Er dagegen beschloß, sie zu überraschen, indem er mit einem Teil des Heeres durch jene Wüste hindurch mitten in das Herz des Landes vorstieß, um sie den Hydraotes hinabzudrängen und sie einer anderen Kolonne unter Hephaestion, der den Unterlauf dieses Flusses besetzen sollte, entgegenzutreiben, während die Flotte und Krateros mit den Elefanten der Mündung des Hydraotes gegenüber am rechten Ufer des Akesines aufgestellt wurden, um ihnen ein Ausweichen nach Westen abzuschneiden. Die Überraschung gelang vorzüglich, so daß die beabsichtigte Verbindung der Maller mit den Oxydraken dadurch nicht zur Ausführung kam. Trotzdem waren die Kämpfe um die Städte und Burgen der Maller schwer und blutig, denn sie kämpften mit dem Mut der Verzweiflung. Schon waren mehrere Städte im Sturm genommen, darunter eine Stadt der Brahmanen, als Alexander sich gegen die Hauptstadt der Maller wendete. Hier hätte seine Siegeslaufbahn fast ein tragisches Ende genommen, denn hier ist Alexander, der als erster die Burgmauer auf einer Leiter erklommen hatte, um das zögernde Heer mit sich fortzureißen, allein in das Burginnere hinabgesprungen und ist, mit dem Rücken an die Mauer gelehnt und den Feinden, die ihn an seiner glänzenden Rüstung erkannten, preisgegeben, von einem Pfeil in die Brust getroffen worden, so daß er ohnmächtig zusammenbrach. Peukestas und Leonnatos, die ihm bald nachgesprungen waren, deckten ihn mit dem Schild — Peukestas mit dem heiligen Schild von Ilion —, bis endlich auch die Mannschaften die Mauer erklommen hatten und die Feinde niederstreckten. Während noch die Truppen, in dem Glauben, ihr König sei tot, ihre Wut an der feindlichen Besatzung, auch den Frauen und Kindern, ausließen, wurde Alexander für tot auf seinem Schilde hinausgetragen. Aber seine Jugendkraft siegte, und nachdem der Pfeil aus der Wunde herausgezogen war, kam er langsam wieder zu Kräften. Schon war die Kunde, der König sei gefallen, zu dem Lager an der Hydraotesmündung gelangt und hatte hier tiefsten Schmerz und zugleich Furcht und Entsetzen über die ohne Alexander verzweifelte Lage hervorgerufen. In Sorge, daß es dort zu Unruhen kommen könne,

ließ Alexander, sobald sein Zustand es ermöglichte, sich zu Schiff den Hydraotes hinab zum Lager fahren. Der Anblick des Krankenzeltes auf dem Deck bestärkte die Truppen zunächst in dem Glauben, daß das Schiff die Leiche des Königs bringe. Aber als er das Zelt öffnen ließ und mit dem Arm winkte, und als er dann am Ufer gar ein Pferd bestieg, um sich allen zu zeigen, und dann zu Fuß zu seinem Zelt ging, da kannte ihr Jubel keine Grenzen, und sie brachen mit Tränen in den Augen in ein Freudengeschrei aus, so daß die Waldschluchten davon widerhallten, und von allen Seiten drängten sie heran, um die Hände oder Knie oder die Kleider des geliebten Königs zu berühren oder ihm wenigstens ins Auge zu sehen und ihm liebe Worte zuzurufen, und mit Blumen und mit bunten Bändern ward er überschüttet. Die Schilderung dieser Szene, wie sie uns Arrian gibt, kann man nicht ohne Ergriffenheit lesen. Der ganze Zauber der Persönlichkeit Alexanders tritt uns in diesem Auftritt hinreißend vor die Augen. Aber auch die tiefe Liebe des Heeres zu ihm bricht hier mit Naturgewalt hervor. Vergessen war alles, was je zwischen ihm und seinen Makedonen gestanden hatte.

Wohl war es in der Theorie ganz richtig, wenn seine Freunde dem König es zum Vorwurf machten, daß er mit jenem Sprung in die Burg nicht als Stratege, sondern als Soldat gehandelt habe, und doch hat jener alte Bötier recht behalten, der, als er hörte, daß Alexander sich hierüber ärgere, bieder in seinem Dialekt zu ihm sagte, des Mannes Pflicht sei die Tat, und mit einem Sophokleischen Vers hinzufügte, wer tate, müsse auch leiden. Denn nicht die Eroberung der Stadt an sich, sondern diese beispiellose Tat Alexanders ist es gewesen, die einen so furchtbaren Schrecken weit hin unter seine Feinde geworfen hat, daß nicht nur die Maller, sondern sogar die Oxydraken demütig ihre Unterwerfung anboten. So hat Alexander durch diese spontane, im dämonischen Rausch des Kampfes momentan gedachte und ausgeführte Tat die Durchführung des ganzen zweiten Teiles seines fein ersonnenen Feldzugsplanes — nämlich die Herabdrängung der Maller in die an der Hydraotesmündung aufgestellte Falle — überflüssig gemacht und hat dazu noch die kampflose Unterwerfung der Oxydraken herbeigeführt.

Nachdem Alexander völlig hergestellt war, fuhr die Flotte, die

während der unfreiwilligen Ruhepause durch Neubauten verstärkt war, an der Hyphasismündung vorüber bis zu dem Punkt, wo der Akesines in den Indus mündet. Hier legte Alexander die Südgrenze der Nordindischen Satrapie fest, der auch die Reiche der Maller und Oxydraken zugewiesen wurden, und ließ den Satrapen Philippos mit einigen Truppen zurück und befahl ihm, am Zusammenfluß der beiden Ströme eine Alexanderstadt zu gründen.

Hiermit hatte er ungefähr die Hälfte der Stromfahrt beendet. Es begann nun, etwa im Februar 325, die Fahrt auf dem geeinten Indus, dessen Uferländer bis zum Meere hin schließlich zu der Unterindischen Satrapie unter Peithon zusammengeschlossen wurden. Aber es hat viele Kämpfe gekostet, bis dieses Gebiet unterworfen war, denn die Bevölkerung, die hier als dunkelfarbig im Gegensatz zu den arischen Stämmen Nordindiens geschildert wird (offenbar die Drawidas), stand hier stark unter dem Einfluß der Brahmanen, die sie aus religiösen Gründen mit fanatischem Haß gegen die Fremdlinge zum äußersten Widerstand aufreizten. Die Sogder freilich, zu denen Alexander zunächst kam, stellten sich noch unter dem Eindruck der Niederwerfung der Maller freundlich zu ihm, so daß er ihre Königsstadt zum „Sogdischen Alexandrien“ ausbauen konnte. Dann aber kam es in den südlicheren Reichen der Fürsten Sambos und Musikanos auf dem westlichen Ufer, gegenüber der weiten Wüste des östlichen Ufers, zu manchen schweren Kämpfen, da ihre Völker, von den Brahmanen aufgestachelt, sich erhoben, während die Fürsten flüchteten. Mit großer Strenge hat Alexander die Brahmanen als die eigentlich Schuldigen bestraft, zum Teil gehängt. Zur Sicherung seiner Herrschaft hat er in Unterindien mehrere Burgen neu befestigen lassen und mit Besatzungen belegt und hat auch neue Städte gegründet. Neben den militärischen Zwecken traten auch hier wieder die handelspolitischen deutlich hervor.

Endlich erreichte Alexander im Juli 325, im 9. Monat nach der Abfahrt von Nikaia, die Stadt Pattala, die an der Spitze des Indusdelta lag. Der Fürst der Stadt, der ihm vorher gehuldigt hatte, entfloh. An diesem für den Handel wichtigen Punkt wurden Schiffshäuser und eine Station für die Indusflotte angelegt, denn einen nicht unbedeutlichen Teil der Flotte wollte Alexander hier stationieren.

Damit war die kriegerische Aktion in Indien für Alexander beendet, das ganze Indusland vom Pendschab, ja von Kaschmir an bis zum Meere war ihm untertan. Ein großes, reiches, ungeheuer fruchtbares Land war seinem asiatischen Reiche hinzugefügt, von makedonischen Satrapen regiert, denen die einheimischen Vasallenfürsten (außer König Poros) unterstellt waren. Die Wunder Indiens, die man früher nur aus der Literatur oder vom Hörensagen kannte, hatten die Makedonen und Griechen nun mit eigenen Augen geschaut, und die Wirklichkeit war hinter den phantastischen Schilderungen der Märchenwelt nicht zurückgeblieben. Wenn man auch keine „Schattenfüßler“ und „Einäugige“ und ähnliche Wunderwesen dort fand, wie sie zum Teil Skylax aus dem Epos auf Indien übertragen hatte, zum Teil auf indische Vorstellungen zurückgingen, so sah man doch an Pflanzen und Tieren des Neuen und Wunderbaren genug, und auch die Menschen mit ihrem Kastenwesen und ihren merkwürdigen Sitten gaben ihnen ganz neue Eindrücke. Für den Gelehrtenstab Alexanders gab es hier unendlich viel zu erforschen. Der Niederschlag, den ihre Arbeiten über die indische Pflanzenwelt in Theophrasts Pflanzengeographie gefunden haben, wie z. B. in der ausgezeichneten Behandlung der Luftwurzeln des indischen Feigenbaumes (*Ficus Bengalensis*), läßt uns ahnen, mit welcher Sorgfalt und welchem brennendem Interesse sie nach allen Seiten hin diese neue Welt durchforscht haben. Auch die Bodenschätze des Landes ließ Alexander untersuchen. So hat einer seiner Begleiter, Gorgos, der Metalleut, also ein Bergbautechniker, die Salzbergwerke im Lande des Sopeithes (im Norden zwischen Hydraotes und Hyphasis) sowie die Gold- und Silbergruben der benachbarten Berge untersucht und in einer Schrift beschrieben, die Strabo verwendet hat. Er erzählte dort u. a., daß diese Salzbergwerke für ganz Indien genügen würden, und daß die Inder die Kunst der technischen Gold- und Silbergewinnung und das Probieren der Metalle durch Schmelzen nicht kannten, sondern sie ganz primitiv behandelten. So haben sich damals griechische Technik und griechische Wissenschaft auf indischem Boden betätigt.

Neben diesem allen beschäftigte den König jetzt vor allem das große geographische Problem, das neben seinem Eroberungswillen ihn zu dieser Indusfahrt getrieben hatte. Daß der Indus in das sehnüchtig von ihm gesuchte Weltmeer münde, hatte er, wie wir

sahen, nach seinem ersten Überschreiten des Akesines (326) von den Eingeborenen erfahren, und sofort hatte er den Bau der Flotte angeordnet, da hierdurch sein Weltbild völlig verändert wurde (S. 173). Wohl schon bald — wenn nicht sogleich — hatte sein lebhafter Forschergeist den Gedanken erfaßt, daß, wenn der Indus in den Okeanos fließe, von seiner Mündung aus vielleicht ein Seeweg zu den Mündungen des Tigris und Euphrat gefunden werden könne, falls dieser Okeanos den Südrand Asiens umfasse. Und da stieg in ihm wieder jene „Sehnsucht“ auf, diesen Weg zu finden. Denn daß er diesen Gedanken, eine Seeexpedition zu diesem Zweck von der Indusmündung aus zu entsenden, nicht etwa erst jetzt in Pattala oder gar erst bei seiner Ausfahrt in den indischen Ozean gefaßt hat, wie vielfach angenommen wird, geht aus der Tatsache hervor, daß er schon vor der Ankunft in Pattala, wohl im Lande des Musikanos, den Krateros mit einem Teil des Heeres nach Arachosien und Drangiana, von wo Nachrichten über Unruhen eingetroffen waren, entsandt hatte mit dem Befehl, von dort nach Karmanien zu ziehen, um sich hier mit Alexander zu vereinigen. Letzteres setzt voraus, daß mindestens schon damals der ganze Plan der See- und Landexpedition, wie er nachher ausgeführt worden ist, in seinem Kopfe fix und fertig war. So hat der König also schon während der Fahrt, vielleicht von vornherein, den gewaltigen Plan vor Augen gehabt, durch die Entdeckung des Seeweges vom Indus zum Tigris und Euphrat, wenn sie gelänge, das neue indische Kolonialreich mit seinem westlichen Reich zusammenzuschließen, wodurch nicht nur die militärische Sicherung und administrative Kontrolle seiner indischen Besitzungen erleichtert, sondern auch der indische und der vorderasiatische Handel miteinander verbunden, und damit dem Welthandel in seinem Reiche weite Perspektiven eröffnet würden. Auffallend ist, daß kein Alexanderhistoriker und auch keine spätere Quelle bei der Indusfahrt Alexanders oder bei dieser Seeexpedition oder später bei Alexanders arabischen Plänen auf *Skylax von Karyanda* als einen wenigstens partiellen Vorläufer Alexanders hinweist. Dieser war auf Befehl Darius' I. von Kābul ausgehend den Indus hinabgefahren und war dann längs der Küste des indischen Ozeans bis Hormuz gefahren, war dann freilich nicht in den persischen Golf eingelaufen, sondern hatte Arabien umschifft und war in der Ecke von

Suez gelandet. Also bis Hormuz, aber auch nur bis dahin, hatte er damals geleistet, was Alexanders Flotte jetzt tun sollte und von Hormuz aus das, was Alexander zuletzt tun wollte. An der Realität dieser Fahrt ist gelegentlich gezweifelt worden, aber mit Unrecht, da Monumente am Suezkanal dies Unternehmen des Darius bestätigen. Das Schweigen der Quellen über Skylax zeigt nur, daß die Kunde von seiner kühnen Fahrt — trotz Herodot, der sie erzählt — zur Zeit des Alexander vergessen war, wie die Entdeckung Amerikas durch die Wikinger zur Zeit des Kolumbus.

Nachdem in Pattala die Arbeiten an der Flottenstation und den Schiffshäusern in Gang gekommen waren, ging Alexander daran, die beiden Hauptarme, in die der Indus sich damals hier spaltete — heute ist das Delta wesentlich anders gestaltet — daraufhin zu prüfen, welcher von beiden für die Ausfahrt der Flotte besser geeignet sei. Für diese Probefahrten übernahm er selbst das Kommando, da ihm hier endlich die Befriedigung seines höchsten Wunsches winkte, das unendliche Weltmeer mit eigenen Augen zu schauen. So fuhr er mit den schnellsten Schiffen seiner Flotte, zunächst ohne Lotsen, auf dem westlichen Arm dem Meer entgegen, während Leonnatos mit 9000 Mann auf der Deltainsel nebenher marschierte. Als Alexander schon am zweiten Tage in einen großen Süd Sturm geriet, ließ er ortskundige Inder aufgreifen, die auf dem immer breiter werdenden gewaltigen Strom Lotsendienste verrichten sollten. Diese hatten gerade zum Schutz vor den starken ozeanischen Winden die Flotte in einem Seitenkanal anlegen lassen, als plötzlich zum Staunen und Schrecken der Makedonen die vorher stark angeschwollenen Wasser fielen und die Schiffe auf dem Trocknen saßen: es war die Ebbe des Ozeans, die diese Europäer hier zum erstenmal kennenlernten! Und noch mehr staunten sie, als zur gegebenen Zeit die Flut kam und die Schiffe wieder hob, wobei manche Fahrzeuge Beschädigungen erlitten. Als der König der Mündung nahte, ließ er bei einer Insel die meisten Schiffe zurück und fuhr nur mit den besten Schiffen zu einer zweiten Insel, die schon etwas fern lag. Nachdem er hier, wie auf der ersten, nach Ammons Weisung Opfer dargebracht hatte, fuhr er hinaus ins freie Meer, um auszusuchen, wie er sagte, ob nicht doch irgendein Land im Meer hervorrage. Als er aber nur den unbegrenzten Ozean vor sich sah, da brachte er, glücklich

und stolz, daß er hier an einer Grenze der Ökumene angelangt war, dem Meerbeherrscher Poseidon ein großes Dank- und Bittopfer dar: Stiere wurden ihm auf dem Schiffe geschlachtet und in das Meer versenkt, und die goldene Schale, aus der er ihm dann ein Trankopfer gebracht, und die goldenen Mischkrüge, in denen der Opferwein gemischt war, schleuderte er ihm in die Fluten hinab und betete, daß der Gott ihm die Flotte gnädig zu den Mündungen des Tigris und Euphrat geleiten möge. Es muß dies einer der schönsten und erhebensten Tage im Leben Alexanders gewesen sein!

Nach Pattala zurückgekehrt, befuhr Alexander darauf den östlichen Indusarm und kam zu dem Ergebnis, daß dieser, der damals durch einen großen See hindurchfloß, bequemer und gefahrloser als der westliche Arm sei. Wahrscheinlich war die Fahrt damals hier deswegen leichter, weil die von Südwest kommenden Mousune in den westlichen, aber nicht in den östlichen Arm hineinbliesen. An der Mündung angelangt, wanderte er mit kleiner Begleitung drei Tage lang am Meeresstrand entlang, um die Natur des Landes kennenzulernen und Brunnen für die Seefahrer graben zu lassen. Darauf kehrte er nach Pattala zurück.

Es ist Alexander nicht leicht gefallen, den Nearch, der seinem Herzen sehr nahe stand, als Admiral an die Spitze der Expedition zu stellen, da er große Gefahren für die Fahrt befürchtete. Nur auf das dringende Angebot des Nearch gab Alexander zögernd nach. Der Flottenmannschaft aber, die anfangs auch zagend in die Zukunft sah, wurde der Mut durch diese Ernennung sehr gehoben, da sie hieraus schlossen, daß ihr König auf einen glücklichen Ausgang rechne. Wie weitschauend aber die Pläne waren, die Alexander mit dieser Fahrt verknüpfte, zeigt der Auftrag, den er Nearch gab, bei seiner Küstenfahrt Land und Leute zu erkunden und dabei auf geeignete Ankerplätze und auf die Trinkwasserverhältnisse und die Einrichtungen der Menschen und die Fruchtbarkeit der einzelnen Strecken zu achten. Offenbar hatte er im Sinne, zwischen den Endpunkten des Seeweges an geeigneten Stellen Stationen für die künftigen Handelsfahrten, womöglich auch Kolonien anzulegen.

Aber die Verbindung zur See genügte nicht: es durfte auch auf dem Kontinent zwischen Indien und Persien kein Volk unabhängig bleiben, das eventuell feindlich die Verbindung stören konnte. Es

mußte daher vor allem Gedrosien (Belutschistan) dem Reiche eingegliedert werden, und dies um so mehr, als die Küsten Gedrosiens nicht nur für die jetzige Expedition, sondern auch für die künftigen Handelsfahrten für die dort einzuholende Verproviantierung von größter Bedeutung waren. So hat Alexander von vornherein, wie der an Krateros erteilte Auftrag, in Karmanien mit ihm zusammenzutreffen, zeigt, die Notwendigkeit erkannt, selbst mit dem Hauptteil des Heeres den Rückweg durch Gedrosien nach Karmanien einzuschlagen, und zwar möglichst nahe der Küste zu ziehen, um durch Anlegung von Brunnen und Getreidedepots für die Verproviantierung seiner Flotte zu sorgen. Dazu kam gewiß auch der Wunsch, auch seinerseits an der Entdeckung der Südgrenze Asiens mitzuwirken.

Daß er über die furchtbaren Strapazen, die er mit dem Zuge durch die wasserlose Sandwüste Gedrosiens seinem Heer zumuten mußte, vorher orientiert war, versichert uns Nearch ausdrücklich. Wenn dieser den Zug durch Gedrosien außer jenem praktischen Motiv der Fürsorge für die Flotte auch mit Alexanders Ehrgeiz begründet, Semiramis und den großen Kyros dadurch zu übertrumpfen, so verbieten uns schon die intimen Beziehungen des Nearch zu Alexander, diese Angabe von der Hand zu weisen, und sie ist auch sachlich nicht unwahrscheinlich, wenn man sich erinnert, daß Alexander beim Wüstenmarsch zum Ammonium das Vorbild des Perseus und Herakles zur Anfeuerung des Ehrgeizes seiner Truppen verwendet hatte, und in Indien das des Herakles und Dionysos wirksam gewesen war. Für den Zug durch Gedrosien hat er allerdings nicht Gestalten des griechischen Mythos, sondern solche der orientalischen Geschichte angerufen, die zu Sagengestalten geworden waren, und in denen er zugleich Vorbilder orientalischer Weltherrscher sehen mochte. Auf seine engen Beziehungen zu Kyros wurde schon oben hingewiesen. Wenn hier Semiramis neben diesem erscheint, kann man darin eine Einwirkung des Orients auf Alexander erkennen.

ACHTES KAPITEL

Rückkehr und Ende

ETWA Ende August 325 ist Alexander von Pattala zum Rückmarsch nach dem Westen aufgebrochen, um im voraus Vorbereitungen für die Verpflegung der Flotte zu treffen, während Nearch erst das Einsetzen der winterlichen Nordostmonsune im Oktober abwarten sollte. Alexander kam zunächst durch das Land der Arbiten und der Oriten, die nach manchen Kämpfen unterworfen wurden. Es wurde ein Satrap eingesetzt (Apollophanes) und Hephaestion wurde zurückgelassen mit dem Auftrag, im Anschluß an Rhambakia, das Hauptdorf der Oriten, eine Alexanderstadt zu gründen. Ein zweites Alexandrien sollte Leonnatos an der Küste anlegen, der dort die Flotte erwarten sollte. Und nun zog Alexander in die gedrosische Wüste hinein. Je tiefer er in sie eindrang, desto größer wurden die Entbehrungen und Leiden des Heeres. Die völlige Öde und Wasserlosigkeit der Küste nötigte bald, weiter landeinwärts zu ziehen, so daß hier die Absicht, Depots für die Flotte anzulegen, nicht ausgeführt werden konnte. Wegen der glühenden Hitze konnte man bald nur bei Nacht marschieren. Kundschafter, die ans Meer geschickt waren, meldeten von den ärmlichen Ichthyophagen (Fischessern), die dort in Hütten aus Seemuscheln lebten. Immer weiter marschierte das Heer und litt unter Hunger und Durst, und immer schwieriger war die Disziplin aufrecht zu erhalten, wobei Alexander in humaner Berücksichtigung der Not Nachsicht übte. Zu Tausenden blieben die Menschen am Wege liegen, und viele Pferde und Maultiere wurden geschlachtet und verzehrt. Nur selten konnten Nahrungsmittel aus tiefer im Lande liegenden Dörfern herangeschafft werden. Endlich konnte man wieder an der Küste entlang ziehen, nachdem dort süßes

Quellwasser und Lebensmittel festgestellt waren, und dann ging es durch fruchtbarere Gegenden ins Innere auf *Pura* zu, die Hauptstadt Gedrosiens, wo man 60 Tage nach dem Aufbruch von den Oriten eintraf. Mögen auch hier und da in unseren Quellen die Schilderungen von den Leiden der Truppen rhetorisch ausgeschmückt sein, im ganzen werden sie doch nicht übertrieben sein. Auch hier hat Alexander, der zu Fuß mit ihnen marschiert war, wieder durch sein Beispiel und durch seine kameradschaftliche Teilnahme an allen Entbehrungen den Mut und die Ausdauer seiner Mannschaften aufrecht zu erhalten sich bemüht. Als einige Soldaten, die so glücklich gewesen waren, etwas Wasser zu finden, dieses in einem Helm ihm darreichten, belobte er sie, goß das Wasser aber in den Sand. Das belebte das ganze Heer, sagt Arrian, als ob sie alle das Wasser getrunken hätten, das er fortgegossen hatte. Wie groß seine Verluste an Menschen und Tieren gewesen sind, läßt sich nicht sicher berechnen, da nicht feststeht, mit wie vielen er von Pattala aufgebrochen war. Sie müssen aber erschreckend groß gewesen sein. Am meisten hatten, wie erzählt wird, die Frauen und Kinder gelitten, die das Heer begleiteten. Selbst hier in der Sandwüste von Belutschistan hat Alexander seine Gelehrten die Wüstenflora beobachten lassen, worüber manche Angaben erhalten sind. Interessant ist auch die Nachricht, daß die phönikischen Händler, die im Troß folgten, die Gelegenheit benutzten, das Harz der Myrrhenbüsche und die wohlriechenden Wurzeln der Narden zu sammeln, deren Wert sie aus ihrem heimischen Handel kannten.

In dem reichen *Pura* konnte das Heer, das ihm geblieben war, sich gründlich erholen und ausruhen. Da nun auch Gedrosien unterworfen war, womit die Eroberung des oberen Asiens abgeschlossen war, wurde auch dies Land unter einen Satrapen gestellt (*Sibyrtios*) und zwar mit dem nördlich angrenzenden *Arachosien* zu einer Satrapie vereinigt. Etwa Anfang Dezember 325 brach Alexander auf, um westwärts nach *Karmanien* zu ziehen, das sich ihm zwar schon 330, als er in der *Persis* weilte, ergeben hatte, das er aber noch nie betreten hatte. In *Karmanien* stieß dann verabredetermaßen *Krateros* zu ihm. Dieser war von *Indien* aus mit seinem Heeresteil und den sämtlichen Elefanten über den *Mullapaß* und den *Bolānpaß* nach dem *arachosischen Alexandrien* (*Kandahar*) und weiter nach der *Drangiana* gezogen, hatte Aufständische niedergeworfen, dar-

unter Ordanes, den er jetzt gefangen mit sich führte, und war dann nach Karmanien hinein dem Alexander entgegengezogen. So war denn, abgesehen von den in Gedrosien umgekommenen und den in Indien zurückgelassenen Truppen das Feldheer wieder beisammen. Sehr erwünscht kamen nach den großen Verlusten in Gedrosien auch die Massen von Kamelen und Lasttieren, die Stasanor, der Satrap von Areia und Drangiana, heranzuführte. Nach der Vereinigung mit Krateros feierte Alexander ein Dankfest für den Sieg über Indien und die Rettung aus Gedrosien. Opfer wurden den Göttern dargebracht, und ein musischer und gymnischer Agōn gefeiert. Peukestas, der ihm in der Mallerburg das Leben gerettet hatte, wurde als achter unter die Leibwächter des Königs aufgenommen. Diese Festlichkeiten und die frohe Stimmung des geretteten Heeres haben den Anlaß gegeben zu jener Legende, die wohl wieder auf Klitarchs Phantasie zurückgeht, daß Alexander mit seinen Truppen in einem siebentägigen bachantischen Zuge in Nachahmung des dionysischen Triumphzuges trunken durch Karmanien dahingezogen sei!

Hier in Karmanien sollte Alexander bald danach auch von der großen Sorge um die Flotte, von deren Schicksalen er noch nichts gehört hatte, befreit werden. Nearch hatte schon etwa einen Monat früher, als mit Alexander verabredet war, aufbrechen müssen, da die indische Bevölkerung nach dem Abmarsch Alexanders sich feindselig gezeigt hatte. So war er schon um den 20. September 325 abgefahren, noch ehe die für ihn günstigen Nordostmonsune eingesetzt hatten. Die Folge war, daß er bald danach an der Küste der Arabiten unter großen Entbehrungen 24 Tage stilliegen mußte, bis die erwünschten Winde kamen. Über seine denkwürdige Entdeckungsfahrt hat er später auf Grund des damals geführten Schiffsjournals eine Schrift geschrieben, aus der uns in Arrians „Indikē“ ein leider sehr stark gekürztes, aber doch ungemein wertvolles Exzerpt erhalten ist. Exzerpiert sind namentlich die Angaben über die einzelnen Punkte, an denen die Flotte anlegte, so daß wir die Fahrt von Tag zu Tag, auch mit den Haupterlebnissen verfolgen können. Dagegen sind leider zum großen Teil ausgelassen die Aufzeichnungen, die Nearch nach Alexanders Befehl über die Flora und Fauna und die Sitten der Küstenvölker und die Formationen der Küste und manches andere gemacht hatte. Doch hören

wir z. B. von einem Volk, das das Eisen noch nicht kannte, wie Nearch sagt, sondern mit spitzen Steinen arbeitete, also noch in der Steinzeit lebte. Auch geht auf ihn zurück der wertvolle Abschnitt über die Mangrove-Vegetation des Persischen Golfs in Theophrasts Pflanzengeographie. Im ganzen war die Fahrt glücklich verlaufen, ohne größere Verluste an Schiffen, und nur einmal hatten sie bewaffneten Widerstand gefunden. Nur durch Mangel an Verpflegung und namentlich an Trinkwasser hatten die Mannschaften allerdings oft sehr schwer gelitten. An den Wechsel von Ebbe und Flut hatten sie sich bald gewöhnt. Aber als sie zum erstenmal Walfische zu sehen bekamen, da gab es einen furchtbaren Schrecken. Als sie zunächst nur die großen Wassersäulen sahen, die wie aus Maschinen ihnen hervorgeschleudert zu werden schienen, fragten sie erstaunt ihre einheimischen Lotsen, was das denn bedeute, und als sie erfuhren, daß mächtige Tiere sie hervorbliesen, fielen ihnen vor Schrecken die Ruder aus den Händen. Auf Nearchs Befehl führen sie dann mit den Schiffsspitzen nach vorn „wie zu einer Seeschlacht“ auf die Walfische los und durch ihr Kriegsgeschrei, mit dem sie sich selbst Mut machten, wie Nearch später wohl nicht ohne Humor geschrieben hat, und durch Trompetenblasen erschreckten sie die Tiere, so daß sie in die Tiefe tauchten.

Nach diesem und anderen aufregenden Erlebnissen kamen sie dann zur Straße von Hormuz (Harmozeia), und als sie hier gegenüber der karmanischen Küste das arabische Maketa-Vorgebirge sahen, wollte Onesikritos, der wie auf der Indusflotte, so auch hier der Steuermann des Admiralschiffes war, statt in den persischen Golf einzufahren, Arabiens Küsten umschiffen. Aber Nearch, als der ihm vorgesetzte Admiral, lehnte dies unter Hinweis auf Alexanders Instruktionen schroff ab. Wenige Tage danach wurde sein pflichtgemäßes Verhalten belohnt, indem er bei Hormuz an der Mündung des Anamis angelangt erfuhr, daß Alexander sich nur fünf Tagemärsche landeinwärts befinde. Die in ihrer Schlichtheit doppelt ergreifende Erzählung des Nearch von seinem Wiedersehen mit Alexander gehört zu den Perlen der Alexanderliteratur. Einige von seinen Leuten waren einem Griechen begegnet, der sich aus Alexanders Lager ans Ufer verlaufen hatte. Tiefe Rührung ergriff sie, als sie zum erstenmal wieder einen Griechen sahen und griechische Laute von ihm hörten. Mit Jubel führten sie ihn zu Nearch, der

darauf mit dem Befehlshaber dieser Küste verabredete, er solle ihn zu Alexander führen. Aber während Nearch seine Flotte ans Land zog und mit einem Wall umgab, war jener in der Hoffnung auf eine Belohnung auf kürzestem Wege vorangeeilt, um dem König die frohe Botschaft von der Ankunft der Flotte zu bringen. Alexander, anfangs hochbeglückt, wurde immer ungeduldiger, als Tag für Tag verrann, ohne daß Nearch kam, so daß er schließlich, in dem Glauben, jener Mann habe ihn betrogen, ihn verhaften ließ. Inzwischen begegneten einige von Alexander ausgesandte Boten dem Nearch, der mit Archias, dem zweiten Kommandanten der Flotte, und fünf anderen ohne Führung ins Innere aufgebrochen war, um das Lager Alexanders zu suchen. Aber Nearch und seine Begleiter waren durch die Strapazen der Expedition derart verändert — bleich und abgezehrt, mit langen Haaren und zerlumpten Kleidern —, daß die Boten sie nicht erkannten. Schon wollten sie vorübergehen, da fragte sie Nearch auf Archias' Rat, wohin sie denn gehen wollten, und als sie nun sagten, sie suchten Nearch und die Flotte, da sprach Nearch zu ihnen: „Ich hier bin Nearch, und dies ist Archias. Führet uns, wir wollen Alexander über die Fahrt berichten.“ Da nahmen die Boten sie auf ihren Wagen und fuhren sie zum Lager und meldeten dem König, Nearch und Archias mit fünf Männern seien angekommen, aber über die Flotte wußten sie auf Alexanders Frage nichts zu antworten. Da glaubte der König, die ganze Flotte sei vernichtet, und als nun Nearch und die Seinen vor ihn traten, die auch er kaum wiedererkannte, da gab er seinem Freunde Nearch die Rechte und führte ihn bei Seite und weinte lange Zeit. Endlich sagte er: „Daß ihr wenigstens, du und Archias, gerettet seid, ist mir ein Trost in dem Unglück. Wie aber sind denn die Schiffe und die Mannschaften zugrunde gegangen?“ Als Nearch ihm nun erwiderte, daß Flotte und Mannschaften wohlbehalten seien, da weinte Alexander noch mehr und er schwor beim Zeus der Hellenen und dem Ammon der Libyer, daß er sich über diese Botschaft viel mehr freue als über die Eroberung ganz Asiens. Wir müssen es dem Nearch danken, daß er von diesem ergreifenden Vorgang, der sich abseits unter vier Augen abgespielt hat, den Schleier gehoben und uns damit einen tiefen Blick in den Menschen Alexander hat tun lassen.

Nun wurde ein großes Fest gefeiert. Zeus, dem Retter, und

dem Herakles und dem Apollo, der das Böse abwehrt, und dem Poseidon und allen Meeresgöttern wurden Dankopfer für die Rettung der Flotte dargebracht, und wiederum wurde ein musischer und ein gymnischer Agōn gefeiert. Und als sich eine Prozession daran anschloß, ging Nearch in ihr als Erster, und das jubelnde Heer bewarf ihn mit Blumen und bunten Bändern. Er war der Held des Tages.

Nur auf dringende Bitten des Nearch ließ ihm Alexander das Flottenkommando zur Endfahrt nach Susa, denn es wurde ihm schwer, seinen Freund wiederum den Gefahren der Seefahrt auszusetzen. So hat denn Nearch seine Fahrt fortgesetzt. Während Hephaistion beauftragt wurde, mit dem größten Teil des Heeres und den Elephanten auf einem etwas südlicheren Wege, wo gute Verpflegung zu erwarten war, nach Persien zu marschieren, zog Alexander selbst mit den leichteren Truppen und den Hetären auf einem nördlicheren Wege direkt nach Pasargadae, wo er wohl anfangs des Jahres 324 eintraf.

Über fünf Jahre waren verflossen, seitdem er zum erstenmal Pasargadae besucht hatte, damals noch als „unumschränkter Oberbefehlshaber“ des korinthischen Bundes, der eben im Begriff stand, den panhellenischen Feldzug für beendet zu erklären. Als unumschränkter Großkönig Asiens, der weit über die Grenzen des Achämenidenreiches hinaus Indien erobert und an der Mündung des Indus an die Grenze der Ökumene gelangt war, kehrte er zurück. Nicht nur Kampf und Sieg lag hinter ihm, sondern auch mancher schwere Zusammenstoß mit Menschen, die ihm nahegestanden hatten. Die bittere Erfahrung, daß nur ganz wenige in seiner Umgebung seine ihn immer mehr beherrschenden universalistischen Pläne verstanden und billigten, mußte drückend auf ihm lasten und ihn streng und verschlossen machen. Wie eine Erlösung wird er jenen Tränenstrom empfunden haben, den seine impulsive Natur ihm beim Wiedersehen mit Nearch, einem jener wenigen, gegönnt hatte. Streng und hart war er schon in Karmanien aufgetreten, als die ersten Nachrichten von Unbotmäßigkeit einzelner Reichsbeamter zu ihm drangen. Je weiter er jetzt nach Westen kam, desto mehr häuften sich die Nachrichten, daß wegen seiner langen Abwesenheit mehrere seiner Satrapen in dem Glauben, er komme nicht wieder, oder auch auf falsche Gerüchte hin, er sei umgekommen,

sich Plünderungen von Tempeln und Erpressungen der Untertanen hatten zu Schulden kommen lassen. Es war die höchste Zeit, daß er zurückkehrte und Ordnung schuf. Mit eiserner Strenge ist er gegen die Übeltäter vorgegangen, um durch exemplarische Bestrafung andere zu warnen, dem bösen Beispiel zu folgen. So wurde der Meder Baryaxes, den ihm jetzt in Pasargadae der medische Satrap Atropates gefesselt vorführte, weil er sich nach Königssitte die Tiara aufrecht aufs Haupt gesetzt und sich den Titel eines Großkönigs der Meder und Perser usurpiert hatte, mitsamt seinem ganzen Anhang hingerichtet. Auf's äußerste empörte es ihn, als er jetzt wieder das Grab des großen Kyros aufsuchte, die Grabkammer geplündert und verwüstet und die Leiche aus dem Sarg herausgerissen zu finden. Die Magier, die das Grab zu behüten hatten, ließ er foltern, aber da sie nicht überführt werden konnten, gab er sie frei. Die Restaurierung des Kyrosgrabes übertrug er dem Aristobul, der später in seiner Alexandergeschichte ausführlich über diesen Vorgang berichtet und eine sehr wertvolle Beschreibung dieses uns noch heute erhaltenen Baues und seiner damaligen Ausstattung hinterlassen hat.

Als Alexander von Pasargadae zu dem benachbarten *Persepolis* kam, ließ er den Orxines aufhängen, der nach dem Tode des Phrasaortes die Satrapie der Persis usurpiert hatte und jetzt überführt war, die Königsgräber und Heiligtümern geplündert und viele Perser ohne Gericht getötet zu haben. Als Satrapen setzte Alexander den Peukastes ein, der gerade für das persische Stammland ihm besonders geeignet erschien, weil er allein unter den Makedonen medische Kleidung und persische Sitten angenommen, auch die persische Sprache erlernt hatte.

Arrian sagt uns, daß Alexander angesichts der Ruinen der einst von ihm in Brand gesteckten Paläste von *Persepolis* diese Tat jetzt „nicht gelobt“ habe. Dies zeigt uns, als ein wie anderer er zurückgekehrt war. Damals hatte er nicht gezauert, diese Wunderbauten der panhellenischen Idee zu opfern, um damit Rache zu nehmen für die Frevel des Xerxes. Wie fern lagen ihm jetzt solche Gedanken! Was wußte er noch von der panhellenischen Idee, die er einst mit Begeisterung aufgenommen hatte, und die er dann selbst zur Erfüllung gebracht und damit aus der Welt geschafft hatte? Seitdem verfolgte er nur noch sein anderes Ziel, die Gewinnung

Asiens für sich und die griechische Kultur, und man begreift, daß ihn jetzt ein Bedauern überkam, daß er diese stolzen Denkmäler seiner Vorgänger, die Zeugen der hohen Kultur des älteren Achämenidenreiches, nicht hatte stehen lassen.

Von Persepolis zog Alexander auf *Susa* zu. Kurz ehe er die Stadt erreichte, traf er (etwa im Februar 324) an der Schiffsbrücke, auf der sein Heer den Pasitigris überschreiten sollte, mit Nearch und seiner Flotte zusammen. Dieser hatte inzwischen seine Fahrt längs der Küste des persischen Golfs bis zur Mündung des Euphrat glücklich durchgeführt und war dann auf die Kunde von Alexanders Herannahen den Pasitigris bis zu jener Brücke hinaufgefahren. Hier war nun großer Jubel, als Heer und Flottenmannschaften, die sich seit Indien nicht gesehen hatten, wieder zusammenkamen. Den Göttern wurden für die Rettung der Flotte Opfer dargebracht und Agone gefeiert. Nearch aber, der vom Heer wieder mit Blumen und bunten Bändern beworfen wurde, erhielt von Alexander die höchste Auszeichnung, einen goldenen Kranz, ebenso auch Leonnatos für seinen Sieg über die Oriten. Nachdem sich auch Hephaistion mit ihnen vereinigt hatte, wurde in Susa dem siegreichen Heere eine lange Rast gegönnt. Hier in Susa, wenn nicht schon früher, wurde dem Hephaistion unter dem Titel des Chiliarden, den er zugleich als Kommandeur der 1. Hipparchie der Hetärenreiterei führte, die Stellung eines persischen Großveziers übertragen, so daß er offiziell der erste nach dem König war.

Auch in Susa trafen wieder Unglücksnachrichten über Unordnungen im Reiche ein. Es waren nicht nur orientalische Satrapen des Ostens, die sich die lange Abwesenheit des Königs zunutze gemacht hatten, sondern auch seine makedonischen Satrapen im Westen hatten zum Teil ihre Kompetenzen überschritten, indem sie größere Söldnerscharen angeworben hatten. Alexander befahl, sofort diese Söldner zu entlassen, und griff auch sonst mit größter Strenge ein, so daß die Ordnung bald wiederhergestellt war.

Nur *Einer* hat sich seinem Strafgericht zu entziehen gewußt, sein alter Jugendfreund Harpalos, den er 330 als Reichsschatzmeister in Ekbatana zurückgelassen hatte, und der dann nach Babylon mit dem Reichsschatz übersiedelt war. Dieser hatte hier, je länger Alexander fortblieb, mit desto größerer Ungenietherheit

die Schätze Alexanders für sein extravagantes Leben verwendet. Mit der athenischen Hetäre Pythionike lebte er in Saus und Braus, und als sie starb, errichtete er ihr einen Tempel und Altar als der „Pythionike Aphrodite“ — ein frivoles Vorspiel der hellenistischen Apotheose! —, und nicht nur in Babylon, sondern auch bei Athen, an der „Heiligen Straße“ nach Eleusis, ließ er ihr für viele Talente prächtige Grabmäler errichten. Später lebte er mit einer anderen athenischen Hetäre, Glykera, zusammen, zeitweise im Königsschloß von Tarsos und ließ ihr als „Königin“ vom Volk die Proskynese erweisen. Diese schamlosen Possen fanden nun durch Alexanders Rückkehr ihr plötzliches Ende. Da an Verzeihung nicht zu denken war, sah Harpalos keine andere Rettung als in der Flucht. Er kam auf den tollen Gedanken, mit Alexanders Geldern eine Erhebung Athens gegen den König zu inszenieren. So fuhr er mit 30 Kriegsschiffen, einem Heer von 6000 Söldnern, die er im Laufe der Jahre angeworben hatte, und einem Kapital von 5000 Talenten aus dem Reichsschatz nach Griechenland hinüber. Diese Vorgänge sollten noch weitgehende Konsequenzen nach sich ziehen!

In die Zeit dieser mehrere Monate währenden Ruhepause in Susa, im Frühling und Sommer 324, fallen einige Handlungen Alexanders, durch die er seinen inzwischen ausgereiften Gedanken über seine Politik in Asien wie über sein Verhältnis zu Griechenland klaren Ausdruck gegeben hat. Das ist einerseits durch die sogenannte Massenhochzeit von Susa, andererseits durch die an die Griechen gerichtete Forderung seiner Apotheose und den Erlaß über die Rückkehr der Verbannten geschehen.

Es ist schon bei der Hochzeit der Roxane hervorgehoben worden, daß hierin das erste Symptom dafür zu erkennen ist, daß aus der militärischen Notwendigkeit, auch Perser und andere Iranier in sein Heer einzustellen, allmählich unter dem Einfluß der in ihm keimenden Weltherrschaftspläne der Gedanke in ihm erwachsen war, daß diese Völker mit seinen Makedonen verschmelzen sollten zu dem herrschenden Volk, dem er den Schutz seines asiatischen Reiches anvertrauen konnte, wozu seine Makedonen allein nicht ausreichten. Je mehr ihn nach den Erfolgen in Indien seine Weltherrschaftspläne beschäftigten, desto mehr scheint er sich in diese Idee der Völkerverschmelzung vertieft zu haben. Dabei ist aber wohl zu beachten, was öfter übersehen wird, daß Alexander nicht etwa eine

allgemeine Weltverbrüderung angestrebt hat, sondern ausschließlich eine Vermischung seiner Makedonen mit den Persern, dem bisherigen Herrenvolk, und den ihnen verwandten Medern und den anderen Iraniern, dagegen nicht mit Semiten, Anatoliern, Ägyptern und andern Völkern. Hier in Susa hat er jetzt diesem Gedanken in einem Akt von symbolischer Bedeutung vor aller Welt mit größter Deutlichkeit Ausdruck gegeben, indem er sich selbst und über 80 Makedonen seiner nächsten Umgebung die Hochzeit mit persischen und iranischen Prinzessinnen und Magnatentöchtern zurüstete. Mit unerhörter Pracht war hier nach dem Muster der persischen Apādana ein riesengroßes Königszelt errichtet, in dem Alexander seine Audienzen abzuhalten pflegte. In diesem Prunkzelt sind nach persischem Ritus — wie einst bei Roxane nach baktrischem — die Ehezeremonien vollzogen worden. Der Hofmarschall Chares hat uns wertvolle Nachrichten über diesen Bau wie über die Festlichkeiten hinterlassen. Alexander selbst heiratete Stateira, eine Tochter des Darius, gewiß auch um zugleich durch den Anschluß an die vorhergehende Dynastie sein Königtum über Asien vor den Orientalen zu legitimieren, sein liebster Freund Hephaestion heiratete deren Schwester Drypetis, da Alexander wollte, daß ihrer beider Kinder Vettern würden. Für jeden der jungen Ehemänner spendete Alexander die Mitgift. Außerdem gab er aber auch den einfachen Makedonen Hochzeitsgeschenke, die damals oder schon vorher sich mit asiatischen Frauen verbunden hatten. Die Feststellung ihrer Namen soll über 10 000 ergeben haben.

Trotz aller Freigebigkeit ihres Königs grollten doch seine Makedonen, als jene „Epigonen“ genannten jungen Perser, die inzwischen nach makedonischer Art ausgebildet waren, in Zahl von 30 000 Mann ihm in Susa in Parade vorgeführt und als selbständige Einheit dem Heere eingegliedert wurden. Vor allem aber kränkte es sie, daß Alexander jetzt bei der Reorganisation des Heeres, die nach der Rückkehr aus Indien eine Notwendigkeit war, zunächst bei der Reiterei von einem Nebeneinander makedonischer und persischer Formationen zu einem Ineinander und Durcheinander überging, ja sogar in die stolze „Agema“-Garde Perser und Iranier aufnahm. So wuchs eine schwüle Stimmung, ja ein Groll unter den Makedonen gegenüber ihrem Kriegsherrn heran, der ihnen immer mehr wie ein asiatischer Großkönig erschien. Als Alexander, um

dieser Mißstimmung zu begegnen, verkündete, daß er die Schulden, die sie im Laufe des Feldzuges im Lagerleben kontrahiert hätten, zurückzahlen wolle, zeigte sich, daß ihr Vertrauen zu ihm ins Wanken gekommen war. Denn als er befahl, die Schuldner sollten ihre Namen und den Betrag ihrer Schulden schriftlich anzeigen, da scheuten sich viele, dies zu tun, da sie fürchteten, Alexander wolle nur kontrollieren, wer mit seinem Sold nicht ausgekommen sei. Dies Mißtrauen seiner Truppen kränkte ihn aufs tiefste, und er sagte ihnen, ein König dürfe seinen Untertanen nur die Wahrheit sagen, und die Untertanen dürften nur Wahrheit von ihrem König erwarten. Darauf befahl er, daß ihnen ohne schriftliche Nennung der Namen das Geld ausgezahlt werden solle.

Von Susa aus wendete Alexander seine Aufmerksamkeit auch wieder den griechischen Verhältnissen zu. Seit der Niederwerfung des Agis und der durch Alexander vollzogenen Bestrafung der Spartaner hatte er weder Zeit noch Veranlassung gehabt, sich mit Hellas zu beschäftigen. War er auch nach Beendigung des panhellenischen Rachekrieges (330) nach wie vor der Hegemon des korinthischen Bundes, so hatte sich doch durch die ungeheuren Erfolge der letzten Jahre, durch die Ausdehnung seines Reiches bis nach Indien hin, das Machtverhältnis zwischen dem Hegemon und den griechischen Bündnern immer mehr zu ihren Ungunsten verschoben. Im Bewußtsein dieser seiner unerhörten, über alles menschliche Denken hinausgehenden Leistungen hat Alexander jetzt von Susa aus den Wunsch geäußert, *von den griechischen Bündnern als Gott anerkannt zu werden.*

Um diesen Vorgang zu verstehen, müssen wir zunächst gewisse Mißdeutungen, die er erfahren hat, beiseite rücken. So ist es ein verbreiteter Irrtum, zu glauben, daß Alexander im Interesse der Einheit seines Weltreiches von seinen *gesamten* Untertanen die göttliche Verehrung verlangt habe. Keine Spur weist darauf hin, daß er auch an die Asiaten diese Forderung gestellt hätte. Vielmehr ist dies ausschließlich für die Griechen und zwar, wie wir annehmen dürfen, die Griechen des korinthischen Bundes bezeugt. Damit ist zugleich gesagt, daß seine Aufforderung sich auch nicht an die Makedonen gerichtet hat, denn Makedonien stand ja außerhalb des Bundes. Der Gedanke an einen allgemeinen offiziellen Reichskult hat Alexander völlig fernegelegen, wie denn auch nicht er, son-

dern erst seine Nachfolger nach seinem Tode sein Bild an Stelle von Götterbildern auf die Münzen gesetzt haben.

Ebenso irrig ist die namentlich früher weitverbreitete, aber auch heute noch begehrende Auffassung, daß dieser Gedanke der Apotheose ein *orientalischer* sei, weshalb man dann in diesem Vorgang womöglich ein Zeichen der „Orientalisierung“ des Königs sehen will. Von dem einzigartigen ägyptischen Gottkönigtum, dessen Wirkung auch bei Alexander, wie wir sahen, rein lokal begrenzt war, können wir hier absehen. In Mesopotamien hatte sich zwar im III. Jahrtausend zugleich mit dem Weltherrschaftsgedanken eine göttliche Verehrung des Herrschers entwickelt, aber nach Hammurapi (um 2000) war sie geschwunden, und so sind, worauf es hier vor allem ankommt, auch die Achämeniden niemals von ihren Untertanen als Götter verehrt worden. Zu Alexanders Zeiten war also dieser Gedanke dem asiatischen Orient durchaus fremd, und so kann er nicht von dort entlehnt worden sein.

Vielmehr ist es, wie erst die neuere Forschung erkannt hat, ein rein *griechischer* Gedanke, der jetzt von Alexander neu belebt worden ist. War doch für die Griechen die Grenze zwischen Göttern und Menschen, wie ihre Sagen und Mythen zeigen, von jeher eine fließende gewesen. Wie Herakles durch seine Taten sich den Platz unter den Olympiern verdient hatte, so konnte auch im hellen Licht der Geschichte der Sterbliche, der in den Augen seiner Zeitgenossen Übermenschliches geleistet hatte, schon bei Lebzeiten göttlicher Verehrung teilhaftig werden. So war schon Lysander, als er auf dem Gipfel seiner Macht stand, von den samischen Oligarchen mit Altären und Päanen als Gott verehrt worden. So hatte Klearch, der Tyrann von Heraklea, ein Schüler des Isokrates, sich von seinen Untertanen als Sohn des Zeus verehren lassen. Auch Philipps Parteigänger in Ephesos hatten seine Statue im Artemistempel aufgestellt und hatten ihm damit göttliche Ehre erwiesen. Wenn Philipp selbst beim Hochzeitsfest in Aigai (336) sein eigenes Bild zusammen mit den Bildern der zwölf makedonischen Hauptgötter als dreizehntes in Prozession hatte einhertragen lassen, wodurch er, wenn auch nicht als Gott, so doch als „mitthronend“ mit den Göttern erschien, so mag man darin den Einfluß griechischer Gedanken auf den makedonischen Hof vermuten. Aber nicht nur die Praxis bot dem Alexander Vorbilder. Sein Lehrer Aristoteles hat

in seinen „Politika“ gesagt, daß, wenn es einen Mann gebe, der an Tüchtigkeit und politischer Fähigkeit alle andern unvergleichlich überrage, ein solcher „wie ein Gott unter den Menschen“ sei, und er fügt hinzu, gegen solche gebe es kein Gesetz, „denn sie selbst sind das Gesetz“. Und hatte nicht Isokrates seinem Vater Philipp in seinem letzten Brief geschrieben, daß, wenn er den Großkönig zum Gehorsam zwingt, ihm nichts übrig bleibe als *ein Gott zu werden*? Hatte Alexander jetzt nicht noch unendlich viel mehr geleistet?

So entsprach es rein griechischen Anschauungen, wenn er jetzt nach der siegreichen Rückkehr aus Indien göttliche Verehrung von seiten der Griechen beanspruchte. Für ihn lag dieser Gedanke um so näher, als ihn schon vor sieben Jahren der Ammonspriester als Sohn des Ammon-Zeus begrüßt und das Apollonorakel von Didyma als Zeus-Sohn bestätigt hatte. Wenn er damals auch keine Schritte getan hatte, um diese Gottessohnschaft, deren Verkündigung er, eben im Sinne jener griechischen Anschauung, als göttliche Offenbarung, als Anerkennung seiner übermenschlichen, göttlichen Kraft gläubig hingenommen hatte, amtlich in der Griechenwelt zu proklamieren, so hatte dieses Bewußtsein von der Gottessohnschaft ihn persönlich doch nie verlassen. Von diesem erfüllt, zugleich gehoben durch seine märchenhaften Erfolge und in Erwartung seiner weltherrschaftlichen Pläne tat er jetzt den entscheidenden Schritt, daß er über jene speziellen Offenbarungen hinaus göttliche Verehrung von den Griechen des korinthischen Bundes forderte. Man verkennt das Wesen Alexanders, wenn man dieses innere religiöse Erleben ausschaltet und annimmt, daß diese Forderung ein rein politischer Schachzug gewesen sei, der nur bezweckt habe, ihn als Gott über die Paragraphen des korinthischen Bundes zu erheben und die autonomen Griechenstädte und ihre Gesetze seinem göttlichen Willen zu unterwerfen. Gewiß bedeutete seine Apotheose, wenn sie akzeptiert wurde, eine bedeutende Steigerung seines persönlichen Ansehens bei den Bundesstädten, die ihm nur erwünscht sein konnte, und nach jener Theorie des Aristoteles hätte sein Wille dann allerdings über den Gesetzen gestanden. Aber einerseits hatte Alexander, wie wir sahen, auch früher schon gelegentlich sich über Bestimmungen des Bundesvertrages hinweggesetzt, ohne einer göttlichen Autorität zu bedürfen, lediglich auf

Grund seiner wachsenden Übermacht, und das konnte er auch weiterhin tun. Andererseits aber zeigen die unmittelbar folgenden Ereignisse, daß die Griechen, wiewohl sie die Apotheose zugestanden, im politischen Leben deswegen durchaus nicht seinen Willen als göttliches Gesetz anerkannt, sondern, wie die Athener, ihm den Gehorsam verweigert haben und bis zum äußersten, ja mit Gewalt sich zu widersetzen gewillt waren. Sie schieden also in der Praxis des politischen Lebens — anders als jene Theorie — zwischen dem Gott, den sie kultisch verehrten, und dem irdischen Hegemon, dessen Rechte und Pflichten in ihren Augen nach wie vor durch den Bundesvertrag bestimmt waren. Erwähnt sei, daß später auch der hellenistische Königs kult, wiewohl er als Reichskult viel mehr besagt als Alexanders Apotheose in den einzelnen Griechenstädten, niemals ein Hemmnis für Ungehorsam gewesen ist und überhaupt auf die Praxis des politischen Lebens keinen Einfluß gehabt hat.

Diese Scheidung des Politischen vom Religiösen zusammen mit dem griechischen Charakter der Apotheose erklärt uns die Tatsache, daß die Griechen ohne ernstliche Bedenken Alexanders Wunsch erfüllt haben. Natürlich haben die antimakedonischen Parteigänger zum Teil dagegen rasoniert, aber wenn wirklich jene politischen Konsequenzen mit der Apotheose verbunden gewesen wären, so würde die Opposition eine ganz andere gewesen sein, und die Reden in den Volksversammlungen wären nicht so harmlos, ja zum Teil so ironisch gefärbt gewesen, wie die uns überlieferten es sind. *Niemals würde dann ein Freiheitskämpfer wie Demosthenes, nach anfänglichem Widerspruch, schließlich dem athenischen Volk geraten haben, den König „als Sohn des Zeus oder auch als Poseidon anzuerkennen, wenn er es wolle“.* Diese Gleichgültigkeit, mit der hier die Frage fast wie eine Lappalie behandelt wird, zeigt, daß es sich nicht um eine hochpolitische, sondern nur um eine religiöse Frage handelte, die für diese aufgeklärten Kreise, denen der alte Polytheismus nichts mehr galt, von keiner aufregenden Bedeutung war.

Über die geschäftliche Behandlung der Aktion sind wir nur schlecht unterrichtet. Daß die Initiative von Alexander ausgegangen ist, steht fest. Aber in welchen Formen er sich an die Griechen gewendet hat, erfahren wir nicht. Ein Befehl wird es kaum gewesen

sein, wohl eher ein Wunsch, den er dem Synhedrion gegenüber äußerte oder äußern ließ, der freilich, wie er auch formuliert war, einer Forderung gleichkam. Das Synhedrion mag dann den Wunsch den einzelnen Bündnern übermittelt haben, denn tatsächlich ist nicht etwa ein einheitlicher Bundeskult geschaffen worden, sondern die einzelnen Städte haben den König durch Volksbeschluß unter ihre Gemeindegötter aufgenommen. Welche Gestalt sie dafür wählten, ob als Gott oder als eines Gottes Sohn (s. Demosthenes), war ihnen offenbar völlig überlassen. Die herrschende Annahme, daß Alexander in Athen (auf Antrag des Demades) als „neuer Dionysos“ seinen Kult bekommen habe, ist übrigens kürzlich als ein Irrtum erwiesen worden.

Im Frühling des nächsten Jahres (323) kamen Gesandte aus Hellas zu Alexander nach Babylon, um ihn mit goldenen Kränzen zu ehren. Diese erschienen aber nicht wie Abgesandte an einen irdischen König, sondern bekränzt wie „Festgesandte (Theoren), die zu einem Gott kommen“, wie Arrian erzählt. Hellas hatte seinen Wunsch erfüllt.

Das Bestreben, die Verhältnisse in Griechenland neu zu ordnen, rief im Frühling 324 in Susa noch zwei weitere Verfügungen Alexanders hervor. Diesmal waren es *Befehle*, die Alexander durch Nikanor von Stagira dem Synhedrion überbringen ließ. Der eine, der die lokalen Bünde der Achaeer, Arkader und Bötier betraf, bleibt uns dunkel, da er nur verstümmelt überliefert ist. Von großer Bedeutung war der andere Erlaß, durch den Alexander verfügte, daß im Bundesgebiet alle Verbannten — mit der bei Amnestien üblichen Ausnahme der Tempelräuber und Mörder — in ihre Heimat zurückkehren und ganz oder zum Teil in ihren früheren Besitz eingeführt werden sollten. Als Sanktion war hinzugefügt, daß Antipater, dem ja als Vertreter Alexanders die Exekution zustand, Städte, die sich etwa weigerten, ihre Verbannten aufzunehmen, mit Gewalt dazu zwingen solle. Politisch wird man diesen Erlaß als einen Akt weiser staatsmännischer Einsicht bewerten müssen, da Alexander hiermit einen der schlimmsten Krebschäden der griechischen Kleinstaaterei anpackte und zu beseitigen suchte, und man wird sie um so höher würdigen, als bei der damaligen politischen Lage die zurückzuführenden Verbannten zum guten Teil zu seinen politischen Gegnern gehört haben werden, die er also durch diesen

Akt zu versöhnen hoffen mochte. Andererseits liegt aber auf der Hand, daß diese von Alexander allein, ohne jede Mitwirkung des Synhedrion erlassene Verfügung eine starke Verletzung des Bundesvertrages bedeutete. Wenn uns der betreffende Paragraph auch nicht erhalten ist, kann es doch nach dem Geist dieses Vertrages nicht zweifelhaft sein, daß eine Verordnung wie die vorliegende nur durch Zusammenarbeit des Hegemon und des Synhedrion verfügt werden sollte. Zu betonen ist, daß von einer Beziehung auf die sakrale Bedeutung, die Alexander durch die Apotheose in den Bundesstädten gewann, in den langwierigen Verhandlungen über dies Edikt nirgends eine Spur zu finden ist. Vielmehr erklärt sich diese letzte Etappe auf dem Wege zur Ignorierung des Synhedrion und zur Ausbildung einer autokratischen Stellung gegenüber dem Bunde ausschließlich aus dem aufs höchste gesteigerten Kraftbewußtsein Alexanders. *Nicht eine Konsequenz der Apotheosenerforderung ist dieser Erlaß*, die ja auch nach obiger Darstellung keine politischen Zwecke verfolgte, *sondern beide wurzeln in dieser selben psychologischen Grundtatsache*. In diesem Erlaß spricht der Mann, der nach der Weltherrschaft strebte, der die unbequemen Fesseln des Bundesvertrages von sich abschütteln wollte. Dem Synhedrion, dem Nikanor das Originaledikt überbrachte, fiel, wie es scheint, nur die Aufgabe zu, Kopien davon allen Bundesmitgliedern zu übermitteln. So hat Alexander in diesem letzten Stadium seiner Entwicklung das Synhedrion nur noch als Publikationsstelle für seine absolut geltenden Willensäußerungen benutzt.

Wahrscheinlich geschah es unter dem Eindruck dieser Kundgebungen von Susa — der Massenhochzeit mit den Perserinnen und dieses Ediktes —, daß Aristoteles dem Alexander die bekannte Ermahnung zukommen ließ, daß er den Hellenen als Hegemon, den Barbaren als Despot gegenübertreten solle. Lehrer und Schüler konnten sich nicht mehr verstehen.

Bei den Verbannten rief der Erlaß natürlich die größte Begeisterung hervor. Als Nikanor bei den olympischen Spielen 324 in der Festversammlung, zu der auf die Kunde von dem bevorstehenden Akt auch die Verbannten zusammengeströmt waren, einen Brief Alexanders durch den Herold verlesen ließ, in dem der König den Verbannten den Inhalt des Edikts mitteilte, da erhob sich ein brausender Jubel in der Altis. Wenn es auch übertrieben sein mag, daß

dort über 20 000 Verbannte zusammengekommen seien, so gibt uns die Zahl doch eine ungefähre Vorstellung von der Größe der Umwälzungen, die in dem politischen Leben und im besonderen in den Besitzverhältnissen der griechischen Staaten durch die Durchführung des Erlasses herbeigeführt werden mußten. Wie schwierig diese Durchführung war, zeigt uns eine Inschrift aus Tegea. *Welche? Warum anders verhält, als das er viel byzant?*

Man begreift daher, daß, als Nikanor im Frühling 324 mit diesem Edikt in Hellas erschien, und der Zweck seiner Sendung ruckbar wurde, eine große Erregung und Unruhe die Städte ergriff. Am schwersten wurde Athen betroffen, das hiernach die Insel Samos, die es vor einem Menschenalter besetzt und an attische Kleruchen aufgeteilt hatte, den verbannten Samiern wieder zurückgeben sollte. Auch die Aetoler wurden unruhig, da sie in das akarnanische Oiniadai, das sie besetzt hatten, die Verbannten aufnehmen sollten. In diese Atmosphäre größter Hochspannung platzte nun die Ankunft des Harpalos hinein, jenes ungetreuen Reichsschatzmeisters Alexanders, der, wie wir sahen (S. 193), mit seinen gestohlenen Schätzen geflüchtet war und, um sich selbst zu retten, darauf spekulierte, mit seinen reichen Mitteln Athen zum Aufstand gegen Alexander zu bringen. Zumal er früher in den Zeiten der großen Getreidenot, unter der Hellas von 330 bis 326 gelitten hatte, Athen mit Getreide unterstützt und dafür das attische Bürgerrecht erhalten hatte, hoffte er nun in den Piraeus eingelassen zu werden. Aber auf Demosthenes' Rat wurde er korrekterweise abgewiesen. Als er dann aber Heer und Flotte und den größten Teil seines Schatzes beim Tainaron deponiert hatte und mit nur zwei Trieren als „Hilfeflehender“ Einlaß begehrte, wurde er von Philokles, dem Strategen für 325/4 (also noch vor dem Beamtenwechsel von 324) in den Piraeus eingelassen. Die Frage, was man nun mit ihm tun sollte, war um so heikler, als auch schon Boten von Philoxenos, Alexanders Finanzdirektor für Kleinasien, in Athen erschienen, die seine Auslieferung verlangten. Da von Alexander selbst noch keine direkten Befehle gekommen waren, konnte man den von Demosthenes beantragten Ausweg wählen, den Harpalos vorläufig in Gewahrsam zu nehmen und seine gestohlenen Gelder auf der Akropolis für Alexander zu deponieren. Als Harpalos aber nach einiger Zeit aus Athen entwichen war, mußte dem überraschten Volk mitgeteilt

werden, daß nur die Hälfte der von ihm mitgebrachten Gelder, die sich nach seiner Angabe auf 700 Talente belaufen hatten, auf der Burg deponiert worden war. Wo war die andere Hälfte geblieben? Es ist bezeichnend für den damaligen moralischen Tiefstand des politischen Lebens Athens, daß man wie selbstverständlich annahm, daß die fehlende Summe von Harpalos zur Bestechung der führenden Persönlichkeiten der Stadt verwendet sei. Und so begann denn der berühmte „harpalische Prozeß“, der die ganze Fäulnis der damaligen attischen Demokratie in drastischer Weise vor Augen führt. Es ist hier nicht der Ort, genauer zu erzählen, wie die Untersuchung des Falles auf Antrag des Demosthenes dem Areopag übertragen wurde, und der Areopag dann nach vielfachen Verschleppungen endlich nach 6 Monaten (Anfang 323) einen Kollektivbericht über die Schuldigen mit Angabe der von ihnen empfangenen Bestechungsgelder veröffentlichte, und hierauf dann das Volksgericht diese vom Areopag für schuldig Befundenen mit hohen Geldstrafen belegte. Unter diesen Verurteilten, die ganz verschiedenen politischen Richtungen angehörten, befand sich auch Demosthenes, der, da er das Strafgeld von 50 Talenten nicht zahlen konnte, in Schulhaft genommen wurde, der er sich aber durch die Flucht nach Troizen bald entzog.

Dieser harpalische Prozeß, in dem es sich um Gelder handelte, die, wiewohl Alexanders Eigentum, in den Taschen politischer Führer Athens verschwunden waren, war nicht gerade dazu angetan, das Verhältnis Athens zum König, das durch das Verbanntendekret eine starke Spannung erfahren hatte, zu bessern, vielmehr wurde Athen Alexander gegenüber dadurch stark kompromittiert. Jene Spannung wuchs sich allmählich zu einer immer stärker werdenden Opposition gegen den König aus, da das Volk nicht gewillt war, dem königlichen Befehl betreffs der Herausgabe von Samos zu gehorchen. Da auch Alexander nicht an ein Nachgeben dachte, so schwirrten bald wilde Gerüchte über einen bevorstehenden kriegerischen Zusammenstoß umher. Daß solche Gedanken auch in der Umgebung Alexanders laut wurden, zeigt die Nachricht, daß bei einem großen Fest in Ekbatana (im Herbst 324) ein gewisser Gorgos von Iasos, einer von Alexanders Waffenwächtern, der uns auch urkundlich als Gönner der Samier bekannt ist, durch Herold verkünden ließ, daß er Alexander 10 000 Rüstungen und ebenso

viele Katapulte und alle sonstigen Kriegsgeschosse in genügender Zahl schenken werde, *wenn er Athen belagere*. Trotz dieser erhitzten Stimmung haben die Verhandlungen über die Apotheose Alexanders, die nebenher liefen, doch zur Annahme dieser Forderung geführt, da diese Frage, wie wir sahen, eben nicht als eine politische aufgefaßt wurde, und die Athener wie die übrigen Griechen sich durch die Anerkennung von Alexanders Göttlichkeit in keiner Weise an seine irdischen Befehle gebunden fühlten. Vielleicht glaubte man auch, durch dies Entgegenkommen ihn für jene große politische Frage milder zu stimmen.

Inzwischen war Alexander, anfangs Sommer 324, von Susa aufgebrochen, um *Ekbatana*, die prächtige medische Residenz der Achämeniden, aufzusuchen. Den größten Teil des Heeres hatte er durch Hephaestion an den Tigris führen lassen, während er selbst mit den Hypaspisten und einigen auserlesenen Truppenteilen die Gelegenheit benutzte, um mit Nearchs Flotte den Eulaios hinab in den persischen Meerbusen zu fahren, denn schon seit seiner Rückkehr nach Persepolis hatte ihn „die Sehnsucht“ ergriffen, wie vorher das Indische Meer, so jetzt den persischen Golf selbst zu befahren und die Mündung des Tigris und Euphrat kennenzulernen. Er ist dann, nachdem er die Sehnsucht befriedigt hatte, den Tigris hinauf gefahren, bis er sich mit Hephaestion vereinigte. Nachdem er bei der Weiterfahrt die Flußwehren beseitigt hatte, die die Perser zur Vereitelung von Angriffen von der Seeseite her angelegt hatten, kam er mit seinem Heere nach *Opis*. Hier, wo er auf seiner Fahrt Babylon und damit den Verbindungen nach dem Westen am nächsten gekommen war, wollte er seine Veteranen nach Hause entlassen. Dies sollte zu einer großen Katastrophe führen! Denn als Alexander der makedonischen Heeresversammlung seinen wohlgemeinten Beschluß kund tat, die makedonischen Veteranen, die durch Alter oder Verletzungen nicht mehr kampffähig waren, mit reichen Geschenken in die Heimat zu entlassen, da brach der Groll der Makedonen über die Stellungnahme ihres Königs zu Persern und persischer Art, im besonderen über die militärischen Reformen von Susa, die sie als eine Bevorzugung der Perser auf tiefste kränkten, mit elementarer Gewalt hervor. Mißtrauisch witterten sie hinter seinem Entschluß die Absicht, sich überhaupt von den Makedonen als kriegsuntüchtigen Leuten zu trennen, und so schrie

ihm die Versammlung in offener Meuterei entgegen, sie wollten *alle* nach Hause ziehen, und höhnisch fügten sie hinzu, er möge mit seinem „Vater“ zu Felde ziehen. Aus dieser Anspielung auf den Ammon soll man nicht folgern, daß Alexander von den Makedonen die Anerkennung seiner Ammonssohnschaft etwa verlangt hätte. Gerade weil sie diesem Gedanken der Gottessohnschaft völlig fern standen, verkannten sie seine wahre Bedeutung und sahen darin nur eine Herabsetzung ihres hochverehrten Königs Philipp. Jetzt, im Augenblick rasender Empörung, kam es ihnen nur darauf an, den König persönlich möglichst tief zu verletzen. Und das ist ihnen gelungen. Kaum hatte Alexander diese Worte gehört, mit denen sein heiligstes inneres Erlebnis öffentlich verspottet wurde, da sprang er mit seinen Offizieren von der Tribüne herab mitten unter die Meuterer und ließ durch seine Hypaspisten die Hauptschreier, die er selbst mit der Hand bezeichnete — 13 an der Zahl — ergreifen und sofort zur Hinrichtung abführen. Damit hatte er wieder die Führung in der Hand. Tiefes Schweigen legte sich auf die eben noch tumultuierende Versammlung, und niemand wagte ein Wort zu sagen. Unter lautloser Stille bestieg Alexander wieder die Tribüne. Es war eine stillschweigende Zurückweisung der verkehrten Anschauung von seinem Verhältnis zu seinem göttlichen Vater, die in jenem höhnischen Zuruf zum Ausdruck gekommen war, wenn er seine Rede mit einem Bekenntnis zu seinem *irdischen* Vater begann, den er tatsächlich nie verleugnet hatte. Mit zündenden Worten hielt er ihnen ihren Undank vor und erinnerte sie, wie viel sie „seinem Vater Philipp“ verdankten, der sie, die beim Beginn seiner Regierung meist noch armselige Hirten gewesen seien, die in Schafspelzen ihr Vieh auf den Bergen weideten, zu Herren der barbarischen Nachbarn und zum herrschenden Volk in Griechenland gemacht habe. Dann erinnerte er sie an alles, was er selbst für sie getan hatte, wie er sie zu Herren des Orients gemacht und alle Gefahren und Strapazen mit ihnen geteilt hatte. Aber er wolle sie nicht zurückhalten, sondern sie sollten nur alle nach Makedonien zurückkehren und dort erzählen, daß sie ihren König hier dem Schutz der besiegten Barbaren überlassen hätten. Mit dem Kommandowort „Zieht ab“ sprang er von der Tribüne herab und verschloß sich, niemandem sichtbar, im Königsschloß. Auch am nächsten Tage war er für niemand zu sprechen. Die Makedonen waren

ratlos. Sie hatten es ja gar nicht ernst gemeint, was sie ihm in der Leidenschaft zugerufen hatten, daß sie alle entlassen sein wollten, Aber Alexander hatte sie beim Wort genommen. Nun waren sie alle entlassen und fühlten sich auf die Straße gesetzt. Was sollten sie nun tun? Am dritten Tage ließ Alexander die vornehmen Perser zu sich kommen und verteilte unter Ausschaltung der Makedonen, die er ja entlassen hatte, die Kommandostellen unter sie und gab den nichtmakedonischen Formationen, im besonderen den „Epi-
gonen“, nach makedonischem Muster die stolzen Namen „Persisches Agema“, „Persische Pezhetären“ usw. Auch ernannte er mehrere der persischen Vornehmen zu seinen „Verwandten“, denen nach persischer Sitte allein das Recht zustand, den König mit einem Kuß zu begrüßen. Als die Makedonen von dieser wohlberechneten Kampfmaßregel hörten, war ihr letzter Widerstand gebrochen. Sie stürmten zum Königsschloß, warfen ihre Waffen vor das Tor und schrien und flehten um Verzeihung. Da trat Alexander hervor aus dem Tor, und als er seine alten Kampfgenossen reuig vor sich sah, war sein Zorn verraucht und Tränen stürzten ihm aus den Augen. Als er vor Bewegung keine Worte fand, und ein alter makedonischer Offizier vortrat und ihm ehrerbietig sagte, daß vor allem die Ernennung der Perser zu „Verwandten“ sie schmerze, da rief er aus: „Euch alle mache ich zu meinen Verwandten“, und der alte Makedone war der erste, der ihn küssen durfte.

So war die Versöhnung zwischen dem König und seinen Makedonen wiederhergestellt. Alexander hatte durch die dämonische Macht seiner Persönlichkeit einen vollen Sieg errungen. Er hatte die meuternden Truppen zum Gehorsam zurückgeführt, ja noch fester mit sich verbunden, ohne ihnen irgendeine Konzession zu machen. Aber es fehlte noch die Versöhnung zwischen Makedonen und Persern, die im Interesse seines Reiches zu Alexanders höchsten Wünschen gehörte. Um diesem Gedanken Ausdruck zu geben, veranstaltete er jetzt ein allgemeines großes Versöhnungsfest. Bei dem Festmahl saßen die Makedonen nächst dem König, an sie schlossen sich die Perser und einige angesehene Männer von anderen Volksstämmen an, im ganzen, wie es heißt, 9000 Personen. Das Fest begann mit den Weinspenden, die Alexander und seine Gäste den Göttern aus demselben Mischkessel spendeten, wobei hellenische Seher und persische Magier die heilige Handlung einleiteten. Alex-

ander aber sprach in dem Opfergebet den Wunsch aus, daß Makedonen und Persern neben allem anderen Guten *Eintracht und Gemeinschaft der Herrschaft* beschieden sei. Klarer konnte er seine politischen Ziele nicht enthüllen: einträchtig sollten die beiden Völker, Sieger und Besiegte, miteinander leben und gemeinsam miteinander herrschen. Darin sah er die festeste Stütze für die Zukunft seines asiatischen Reiches — denn nur auf dieses sind natürlich die Worte zu beziehen. Auch die verschiedenen Religionen der beiden Völker sollten kein Hindernis für ihre politische und kulturelle Verschmelzung sein; darum ließ er, wie zum Muster, hellenische Seher und persische Magier nebeneinander amtieren. Es ist dies ein ganz großer Augenblick im Leben Alexanders, in dem Gedanken, die ihn seit langem beschäftigt hatten, plötzlich in scharfgeschliffener Form ans Tageslicht traten. Wenn man aber neuerdings aus diesem „Gebet von Opis“ ein Bekenntnis zur *Brüderschaft der Menschheit* herausgelesen und von hier aus eine Verbindungslinie über die stoische Lehre zum Christentum gezogen hat, so werden Alexander Gedanken zugeschrieben, die ihm völlig fern gelegen haben. Gerade dies Gebet von Opis zeigt es aufs klarste, daß ihm nur die Verbrüderung von Makedonen und Persern als Ideal vorgeschwebt hat. *Von der Idee einer allgemeinen Weltverbrüderung findet sich bei ihm keine Spur.*

Nach den Festlichkeiten erfolgte die Rücksendung der (etwa 10 000) Veteranen, wie Alexander sie von vornherein geplant hatte. Daß damit gerade die altmakedonischen Elemente seines Heeres, die seinen neuen Gedanken am fernsten standen, sich minderten, war eine Wirkung, die dem König nicht unerwünscht gewesen sein wird. Er zahlte jedem Entlassenen nicht nur den Sold bis zur Ankunft in der Heimat, sondern noch 1 Talent dazu. Die Kinder, die asiatische Frauen ihnen geboren hatten, behielt er zurück, um nicht Unfrieden in den Familien zu Hause entstehen zu lassen, und versprach, sie nach makedonischer Sitte zu erziehen und für das Kriegswesen auszubilden und sie später als junge Männer ihren Vätern nach Makedonien selbst zuzuführen. Die Rückführung der Veteranen übertrug er dem Krateros, der ihm nächst Hephaistion am nächsten stand und bei den Makedonen ganz besonders beliebt war. Dieser erhielt zugleich den Auftrag, den Antipater als Reichsverweser in Europa zu ersetzen, während Antipater mit frischen

Truppen zum Hoflager stoßen sollte. Zum Teil war dieser Wechsel wohl beabsichtigt, weil das Verhältnis zwischen Antipater und der herrschsüchtigen Olympias immer mehr zu Reibereien und zu beiderseitigen Klagen geführt hatte, die für Alexander als Sohn sehr peinlich waren. Dazu kam, daß die Politik Antipaters gegenüber Hellas wegen ihrer oligarchischen Färbung mit Alexanders Anschauungen nicht harmonierte. Darum erhielt der neue Reichsverweser Krateros unter anderem die Instruktion, für „die Freiheit der Hellenen“ zu sorgen, wobei wohl an den Freiheitsparagraphen des Bundesvertrages zu denken ist. So trat Alexander, während sein Verbanntendekret drüben viel Staub aufwirbelte, als Hegemon für die Wahrung des Bundesvertrages ein.

Von Opis aus ist Alexander dann mit seinem Heer über das Zagrosgebirge nach *Ekbatana* gezogen. Über Regierungshandlungen berichten uns die Quellen für diesen mehrere Monate währenden Aufenthalt in der medischen Residenz nichts. Vergleicht man damit, mit welcher fieberhaften Aktivität Alexander sogleich nach seiner Ankunft in Babylon im Frühling 323 auftrat, so erscheinen einem diese Monate von Ekbatana wie die Ruhe vor dem Sturm. Sicherlich war sein Aktionsprogramm fertig ausgearbeitet, als er in Babylon erschien. Wir werden daher annehmen dürfen, daß spätestens hier in Ekbatana seine weiteren Pläne feste Gestalt gewonnen haben und, wie er das immer vor neuen Unternehmungen getan hat, sorgfältig ausgearbeitet worden sind, falls er nicht schon in dem gleichfalls langen und ruhigen Aufenthalt in Susa damit begonnen hatte. Was waren das für Pläne?

Mit der Rückkehr nach Susa konnte Alexander die Eroberung Asiens im wesentlichen als abgeschlossen betrachten, wenn auch einzelne Gebiete im nördlichen Kleinasien noch nicht unterworfen waren. Schon sein indischer Feldzug hat uns gezeigt, daß er sich mit der Besetzung des Achämenidenreiches nicht begnügen wollte, sondern, getrieben nicht nur von Eroberungslust, sondern auch von wissenschaftlicher Entdeckerfreude, über seine Grenzen hinausdrängte, womöglich bis an die Grenzen der Ökumene. Hatte er auch am Hyphasis haltmachen müssen und sein Ziel, bis zum Ozean vorzustößen, hier nicht erreichen können, so hatte ihn die Indusfahrt in den Indischen Ozean geführt, und von hier aus hatte er durch Nearch die Verbindung zwischen dem Indusdelta und den

Mündungen des Euphrat und Tigris herstellen lassen, womit der Südrand Asiens festgestellt war. Dies Ergebnis sollte nun zunächst durch Besiedlung dieser Küsten, im besonderen des persischen Golfs, für den Handel seines Reiches nutzbar gemacht werden, ein Gedanke, der dem König, wie die dem Nearch gegebenen Instruktionen zeigten, von vornherein vorgeschwebt hatte.

Aber neue Probleme waren inzwischen in dem rastlosen Denken Alexanders aufgetaucht. Die gegenüberliegende Küste Arabiens war noch unerforscht, die Gestalt des Landes unbekannt. Sollte nicht um Arabien herum ein Seeweg nach Ägypten zu finden sein, so daß eine Seeverbindung zwischen Babylon und Alexandrien hergestellt werden könnte? Welche Perspektiven eröffneten sich damit für den Zusammenschluß und den Handel des Reiches! Welche Förderung der geographischen Anschauungen vom Ozean und von der Ökumene war hiervon zu erwarten! Tatsache ist, daß Alexander sogleich nach der Rückkehr nach Babylon eine See-Expedition zur Umschiffung Arabiens angeordnet hat, womit wiederum die Grenzen des Achämenidenreiches überschritten werden sollten.

Wie stark ihn das Ozeanproblem damals fesselte, zeigt auch der Umstand, daß das alte Problem des Kaspischen Meeres, das ihn wohl schon bei seinem Aufenthalt am Südufer (330) beschäftigt hatte, jetzt ihn leidenschaftlich packte. „Es ergriff ihn die Sehnsucht“, wie es wieder heißt. Er hat einen gewissen Herakleides dorthin entsendet mit dem Befehl, dort Schiffe zu bauen und durch Befahrung des Meeres festzustellen, ob dies Meer wirklich ein Binnenmeer war, wie er es von Aristoteles gelernt hatte, und nicht vielmehr ein Busen des Ozeans, wie schon die alten Ionier angenommen hatten, und ihm nach Entdeckung des Indischen Ozeans als ein Problem erschien. Zugleich werden handelspolitische Überlegungen bei dieser Entsendung mitgewirkt haben. Durch seinen Tod ist dies Unternehmen ebenso wie die arabische Expedition nicht zur Ausführung gekommen.

Dies sind die Expeditionen, die Alexander in den wenigen Monaten, die ihm noch zu leben vergönnt waren, tatsächlich in die Wege geleitet hat. Aber kaum war er gestorben, da fanden sich im königlichen Geheimarchiv Aufzeichnungen, aus denen hervorging, daß diese arabische Expedition nur als Auftakt zu noch viel gewaltigeren Plänen gedacht war. Diese amtlichen Aufzeich-

nungen (Hypomnemata) enthielten wahrscheinlich Ausarbeitungen und Berechnungen betreffs der technischen Durchführung seiner letzten Pläne und der dazu nötigen militärischen und finanziellen Mittel. Wir besitzen daraus nur eine kurze Inhaltsangabe, die dahin lautet, es sollten in Phönikien, Syrien, Kilikien und Cypern 1000 Kriegsschiffe von größerem Typ als die Trieren gebaut werden zu einem Feldzug gegen die Karthager und die andern Küstenvölker, die in Afrika, Spanien und den sich bis nach Sizilien hieran anschließenden Küstengebieten wohnten. Erwähnt wird auch, daß entlang der afrikanischen Küste bis zu den Säulen des Herakles eine Straße angelegt werden solle, und daß entsprechend den Anforderungen eines so großen Flottenunternehmens Häfen und Schiffswerfte an geeigneten Stellen angelegt werden sollten.

Diese Angaben der Hypomnemata bedeuten nichts Geringeres, als daß Alexander, nachdem er der Herr Asiens geworden war, tatsächlich an eine Eroberung der gesamten Ökumene gedacht hat. Er ist wohl der einzige in der Geschichte, der diesen gigantischen Plan gefaßt hat, „Weltherrscher“ im wahren Sinne des Wortes zu werden. Da sich sein Reich nach Westen hin schon jetzt im Norden bis an das Adriatische Meer, im Süden bis zu der durch Freundschaft verbundenen Cyrenaica erstreckte, handelte es sich bei diesen letzten Plänen um die Gewinnung der Küsten des westlichen Mittelmeeres. Der erste Hauptstoß sollte offenbar gegen Karthago geführt werden, das damals die bedeutendste See- und Handelsmacht im Westen war. Ob ihm die Durchführung dieser Pläne gelungen wäre, ist eine Frage, deren Beantwortung über die Kompetenz des Historikers hinausgeht. Die *Möglichkeit* wird man bei Alexander, der so viel unmöglich Scheinendes durchgesetzt hat, kaum leugnen können. Eine andere Frage ist, ob es ihm gelungen wäre, aus dieser Ökumene ein Reich zu gestalten, das irgendwie Aussicht auf Dauer gehabt hätte. Diese Frage ist mit großer Wahrscheinlichkeit zu verneinen. Nur durch seine singuläre Persönlichkeit geschaffen, hätte dies Reich mit seinem Tode die Lebenskraft verloren. Daß später das römische Weltreich sich durch Jahrhunderte hin kraftvoll gehalten hat, spricht nicht dagegen, denn hier war durch mehrere Generationen nach und nach Stein auf Stein gefügt, bis der Riesenbau fest verklammert dastand, getragen von dem eisernen Machtwillen eines starken Volkes. Alexander da-

gegen hätte höchstens eine ephemere Episode schaffen können, da er für solche Gedanken weder die Makedonen noch die Griechen hinter sich hatte, sondern völlig allein stand.

Daß Alexander diese Pläne nicht ins Blaue hinein gefaßt hat, sondern sich vorher nach Möglichkeit über die Machtverhältnisse der einzelnen Staaten des Westens und ihr politisches Verhältnis zueinander zu orientieren bemüht haben wird, würden wir nach Analogie der sorgsamsten Vorbereitung seiner sonstigen Unternehmungen schon a priori annehmen dürfen. Zufällig ist uns die Notiz erhalten, daß er, schon als er im fernen Osten weilte, sich die „Sizilische Geschichte“ des sachkundigen Philistos, des Staatsmannes des Dionys I., hat schicken lassen, durch die er gewiß einen tiefen Einblick in die Kämpfe der Westgriechen mit den Karthagern und den italischen Nachbarn gewinnen konnte. Auch war er persönlich für die westgriechischen Probleme dadurch interessiert und zum Teil auch über sie orientiert, daß sein Schwager Alexander, der Molosser, zu der Zeit, wo er selbst nach Asien hinüberging, im Dienst der Tarentiner den Kampf gegen die unteritalischen Lukaner und Bruttier aufgenommen und hierbei seinen Tod gefunden hatte. Gewiß lag Alexander jetzt nichts ferner, als eine panhellenische Politik wie in seinen ersten Jahren, aber daß es ihm bei der Eroberung des Westens auch darauf angekommen wäre, das Westgriechentum zu retten und auch im westlichen Mittelmeergebiet die griechische Kultur zur Herrschaft zu bringen, ist mehr als wahrscheinlich. Daß er tatsächlich bereits begonnen hatte, die notwendigen militärischen Vorbereitungen für diesen Westzug durchzudenken und ausarbeiten zu lassen, zeigt schon der dürftige Auszug aus den Hypomnemata mit seinen Angaben über den Flottenbau und die Etappenstraße.

Man hat neuerdings gelegentlich diese Angaben aus den Hypomnemata als spätere Legende verworfen. Aber sie gehen auf eine Quelle allerersten Ranges zurück (Hieronymus von Kardis), und wir haben kein Recht, sie aus der Geschichte Alexanders zu streichen. Psychologisch sind diese Weltherrschaftspläne bei Alexander durchaus verständlich. In zehn Jahren hatte er ganz Asien bis nach Indien unterworfen, kein Volk, keine Festung hatte ihm widerstehen können. Jetzt war er ein junger Mann von 32 Jahren und konnte nach menschlichem Ermessen noch auf ein langes

Leben rechnen. Entsprechend das seiner ewig vorwärtsstürmenden Kampfeslust und seiner bisherigen Sehnsucht nach den Grenzen der Ökumene, jetzt das Schwert beiseite zu legen und sein Leben lang sich nur dem friedlichen Ausbau des bisher Gewonnenen zu widmen? Das wäre ein neuer Alexander, der mit dem historischen wenig gemein hätte. Wir haben kein Recht, diese gut überlieferte und innerlich glaubwürdige Nachricht aus den Hypomnemata zu verwerfen, und würden ohne diese letzten Welteroberungspläne ein unvollständiges und unrichtiges Bild von Alexander zeichnen.

Wir dürfen annehmen, daß Alexander diese letzten Pläne zunächst geheim gehalten und nur im vertrauten Kreise hat beraten und ausarbeiten lassen. Es werden nur wenige gewesen sein, die ihm auf diese schwindelnden Bahnen zu folgen bereit waren. Der einzige in seiner Umgebung, der ihn völlig verstand, war sein alter Jugendfreund Hephaistion. Um so furchtbarer war der Verlust, als er ihm jetzt in Ekbatana während eines rauschenden Dionysfestes durch ein tödliches Fieber entrissen wurde. In leidenschaftlichem Schmerz gab sich Alexander der Trauer hin. Drei Tage lag er an der Leiche des Freundes, ohne Speise und Trank zu sich zu nehmen. Achilleus trauerte um seinen Patroklos! Über die Formen seiner Schmerzensäußerungen liefen später viele Erzählungen um. Was wahr daran ist, ist schwer zu entscheiden. Fest steht, daß er den toten Freund gleich sich selbst in die göttliche Sphäre erhoben sehen wollte. Er schickte daher Boten zu seinem Vater Ammon in die Oase, um ihn zu fragen, ob er ihm als Heros oder gar als Gott opfern dürfe. Die Leiche ließ er durch Perdikkas nach Babylon bringen, wo ihm ein Grabdenkmal von unerhörter Pracht und Kostbarkeit errichtet werden sollte. Um den Namen des Toten in der Armee zu verewigen, behielt die Hipparchie der Hetären, die er als Chiliarch kommandiert hatte, ihren Namen „Hephaistions Chiliarchie“. Dagegen das Amt des Großveziers, das Hephaistion mit dem Chiliarchentitel verwaltet hatte, wurde überhaupt nicht wieder besetzt. Der Platz nach dem König blieb leer.

Endlich riß sich Alexander los von der Trauer und begann den Rückmarsch nach Babylon. Unterwegs zog er gegen die Kossäer zu Felde, ein kriegerisches Räubervolk im Zagrosgebirge, das, gestützt auf seine Schlupfwinkel im hohen Gebirge, sich die Unabhängig-

keit von den Großkönigen bewahrt hatte. Da Alexander sie jetzt im Winter angriff, konnten sie sich nicht auf ihre schneebedeckten Bergeshöhen zurückziehen, sondern mußten sich ihm in den Bergtälern stellen. In 40 Tagen war ihre Unterwerfung vollendet.

Als Alexander hierauf den Marsch nach Babylon fortsetzte, begegneten ihm unterwegs Gesandtschaften der verschiedensten Völker der Erde, die dem neuen Herrn des Ostens huldigen sollten. Aus Afrika kamen Libyer und vielleicht Äthiopen, vor allem aber Karthager. Aus Italien kamen Lukaner und Bruttier, Etrusker und Römer, aus dem fernen Westen vielleicht auch Iberer und Kelten. Die Entsendung dieser Gesandtschaften war ein Widerhall der Kunde, daß Alexander siegreich aus Indien zurückgekehrt war. Durch das farbenreiche Bild dieser Gesandten erhalten wir eine Vorstellung von dem tiefen Eindruck, der die Errichtung des gewaltigen Alexanderreiches auf die Völker des Westens gemacht hatte, und von der Majestät, mit der die Persönlichkeit Alexanders in den Augen der ganzen Welt umflossen war. Wenn diese Völker auch von jenen letzten Welteroberungsplänen Alexanders sicher noch nichts wußten, so lag doch zum mindesten für die Karthager, die schon durch die Eroberung ihrer Mutterstadt Tyros und die Gründung des ägyptischen Alexandrien eine starke Einbuße an Prestige erlitten hatten, die Befürchtung nicht fern, daß Alexander, der durch die Freundschaft mit Kyrene schon in ihre Flanke gerückt war, eines Tages ihr Land bedrohen oder doch handelspolitisch schädigen würde. Jedenfalls war durch die Vereinigung des gesamten Ostens in der Hand des Unbesiegten ein neuer Machtfaktor geschaffen, der die Politiker im Westen, je undurchsichtiger vorläufig Alexanders weitere Pläne waren, um so mehr auf ihrer Hut sein und gute Beziehungen zu der neuen Macht suchen lassen mußte. Abgesehen von dieser allgemeinen Situation lassen sich für die genannten italischen Stämme noch besondere Anlässe zur Entsendung der Gesandtschaften vermuten, für die Lukaner und Bruttier wegen ihrer Kämpfe mit Alexanders Schwager Alexander dem Molosser und für die Etrusker wegen ihrer Seeräube- reien, die auch Mitglieder des Korinthischen Bundes gefährdet hatten. Von den Römern ist es freilich an sich nicht leicht, zu glauben, daß sie damals, mitten im Samniterkrieg, eine Gesandtschaft nach Babylon geschickt haben sollen. Und doch wird man diese

Nachricht nicht, wie der römische Konsular Arrian, verwerfen, wenn man von anderer Seite hört, daß Alexander wegen der Beteiligung der Antiaten an den etruskischen Seeräubereien den Römern schon einmal einen strengen Verweis hatte zuteil werden lassen. So bestanden also schon diplomatische Beziehungen zwischen Alexander und Rom. Bedenkt man, daß Alexander, als er alle diese Gesandten empfing, innerlich schon einen Eroberungskrieg gegen den Westen plante, so kann man sich vorstellen, mit welchem lebhaftem Interesse er sich diese Leute angesehen und sich mit ihnen unterhalten haben wird, um womöglich genauere Auskünfte über den Westen zu erhalten.

Als er den Tigris überschritt, um sich Babylon zu nähern, begegnete ihm Abgesandte der „Chaldäer“ und warnten ihn, zur Zeit in Babylon einzuziehen, da nach einem von Marduk gegebenen Orakel dies nicht zum Heil für ihn sein werde. Alexander hatte Veranlassung, einen listigen Priesterbetrug dahinter zu wittern, denn er hatte erfahren, daß sie seinen 331 gegebenen Befehl, den von Xerxes zerstörten Marduktempel wieder aufzubauen, nur sehr lässig befolgt und bald ignoriert hatten, weil sie persönlich durch die Vollendung der Arbeit der reichen Tempelinnahmen verlustig gehen würden, die jetzt in ihre Tasche flossen. Er lehnte daher ihre Warnung ab. Als sie ihn aber baten, er möge dann wenigstens von Westen und nicht von Osten in die Stadt einziehen, wollte er ihnen hierin entgegenkommen, sah aber bald, daß die Sümpfe im Westen dies unmöglich machten, und so ist er trotz der Warnung der Priester von Osten in die Stadt eingezogen. Natürlich sah man später in seinem baldigen Tod die Erfüllung des Orakels.

Mit Feuereifer warf sich Alexander nun zunächst auf die Vorbereitungen der arabischen Expedition. Er beabsichtigte nicht etwa eine Eroberung des arabischen Kontinents, sondern höchstens einzelne Plätze an den Küsten oder auf vorgelagerten Inseln, die gute Häfen böten oder sonst zu Stationen geeignet wären, sollten besetzt werden, um der künftigen Handelsschiffahrt als Stützpunkt zu dienen. Die Hauptsache war vielmehr, durch Umschiffung Arabiens den Weg in das Rote Meer und hinauf bis nach Heroonpolis (etwa Sues entsprechend) zu finden, *um die Seeverbindung zwischen Babylon und Alexandrien herzustellen.* Für diese Expedition mußte eine entsprechende Flotte bei Babylon zusammengezogen werden.

Zu der Ozeanflotte des Nearch, die bis nach Babylon den Euphrat hinaufgefahren war und den König hier erwartete, sollten weitere Schiffe hinzukommen, die aus den Cypressen Babyloniens gebaut wurden. Außerdem wurde angeordnet, daß auf den bewährten Schiffswerften der phönikischen Städte mehrere Kriegsschiffe gebaut würden, die, in ihre Teile zerlegt, über Land nach Thapsakos transportiert, dort wieder zusammengesetzt und den Euphrat abwärts nach Babylon gefahren werden sollten.

Zugleich ließ Alexander bei Babylon mit dem Ausgraben eines gewaltigen Hafens beginnen, so groß, daß er 1000 Kriegsschiffe mit ihren Schiffshäusern, wie Arrian sagt, fassen konnte. Das ist nur eine Größenangabe, aus der nicht zu folgern ist, daß Alexander damals oder später hier 1000 Kriegsschiffe versammeln wollte. Vielmehr sollte dieser Riesenhafen nicht nur für die (viel kleinere) asiatische Kriegsflotte, sondern vor allem für die Handelsschiffe als Station bestimmt sein, denn Alexander lag für die Zukunft besonders an einer starken Entwicklung der Handelsschiffahrt zwischen Indien, dem Persischen Golf und Ägypten. Babylon aber sollte der Hauptumschlagplatz für diesen östlichen Handel werden. Überhaupt ist Babylon, entsprechend seiner uralten Tradition, von Alexander wieder zum Mittelpunkt der asiatischen Welt gemacht worden. Aber irrig ist die herrschende Ansicht, daß er Babylon zur dauernden Residenz seines Gesamtreiches gemacht habe. *Das gilt nur für sein asiatisches Reich.* Wenn sich seine westlichen Pläne verwirklichten, so konnte er sein Weltreich nicht von Babylon aus regieren. Hierzu war Alexandrien in Ägypten seiner Lage nach vorzüglich geeignet, zum mindesten als Residenz für den westlichen Teil seines Weltreiches.

Vor allem mußten, ehe die Fahrt mit der Flotte begann, die Küsten Arabiens nach Möglichkeit erkundet werden. Hierzu hatte Alexander zunächst den Archias von Pella mit einem Dreißigruderer entsendet, der sich schon bei Nearchs Fahrt in hoher Stellung bewährt hatte. Dieser wagte aber nicht, über die Bahreininsel Tylos im Persischen Golf hinauszufahren. Nachdem er dem König hierüber berichtet hatte, wurde Androsthene von Thasos zu demselben Zweck mit einem Dreißigruderer ausgesandt. Auch dieser scheint nicht über Tylos hinausgekommen zu sein, hat aber sehr wertvolle Beobachtungen über die Pflanzenwelt der Insel heim-

gebracht. Da man aus seinen Schilderungen berechnet hat, daß er zur Winterszeit (etwa Dezember—Januar) die Insel gesehen haben muß, ergibt sich, daß diese Rekognoszierungsfahrten schon von Ekbatana aus angeordnet worden sind (324/23). Als dritter wurde dann Hieron von Soloi entsendet, der nun aber den direkten Befehl erhielt, um Arabien herum nach Heroonpolis (Sues) zu fahren. Dieser Hieron ist wenigstens bis zum Vorgebirge Maketa gekommen, das Nearch von Hormuz aus gesehen hatte. Als er aber sah, wie jenseits des Vorgebirges die Küste sich endlos weiter hinzog, kehrte er um und meldete Alexander, Arabien sei erstaunlich groß, es sei nicht viel kleiner als Indien. Ebenso ergebnislos war die Expedition des Anaxikrates, dem Alexander gleichzeitig den Befehl gegeben hatte, in umgekehrter Richtung von Heroonpolis aus um Arabien herum in den Persischen Golf zu fahren. Dieser ist durch die Straße von Bab el-Mandeb hindurchgefahren, ist dann aber wegen Wassermangels umgekehrt. Alle diese Nachrichten zeigen, daß Alexander und seine Zeitgenossen keine Vorstellung von der Gestalt und Größe Arabiens hatten, sie zeigen aber auch wieder, wie beharrlich Alexander sich bemüht hat, Erkundigungen einzuziehen. Trotz dieser Mißerfolge seiner Kundschafter betrieb er nun in Babylon mit Leidenschaft die Vorbereitungen für seine große See-Expedition. Die Flotte ließ er auf dem Euphrat eifrig manövrieren und setzte für die Wettkämpfe der Ruderer und Steuerleute Kränze als Siegespreise aus. Daß er diesmal selbst die Flotte begleiten wollte, zeigt nicht nur sein persönliches Interesse an dieser Entdeckungsfahrt, sondern läßt vielleicht auch darauf schließen, daß er auf diesem Wege wieder am Mittelmeer, in Alexandrien erscheinen wollte, um dann von hieraus seine großen westwärts gerichteten Pläne vorzubereiten.

Inzwischen tat er auch Schritte, um seinen Plan der Besiedlung der Nordküste des Persischen Golfs in die Wege zu leiten. Nach den Berichten des Nearch hatte er die Überzeugung gewonnen, daß durch planmäßige Besiedlung der Küste wie der vorgelagerten Inseln hier ein „zweites Phönikien“ geschaffen werden könne. So sandte er jetzt den Mikkalos von Klazomenae mit 500 Talenten nach Phönikien und Syrien, damit er dort unter der seeerfahrenen Bevölkerung passende Leute anwerbe und auch Sklaven kaufe, die dort angesiedelt werden sollten.

Im Interesse der Hebung dieses Osthandels hat Alexander am Golf, zwischen den Mündungen des Eulaios und des Tigris, ein „Alexandria-Charax“ gegründet (vielleicht schon 324, als er diese Gegend besuchte), eine Stadt, die durch ihre Lage geeignet war, der Hauptausfuhrhafen für Babylon zu werden. Zur Hebung der Schifffahrt hatte er schon 324 die persischen Flußwehren im Tigris beseitigt. Vor allem war er bedacht, den Wohlstand ganz Babyloniens durch verbesserte Regulierung des Kanalnetzes zu heben. Das war ja von jeher — seit Hammurapis Zeiten — die von der Natur den Herrschern Babylons vorgezeichnete Hauptaufgabe gewesen — die auch heute wieder die moderne Technik beschäftigt —, die jährlichen Überschwemmungen des Euphrat und Tigris durch Kanäle und Deiche so zu regulieren, daß sie dem Lande zum Segen und nicht zum Unsegen werden. Alexander hat sich mit vollem Verständnis für diese Aufgabe ihr persönlich gewidmet, hat von Babylon aus eine Kontrollfahrt durch das Kanalgebiet unternommen und hat im besonderen die Deicharbeiten am Pallakottas-Kanal, der ein großes Stück Wüste der Kultur zu gewinnen bestimmt war, inspiziert und durch neue Anordnungen gefördert. Er fuhr dann auf diesem Kanal in die an die arabische Wüste grenzenden Seen und legte hier, wohl auch zum Schutz gegen die arabischen Beduinen, eine Stadt Alexandrien an, in der er griechische Söldner, Freiwillige und Veteranen ansiedelte.

Als er von dieser Fahrt nach Babylon zurückkehrte, fand er Peukestas, den Satrapen der Persis, vor, der 20 000 militärisch ausgebildete Perser, dazu Kossäer, Tapurer und andere kriegstüchtige Truppen aus den Nachbarvölkern dorthin geführt hatte. Auch aus Karien und Lydien kamen neue Truppen, sowie auch ein Reiternachschub aus Makedonien. Die Ankunft dieser neuen Streitkräfte, im besonderen der 20 000 Perser, veranlaßte Alexander zu einer nochmaligen Neuorganisation seines Heeres. Es war die letzte, die er durchgeführt oder wenigstens begonnen hat. Statt des gleichberechtigten Nebeneinander der makedonischen und persischen Heeresteile, wie es in Opis mehr in der Leidenschaft des Streites als nach ruhiger Überlegung eingeführt war, sollte nun eine wirkliche *Verschmelzung* der beiden Völker in den militärischen Einheiten geschaffen werden, wie es seinen politischen Intentionen am meisten entsprach. Das bedeutete ein vollständiges Aufgeben der

alten makedonischen Phalanx. Denn jede ihrer kleinsten Einheiten, der Dekaden, sollte aus 4 Makedonen, die nach makedonischer Art gerüstet waren, und 12 Persern bestehen, die teils mit Bogen, teils mit Wurfspießen bewaffnet waren, wobei aber das Kommando auf makedonischer Seite war. Abgesehen von der engen Verbindung der beiden Völker war hier zum erstenmal eine organische Verbindung der verschiedensten Waffen innerhalb derselben Formation versucht. Bei der Beurteilung dieses eigenartigen Experimentes darf nicht übersehen werden, wie üblich ist, daß es doch sicherlich *nur für das asiatische Reich* bestimmt war, wie es sich ja auch nur aus der asiatischen Politik Alexanders erklärt. In Makedonien sollte die alte Phalanx natürlich bestehen bleiben. Der baldige Tod Alexanders hat die volle Durchführung dieser Neuerung verhindert. Dies makedonisch-persische Heer ist niemals in Aktion getreten, denn nach Alexanders Tode wurde wie die ganze Verschmelzungspolitik, so auch dieses ihr militärisches Produkt, aufgegeben. Jedenfalls können wir sicher sein, daß, wenn sich dies neue Heer in der Praxis nicht bewährt hätte, Alexander nicht gezaudert haben würde, es durch eine andere Organisation zu ersetzen, wie er ja auch die persischen Satrapen abgeschafft hat, als sie sich nicht bewährten.

In diesem Frühling kamen viele Gesandtschaften aus Griechenland nach Babylon, die mit den verschiedensten Anliegen dorthin entsandt waren. Viele von ihnen nahten dem König mit goldenen Kränzen, selbst bekränzt „wie Theoren, die zur Ehrung eines Gottes kommen“, und bezeugten damit, daß ihre Vaterstadt seine Apotheose eingeführt habe (S. 200). Diejenigen Gesandten, die Gegenstellungen gegen das Verbanntendekret zu erheben hatten, mußten unverrichteter Sache heimkehren, denn an ein Nachgeben dachte Alexander nicht.

Etwa im Mai kamen seine Abgesandten aus der Oase Siwa zurück und meldeten, daß Ammon erklärt habe, daß Hephaistion als Heros verehrt werden solle. Wenn auch sein Gedanke an einen eventuellen göttlichen Kult damit abgelehnt wurde, war Alexander doch hocherfreut, daß die Heroisierung durch das Orakel sanktioniert war, und gab nunmehr den Befehl, den Hephaistion als Heros zu verehren. Im besonderen ließ er dem Kleomenes von Naukratis den Befehl zugehen, dem Hephaistion in Alexandrien zwei Heroentempel von gewaltiger Größe und außerordentlicher Pracht zu erbauen,

einen in der Stadt selbst, den andern auf der Insel Pharos. Dies lag ihm so sehr am Herzen, daß er, wie erzählt wird, dem Kleomenes einen Generalpardon für alle früheren und künftigen amtlichen Verfehlungen verhiess, wenn er diesen Befehl gut ausführe. Aber der gleich danach erfolgende Tod des Königs hat die Ausführung inhibiert, denn der neue Satrap Ptolemaios, dem jener Kleomenes unterstellt wurde, hat nicht daran gedacht, diese Heroa zu errichten. Daß Alexander gerade im ägyptischen Alexandrien diese Heroa erbaut haben wollte, deutet wieder darauf hin, daß nach seinen damaligen Plänen diese Stadt eine ganz besondere Rolle in seinem Weltreich spielen sollte.

Nachdem die Botschaft von Ammon in Babylon eingetroffen war, fand daselbst die Bestattung des Hephaistion statt. Damit nahm die von Alexander verkündete allgemeine Landestruer ihr Ende. Jetzt war Hephaistion nicht mehr der Tote, sondern der Heros, und so brachte Alexander als erster ihm ein Heroenopfer dar.

Ein sehr schwieriges Problem ist noch jener Prachtbau, den Alexander nach Hephaistions Tode zu seinen Ehren in Babylon angeordnet hatte. Die Beschreibung, die uns Diodor von ihm gibt, klingt ganz phantastisch, und doch dürfte sie auf den echten Bauplan zurückgehen. Dieser Bau, der dem Architekten Deinokrates übertragen war, der auch den Plan des ägyptischen Alexandrien entworfen hatte, sollte sich auf einer Grundfläche von 1 Stadion im Quadrat in fünf bis zur Spitze immer kleiner werdenden Stockwerken bis zu einer Höhe von über 130 Ellen erheben. Mit unerhörter Pracht sollten die Außenwände dieser Stockwerke geschmückt werden. An dem untersten sollten außen 240 vergoldete Schiffsvorderteile von Penteren (dem größten Typ) angebracht werden, auf deren Sturmbalken kniende Bogenschützen und andere Figuren von 4 bzw. 5 Ellen Höhe stehen sollten. Am zweiten Stockwerk sollten riesige Fackeln (15 Ellen hoch) befestigt werden, die mit goldenen Kränzen und mit auffliegenden Adlern, zu denen Schlangen von unten hinaufsahen, geschmückt werden sollten. Rings um das dritte Stockwerk sollte eine Jagddarstellung laufen, um das vierte eine vergoldete Kentaurenschlacht, um das fünfte abwechselnd Löwen und Stiere. Darüber sollten makedonische und „barbarische“ Waffen den Abschluß bilden — gewiß nicht, um Sieg und Niederlage anzudeuten, wie Diodor meint, sondern gerade um die Verschmelzung

des makedonisch-persischen Heeres zu symbolisieren, die Alexander damals durchzuführen suchte, denn die „barbarischen“ Waffen werden persische gewesen sein. Auf der Spitze des Ganzen aber sollten mächtige, innen völlig hohle Sirenen stehen zur Aufnahme der Sänger, die von innen heraus ungesehen ihre Lieder singen sollten. Die Unkosten zu diesem märchenhaften Wunderbau sollen auf 10 000 oder 12 000 Talente berechnet sein. Es ist von nicht geringem Interesse zu sehen, wie in diesem letzten künstlerischen Entwurf der Alexanderzeit griechische und orientalische Kunstgedanken sich gemischt haben, denn daß die babylonischen Tempeltürme, wenn sie auch nicht Stufenbauten, wie dieser, sondern Rampenbauten waren, auf die Gestaltung dieses Baues Einfluß gehabt haben, dürfte wohl nicht zweifelhaft sein.

Da dieser Bau von den meisten Quellen, auch Arrian, als „Scheiterhaufen“ (pyra) bezeichnet wird, wird meist angenommen, daß er damals zusammen mit der Leiche des Hephaestion verbrannt worden sei. Das kann aber nicht richtig sein, und das sagt auch keine der Quellen, auch nicht Diodor, dem wir die obige Beschreibung verdanken. In Wirklichkeit war der Bau, wie wir aus den oben erwähnten Hypomnemata erfahren, beim Tode Alexanders noch unvollendet. Wie wäre es denn auch denkbar, daß dieser Riesenbau mit seiner Fülle verschiedenster Kunstwerke in den wenigen Monaten zwischen Hephaestions und Alexanders Tod hergestellt wäre? Er ist aber auch später nie vollendet worden, denn auf Beschluß der Heeresversammlung ist er nach Alexanders Tode für alle Zeiten sistiert worden. So werden vielmehr diejenigen Quellen recht haben (Justin, Plutarch), die diesen Bau nicht als Scheiterhaufen, sondern als *Grabmal* bezeichnen (tumulus, tymbos). Alexanders Gedanke wird also der gewesen sein, daß er hiermit seinem Lieblingsfreunde ein pompöses *Heroon* stiften wollte, das an Größe und Kostbarkeit würdig neben jenen Kolossalbauten Babylons stehen könnte und im Herzen Asiens für alle Zeiten den Ruhm des Hephaestion künden sollte, wie jene Heroa in Alexandrien für die westliche Welt. Es ist verlockend, in dem äußeren Schmuck besondere Beziehungen auf Hephaestions Verhältnis zu Alexander zu suchen. Bei der Jagddarstellung liegt die Deutung auf den Jagdgenossen des Königs auf der Hand. Die Schiffsschnäbel aber und die makedonisch-persischen Waffen könnten darauf hinweisen, daß Hephaestion sowohl für

die maritimen Pläne Alexanders wie für seine Verschmelzungspolitik sein treuer Helfer gewesen war. Gerade diese Gedanken beschäftigten ja Alexander damals aufs tiefste.

An den Abschluß der Trauerzeit und die Feier für den neuen Heros schlossen sich unmittelbar die letzten Vorbereitungen für den Aufbruch zur arabischen Expedition an, der in wenigen Tagen erfolgen sollte. Inzwischen brachte Alexander die gebräuchlichen Opfer für einen guten Ausgang und auch andere Opfer auf Weisung der Seher dar und feierte darauf mit seinen Freunden ein Fest, das die ganze Nacht hindurch währte. Griechische Schauspieler traten hier auf, und Alexander selbst nahm mit dem Vortrag einer Szene aus Euripides' *Andromeda* an dem Wettkampf teil. Auch das Heer ließ er fröhlich feiern und verteilte Opferstiere und Wein unter die einzelnen Abteilungen. Als er sich in der Frühe — es war der 17. Daisios des makedonischen Kalenders (= 2. Juni 323) zur Ruhe begeben wollte, lud ihn sein Freund Medios zu einer kleinen scherzhaften Gesellschaft ein, an der Alexander dann auch teilnahm. Nachdem er sich gründlich ausgeschlafen hatte, ging er am Abend desselben Tages wiederum zum Medios, und wiederum dehnte sich das Fest bis zum Morgengrauen aus. In dieser Nacht, vom 17. auf den 18. Daisios, zeigten sich bei ihm die ersten Anzeichen eines Fiebers. Es war das Malariafieber, das in dem Sumpfklima Babylons zur Sommerzeit so leicht auftritt. Wenn Alexander auch, wie von glaubwürdiger Seite im Gegensatz zu den Übertreibungen und Erfindungen der ihm feindlichen Tradition versichert wird, bei den Symposien nicht viel trank, sondern nur wegen der Unterhaltung mit den Freunden sie gern lang ausdehnte, so mag doch die Aufeinanderfolge so vieler Festlichkeiten zusammen mit den außerordentlichen Anstrengungen, denen er sich seit seiner Ankunft in Babylon unterzogen hatte, seine Widerstandskraft gegen diese Malaria geschwächt haben.

Ergreifend ist es, sein Ringen mit der tödlichen Krankheit an der Hand seiner Ephemeriden zu verfolgen, die später für diese Sterbetage herangezogen worden sind, wohl um die Lügen über seine Vergiftung durch diese amtliche Urkunde zu widerlegen. Wir sehen, wie er täglich, so lange die Kräfte reichten, den Göttern die üblichen Opfer darbrachte. Wir sehen vor allem, wie sein ganzes Denken der bevorstehenden arabischen Expedition galt. Am 18. Dai-

sios, seit der Nacht schon fiebernd, gab er vom Krankenlager aus den Befehl an die Generale, daß das Fußheer sich auf den 4. Tag (22. Daisios), die mit ihm zu Schiff Fahrenden auf den 5. Tag (23.) bereit halten sollten, aufzubrechen. Nachdem man ihn am Abend dieses Tages aus dem Königsschloß am Westufer, in dem er residierte, auf seinem Ruhebett über den Euphrat hinüber in die königlichen Gärten gebracht hatte, wo man wegen der frischeren Luft Linderung erhoffte, scheint es ihm am nächsten Tage, dem 19., etwas besser gegangen zu sein. Er unterhielt sich mit seinem Freund Medios und spielte mit ihm Würfel. Den Generalen ließ er befehlen, am nächsten Morgen anzutreten. Nachdem er dann die ganze Nacht gefiebert hatte, ließ er sich am Morgen des 20. Daisios von Nearch Bericht erstatten über den Stand der Vorbereitungen zur Abfahrt der Flotte sowie über seine Erfahrungen betreffs des Ozeans, und wiederholte an ihn und an die anderen Generale seinen Befehl, daß die Flotte am 3. Tage (23.) auslaufen solle. Wiewohl ihn vom 21. an das Fieber nicht mehr verließ, ließ er wiederum die Generale kommen und gab Befehl, daß für seinen Empfang bei der Flotte und seine Ausfahrt alles bereit gehalten werden solle, denn immer noch hoffte er, der Krankheit schnell Herr zu werden und die Fahrt mitmachen zu können. Am nächsten Tage, dem 22., fühlte er sich aber sehr schlecht. Trotzdem sprach er mit einigen Generalen über die Besetzung von Kommandostellen und gab wieder Befehle bezüglich der Seefahrt. Nachdem es ihm am 23. so schlecht ergangen war, daß er seine Befehle an die Generale betreffs der Fahrt nicht mehr persönlich gab — es war dies der Tag, an dem er noch vor kurzem hinausfahren zu können gehofft hatte! —, befahl er am 24., daß die Generale sich die Nacht über im Hof, die anderen Offiziere draußen vor den Toren versammeln sollten. Offenbar war eine beunruhigende Verschlechterung eingetreten. Am nächsten Tage, am 25., ließ er sich, da es ihm immer schlechter ging, wieder über den Euphrat in das Königsschloß zurückbringen. Als die Generale hier zu ihm hereinkamen, konnte er sie wohl noch erkennen, aber er konnte kein Wort mehr sprechen. In der Nacht und am nächsten Tage, dem 26., wurde das Fieber immer heftiger. Da der König an diesem Tage niemanden gesehen hatte, ergriff seine Truppen, namentlich seine Makedonen, eine ungeheure Erregung. Es verbreitete sich das Ge-

rücht, der König sei schon tot, man wolle es ihnen verheimlichen. So zwangen sie am 27. unter Drohungen die Adjutanten, die Türen zu öffnen, und nun zogen seine alten Kampfgenossen in langem Zuge schweigend und tief bewegt an seinem Schmerzenslager vorbei. Alexander konnte nur noch mit Mühe den einzelnen mit dem Kopfe leicht zunicken und sie mit seinen Augen still grüßen. Ein erschütternder Augenblick, in dem alles vergessen war, was sich zwischen den König und sein Volk gedrängt hatte!

Die Freunde Alexanders waren verzweifelt. Menschliche Kunst konnte hier nichts mehr ausrichten, nur die Götter konnten helfen. Aber nicht an einen griechischen Gott haben sie sich gewendet, sondern an den Hauptgott Babylons, den Marduk-Bël, der seit alters auch als großer Heilgott verehrt wurde. Sechs von den Freunden Alexanders gingen am Abend dieses 27. Daisios zum Marduk, um nach griechischer Weise durch Tempelschlaf vom Gott eine Antwort auf die Frage zu erhalten, ob es für Alexander besser sei, in seinen Tempel gebracht zu werden, um als Hilfeflehender vom Gott geheilt zu werden. Nach vollzogenem Tempelschlaf, also am Morgen des 28. Daisios (= 13. Juni), erhielten sie die Antwort vom Gott, Alexander solle nicht in den Tempel gebracht werden, sondern es werde besser für ihn sein, zu bleiben, wo er sei. Gegen Abend desselben Tages schloß Alexander für immer die Augen.

NEUNTES KAPITEL

Rückblick

ALs Alexander starb, war er noch nicht 33 Jahre alt. In der Blüte seiner Jugendkraft war er dahingerafft, wie sein Ahn und Vorbild Achilleus. Noch nicht 13 Jahre hatte er regiert. Ein Rückblick auf sein gigantisches Lebenswerk läßt eine Persönlichkeit von ganz einziger Genialität vor uns erstehen, eine wunderbare Mischung von dämonischer Leidenschaft und nüchterner Klarheit und Besonnenheit. In diesem Manne der Tat mit dem eisernen Willen, der ein Realpolitiker wie nur einer war, schlummerte viel Irrationales, wie jene „Sehnsucht“ nach dem Unerforschten und Geheimnisvollen, die ihn, gepaart mit seinem Eroberungswillen und seiner wissenschaftlichen Entdeckerfreude, schließlich zu den Grenzen der Ökumene getrieben hat. Zu den irrationalen Imponderabilien gehört auch sein lebendiger Glaube an seine Abstammung von Herakles und Achilleus, der ihm viel Antrieb und Kraft gegeben hat. In seiner naiven Religiosität, die von philosophischer Skepsis nicht angekränkt war, glaubte er fest daran, unter dem besonderen Schutz der Götter zu stehen und glaubte daher an seine Mission. Wenn kürzlich in einem gedankenreichen Vortrag über „Antikes Feldherrntum“ gesagt ist: „Dies Durchdrungensein vom Göttlichen ist das Charakteristische für dieses antike Handeln der ganz Großen“, so gilt das von niemand mehr als von Alexander. Darum sah er in der Begrüßung durch den Propheten als Ammonssohn nur eine Bestätigung der göttlichen Kraft, die er in sich fühlte, und darum hat er auch später von den Griechen durch die Forderung göttlichen Kultes die Anerkennung seiner Weihe verlangen können. Dieser feste Glaube an seine Sendung gab ihm die absolute Siegeszuversicht, ohne die sein Wollen und Taten nicht zu verstehen

wäre. Das Dämonische seines Wesens gab ihm auch die Herrschaft über die Menschen.

Der *Feldherr* und der *Staatsmann* hängen bei Alexander unlöslich zusammen, denn als Feldherr war er der Vollstrecker seines politischen Willens. Leichter zu fassen ist bei ihm der Feldherr, da nach dieser Seite hin abgeschlossene Leistungen vorliegen, während die staatsmännischen Aufgaben noch im Werden waren, als er starb. Alexander ist der Typus des *königlichen Feldherrn*, der unbeschränkt über das Kriegsvolk und alle Machtmittel seines Landes gebietet und nur sich selbst verantwortlich ist. Er hatte keine „Feldherrnprozesse“ zu befürchten, wie die attische Demokratie sie liebte, um sich selbst weißzuwaschen. Auch als Hegemon des korinthischen Bundes stand er außerhalb jeder militärischen Kritik des Synhedrions. Alexander hatte ferner das Glück, als Erbe seines Vaters die damals beste Armee der Welt mit einem erprobten Offizierkorps zu übernehmen, und schon vom Vater, der selbst ein großer Feldherr gewesen war, in die Kriegskunst eingeführt zu sein. Diese glücklichen Grundlagen haben es ihm erleichtert, sein Feldherrngenie voll zu entwickeln, aber die Hauptsache war doch, daß ihm dies Genie angeboren war. Auf den modernen Versuch, seine militärischen Verdienste auf Parmenio zu übertragen und ihm selbst den Feldherrnruhm zu bestreiten, brauche ich wohl nicht zurückzukommen. Die militärischen Sachverständigen in alten wie in neuen Zeiten stimmen darin überein, daß Alexander eines der größten Feldherrngenies der Weltgeschichte gewesen ist.

Als *Taktiker* sahen wir ihn die drei großen rangierten Feldschlachten, am Granikos, bei Issos und bei Gaugamela, in der schon vom Vater ausgebildeten „schiefen Schlachtordnung“ schlagen und gewinnen. Aber nur der taktische Grundgedanke war ihnen gemeinsam, die Ausführung im einzelnen hat Alexander je nach den Besonderheiten des Terrains und des Feindes verschieden gestaltet, am kunstvollsten in der gefährlichen Situation von Gaugamela, die ihn auf den Gedanken eines zweiten Treffens mit eventueller Karreebildung brachte. Völlig anders waren dann die Aufgaben, die Alexander in dem furchtbar schweren Guerillakrieg in Ostiran zu lösen hatte. Hier trat seine absolute Selbständigkeit gegenüber der väterlichen Tradition in seinen Operationen mit fliegenden Korps und der Anpassung an die andersartige Kampfweise

des neuen Feindes noch glänzender hervor. Auch die schweren Kämpfe im Gebirgsland nördlich des Kābul, im besonderen die Eroberung von Aornos, zeigen ihn in seiner ganzen Größe. Das Genialste aber ist vielleicht doch seine letzte große Feldschlacht, die am Hydaspes, wo das gewaltige Elefantenheer des Poros ihn vor eine völlig neue Aufgabe stellte.

Sein *strategisches* Genie trat uns sogleich in seinem Kriegsplan für den asiatischen Feldzug entgegen, wonach er unter Berücksichtigung der schwierigen Lage in Griechenland sich entschloß, zunächst die Mittelmeerküsten des Perserreiches mit seinem Landheer zu gewinnen, um damit die überlegene persische Flotte zu eliminieren. Wir sahen, mit welcher Zähigkeit er diesen Plan allen Verlockungen zum Trotz bis zur Eroberung von Ägypten durchgeführt hat, und wie er tatsächlich hierdurch Herr des Meeres geworden ist. Vor ganz neue Aufgaben wurde er dann gestellt, als er sein Heer ins Innere Asiens führte. Bis zum Euphrat hatte der Zug der Zehntausend aufgeklärt, und dies war durch Xenophon in der Griechenwelt bekannt geworden. Was jenseits des Euphrat lag, war völlig unbekanntes Land. So führte er sein Heer in dunkle Fernen, alle natürlichen Hindernisse überwindend, über den schneebedeckten Hindukusch wie über breite Ströme, schließlich durch das Pendschab bis zum Hyphasis, wo die Kraft seines Heeres versagte, und er umkehrte. Und doch hat sein Zug *nichts Abenteuerliches*. Denn einerseits hat er immer, und zwar von Anfang an, das fremde Land, das er gewinnen wollte, vorher zu erkunden gesucht, hat durch seine Kundschafter sich über die politischen und militärischen und örtlichen Verhältnisse, soweit es ging, orientieren lassen und hat eventuell schon vorher mit feiner Diplomatie Verbindungen mit einzelnen Machthabern angeknüpft, wie vor dem indischen Feldzuge, oder auch Rekognoszierungsfahrten entsendet, wie vor der arabischen Expedition. Andererseits ist er niemals vorgerückt, ohne sich den Rücken gedeckt zu haben. Schon der Donaufeldzug und dann das Strafgericht über Theben sind unter diesem Gesichtspunkt zu würdigen als Rückendeckungen für den asiatischen Feldzug. Als er dann in Asien seine ersten Eroberungen machte, begann er sofort damit, die eroberten Gebiete militärisch zu sichern und durch administrative Einrichtungen für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Als er später in das Innere Asiens vordrang und

in immer weitere Fernen zog, ist er nach demselben Prinzip verfahren, und so ist es ihm gelungen, trotz der Riesenentfernungen, die er schließlich zwischen sich und die Heimat legte, niemals die Verbindung mit ihr zu verlieren. Nur einmal, bei Issos, war er durch eine merkwürdige Verkettung von Zufälligkeiten von seiner Operationsbasis abgeschnitten, aber in wenigen Stunden hat er sich aus dieser gefährlichen Situation herausgehauen. Beweisend für sein planmäßiges Vorgehen ist, daß auch im fernen Osten die Ersatztransporte für sein Heer aus Makedonien und Griechenland ihn immer gemäß seinen Anordnungen erreicht haben. Das war nur dadurch möglich, daß er mit vollem Bewußtsein in sorgfältigster Weise seine Etappe aufgebaut hat. Ohne solche Maßregeln wäre die Überwindung der Räume, die von unseren militärischen Sachverständigen oft mehr noch als seine Schlachten bewundert wird, wären seine Erfolge überhaupt nicht denkbar. Leider sind unsere Nachrichten über die Etappenbildung äußerst dürftig, da den antiken Quellen dieser Begriff überhaupt ferngelegen zu haben scheint, so daß wir die Etappenstraßen mehr postulieren müssen, als daß wir sie darstellen könnten. Aber von vielen der militärischen und administrativen Maßregeln, die Alexander in den eroberten Gebieten getroffen hat, wird man annehmen dürfen, daß sie wenigstens zum Teil oder doch zunächst auch der Etappe dienen sollten, wenn sie auch für die Dauer bestimmt waren. Geradezu als Knotenpunkt für den Etappendienst wird man seit 330 Ekbatana betrachten können, wo Alexander den Parmenio mit starkem Kommando zurückließ, und der Reichsschatz zunächst konzentriert wurde. Auch für Verpflegungsdepots hat er natürlich gesorgt; an den Heeresstraßen gelegene Magazine werden gelegentlich erwähnt. Auch seine zahlreichen Städtegründungen in Ostiran, durch die das mühsam erkämpfte Land militärisch gesichert wurde, dienten zunächst im Hinblick auf den indischen Feldzug der Aufrechterhaltung der rückwärtigen Verbindungen, wenn auch ihr Hauptzweck in der Zukunft lag.

Zu seinen großen Feldherrnqualitäten gehört auch die Zähigkeit, mit der er das einmal für notwendig Erkannte zu Ende führte. Sieben Monate hat er vor Tyros gelegen, bis er es in der Hand hatte. Schon deswegen darf man ihm nicht, wie in alter und neuer Zeit geschehen, den Pyrrhos an die Seite stellen, diesen immer hin und

her flackernden Geist, der schon nach fünf Wochen die Belagerung von Lilybäum aufgab, wiewohl damit seine ganze sizilische Expedition zusammenbrechen mußte.

Als großen *Führer* zeigte er sich dadurch, daß er es verstand, seine Truppen mit sich fortzureißen, indem er an allen Gefahren und Strapazen teilnahm. In der Schlacht war er ihnen ein Vorbild größter persönlicher Tapferkeit, auf den Märschen gab es keine Mühen, die er nicht mit ihnen teilte. Galt es bei Belagerungen Dammarbeiten oder dergleichen auszuführen, so stellte er sich selbst dazu und lobte die, die es gutmachten, und strafte die, die versagten. Waren große Erfolge errungen, so belohnte er seine Truppen gern, indem er Wettspiele und allerlei Festlichkeiten veranstaltete. Die großen Geldgeschenke an das Heer waren ein Äquivalent dafür, daß er Plünderungen der eroberten Gebiete aus politischen Gründen nicht zuließ. Das setzt eine strenge Disziplin voraus. Durch die Humanität, mit der er sich nach den Schlachten um seine Verwundeten kümmerte, gewann er die Herzen seiner Soldaten. Gegenüber seinen makedonischen Offizieren hielt er bis zuletzt den kameradschaftlichen Ton aufrecht. Wiewohl an Figur nicht imposant, da er kaum mittelgroß war, beherrschte er alle durch seine wundervoll glänzenden Augen. Das Überra-gen seiner Persönlichkeit tritt uns darin vielleicht am deutlichsten entgegen, daß die Männer seiner Umgebung, die nach seinem Tode sich zum großen Teil als gewaltige Herrschernaturen offenbarten, ihm blindlings gehorcht haben, solange er lebte. Nearch sagt einmal anlässlich des Beginns seiner Ozeanfahrt, daß das Heer an das wunderbare Glück Alexanders glaubte und der Ansicht war, daß es nichts gebe, was er nicht wagen und schaffen könne. Das war jener mystische Glaube des Heeres an seinen Führer, den auch Cäsar und Napoleon zu erwecken verstanden haben.

Schwieriger als der Feldherr ist der *Staatsmann* Alexander zu erkennen oder gar zu beurteilen, denn seine staatsmännischen Gedanken waren noch in vollem Fluß, als der frühe Tod ihn abrief. Keine seiner politischen Schöpfungen hatte schon ihre definitive Form gefunden, und immer neue Pläne sprangen aus seinem rastlosen Geist hervor. Es ist gar nicht auszudenken, wie anders die Welt ausgesehen hätte, wenn Alexander auch nur noch 10 oder 20 Jahre länger gelebt hätte. Wie anders würden wir dann auch

sein Jugendwerk beurteilen können, wie er es bis 323 geschaffen hat! So dürfen wir nie vergessen, daß wir nur Anfänge vor uns sehen. Das letzte Wort war noch nirgends gesprochen.

Äußerlich betrachtet, scheint sein Werdegang eine kontinuierliche Entwicklung vom König von Makedonien und Hegemon des korinthischen Bundes zum Großkönig des persischen Reiches und schließlich zum Weltherrscher zu zeigen, und so ist es in alten und neuen Zeiten meist dargestellt worden. Wenn man aber einmal staatsrechtlich die Stellung Alexanders zu diesen verschiedenen Herrschaftskomplexen untersucht, wird man statt des *Nacheinander* ein *Nebeneinander* finden. Der Historiker wird sich freilich hier, wie sonst, mit der staatsrechtlichen Erkenntnis nicht beruhigen dürfen, sondern für ihn entsteht dann erst das wahre historische Problem, zu untersuchen, wie die Praxis des politischen Lebens sich zu diesen Normen verhalten hat.

Betrachten wir zunächst diese *staatsrechtlichen Normen*. Durch Akklamation des Heeres war Alexander legitimer König von Makedonien geworden, gleich danach durch Beschluß des Synhedrion Hegemon des korinthischen Bundes, der von Philipp als freier und souveräner Staatenbund durch Personalunion an das Königreich Makedonien angegliedert worden war. Dieser Doppelstellung entsprach die Duplizität seiner Kriegsziele beim Übergang über den Hellespont: als Hegemon wollte er den panhellenischen Rachezug führen, als König von Makedonien wollte er Land erobern. Aber das Eroberte hat er nicht Makedonien einverleibt, wie Philipp es mit seinen Eroberungen, soweit möglich, getan hatte, sondern dadurch, daß Alexander sofort die ersten Eroberungen auf kleinasiatischem Boden als Satrapien organisierte, war ausgedrückt, daß diese Gebiete außerhalb Makedoniens bleiben sollten. Als Hegemon hat Alexander dann die befreiten Griechenstädte Kleinasiens, die außerhalb der Satrapien blieben, dem korinthischen Bunde eingefügt. Als König hat er immer weitere Gebiete erobert, bis er sich nach dem definitiven Siege über Darius von seinen Makedonen in Arbela zum König von Asien akklamieren ließ. Trotz dieser Sanktionierung durch die makedonische Heeresversammlung ist dies asiatische Reich, wie gesagt, nicht dem Königreich von Makedonien einverleibt worden, sondern ist nur durch Personalunion mit diesem verbunden worden. Durch die Akklamation kam vielmehr zum Aus-

druck, daß es eben der König von Makedonien war, dem jetzt die Herrschaft über Asien zustehen solle. So war und blieb das Fundament der Machtstellung Alexanders sein Königtum über Makedonien. Mochte das asiatische Reich noch so sehr ins Unbegrenzte wachsen, staatsrechtlich blieb es darum doch, ebenso wie der korinthische Bund, ein durch Personalunion an Makedonien angegliederter Annex.

Hieraus ergab sich die völlig verschiedene Stellung, die Alexander staatsrechtlich in diesen drei Teilen seines Gesamtreiches einnahm. In Makedonien war und blieb er der Volks- und Heerkönig wie Philipp und seine Vorgänger, neben dem in der Heerversammlung dem Volk in Waffen seine alten Rechte zustanden. Für die Griechen des korinthischen Bundes war er der Hegemon mit den Rechten und Pflichten, wie sie der Bundesvertrag festgelegt hatte. Als König von Asien war er gegenüber den Asiaten der absolute Herrscher im Sinne der Achämeniden, als deren Rechtsnachfolger er sich nach dem Tode des Darius betrachtete. Aber dieser asiatische Absolutismus war kein einheitlicher, wie er schon unter den Achämeniden in verschiedenen Reichsteilen sich zu verschiedenen Formen entwickelt hatte, die Alexander nach Möglichkeit bestehen ließ. So war er z. B. in Ägypten, wenn wir dies als früheren Teil des Achämenidenreiches zum Königtum von Asien zählen, Pharao und zugleich Gott, in Babylon war er Stadtkönig, aber nicht Gott, ebenso wie einst Kyros und Darius; in den phönizischen wie in den kyprischen Städten ließ er die Könige als seine Vasallen bestehen, ebenso wie in Indien den Poros und Abisares. Andererseits galt sein Absolutismus in Asien nicht gegenüber den Makedonen und Hellenen seines ihn begleitenden Heeres und den von ihm begründeten griechischen Städten. Staatsrechtlich ist diese Dreiteilung des Gesamtreiches bis zu Alexanders Tode unverändert geblieben, denn er hat keine neue staatsrechtliche Form für die Beherrschung des Gesamtgebietes geschaffen. Er blieb nach obigem der König von Makedonien, dem der korinthische Bund wie das Königtum von Asien durch Personalunion angegliedert waren. So ruhte die Einheit des ganzen Weltreiches nur in seiner Persönlichkeit.

Für den Historiker entsteht nun die Frage, ob Alexander diese staatsrechtlichen Normen für seine verschiedenartige Stellung in

den drei Reichsteilen auch in der lebendigen Praxis des politischen Lebens tatsächlich eingehalten hat. Im besonderen erhebt sich die Frage, ob nicht die ungeheure Machtfülle, die er als König von Asien erwarb, auf seine Stellung gegenüber Makedonien und dem korinthischen Bund eingewirkt hat.

Zunächst ist festzustellen, daß Alexander sich des staatsrechtlichen Unterschiedes zwischen seiner Stellung in Asien und in Europa (in Makedonien und dem korinthischen Bund) voll bewußt gewesen ist. Das geht, wie mir scheint, aus der Nachricht hervor, daß er etwa seit dem Tode des Darius die für Europa bestimmten Briefe mit seinem alten makedonischen Siegel, dagegen die für Asien bestimmten mit dem Siegel des Darius gesiegelt hat. Man hat hierin den Wandel vom makedonischen Königtum zur Nachfolgerschaft der Achämeniden ausgeprägt finden wollen. Das Wesentliche an dieser Nachricht ist vielmehr, daß sie uns gerade das *Nebeneinander* der verschiedenen Rechtsstellungen bezeugt. Es ist von größter Bedeutung, daß hierdurch dargetan wird, daß Alexander sich prinzipiell wohl bewußt war, daß seine Rechtsstellung in Asien nicht auch für Europa galt. Für Europa blieb er nach wie vor bis an sein Lebensende der König von Makedonien und als solcher zugleich der Hegemon des korinthischen Bundes. Auch wenn er sich in Asien aufhielt, amtierte er doch als König von Makedonien, sobald er von dort eine Makedonien oder den Bund betreffende Mitteilung nach Europa sendete. Das Dariussiegel kam nur für das Königreich Asien in Betracht.

Andererseits tritt uns im äußeren Leben Alexanders sein asiatisches Königtum mit der Zeit immer aufdringlicher entgegen. Es darf dabei freilich nicht übersehen werden, daß in der Tradition, namentlich in der alexanderfeindlichen, diese „Orientalisierung“ des Königs mit besonderem Eifer und großer Einseitigkeit behandelt wird. Betrachten wir zunächst sein Auftreten als König von Asien.

Die Verwendung des Dariussiegels bestätigt, daß Alexander sich nach dem Tode des Darius als seinen rechtmäßigen Nachfolger gefühlt hat. Diese Vorstellung hatte zur Folge, daß er von nun an in den Asiaten prinzipiell nicht mehr seine Feinde, sondern seine Untertanen sah. Von hier aus kam er zu der staatsmännisch durchaus richtigen Einsicht, daß er die in diesen Völkern steckende

Kraft für die gewaltigen Aufgaben, die ihm Asien stellte, heranziehen sollte. Es empfahl sich dies um so mehr, als zu hoffen war, daß dies versöhnend und beruhigend auf die unterworfenen Völker wirken würde. Hatte er schon in Karien und Ägypten die zivile Verwaltung Eingeborenen übertragen, so begann er nun, nachdem er in Arbela zum König von Asien ausgerufen war, vornehme Perser als Satrapen einzusetzen. Doch erhielten sie nur die Zivilgewalt, während ein makedonischer Offizier als Befehlshaber der Truppen einem jeden an die Seite gestellt wurde. Die *Macht* lag also bei den Makedonen. Noch dringender aber war es, sein Heer durch die besten Kerntruppen Asiens zu ergänzen, denn für die ungeheuren Pläne, die ihn bewegten, reichten seine europäischen Truppen nicht aus. Die Auffüllung mit den asiatischen Kräften war geradezu eine militärische Notwendigkeit. Er wählte hierzu ebenso wie zu den Verwaltungsstellen Iranier, vor allem Perser und nach Bezwingung von Ostiran auch Ostiranier. Von den semitischen Völkern hat er die seeerfahrenen Phöniker und Syrer für den Flottendienst verwendet, hat sie aber nicht in die Landarmee aufgenommen. Wir haben gesehen, wie Alexander jene Iranier bei den verschiedenen Reorganisationen immer enger mit seinem Heere verbunden hat. Aber auch noch bei der letzten Neuordnung in Babylon (323), wo er die Perser gar in die einzelnen Dekaden eingereiht hat, blieb das Kommando doch bei den Makedonen.

Alexander ist aber bei dieser Verwendung von Iranern im Verwaltungs- und Heeresdienst, die man politisch durchaus als richtig und durch die Verhältnisse geboten anerkennen wird, nicht stehen geblieben, sondern ist darüber hinaus zu dem Gedanken der Rassenverschmelzung seiner Makedonen mit jenen Iranern fortgeschritten, der ihn, wie wir sahen, in seinen letzten Jahren immer mehr beherrscht hat. Hatte er selbst schon durch die Hochzeit mit Roxane (327) ein Beispiel gegeben, so hat er später durch die Massenhochzeit von Susa (324) dies sein politisches Ziel auf das deutlichste zum Ausdruck gebracht. Er hat diese Verschmelzung offenbar als ein Mittel zu dem Zweck betrachtet, um zwischen den Makedonen, die mit jener militärischen Heranziehung der Perser in wachsendem Maße unzufrieden waren, und den Persern eine Brücke zu schlagen und Eintracht und Versöhnung zwischen den beiden Völkern herzustellen, damit sie beide miteinander eine ge-

nügende Garantie gegen eventuelle feindliche Reaktionen anderer Völker des Reiches böten. So aufgefaßt, kann diese Verschmelzungspolitik als ein staatsmännischer Gedanke begriffen werden, so auffallend zunächst der Gedanke einer staatlich geförderten Rassenzüchtung erscheint, und so zweifelhaft es ist, ob eine solche Verschmelzung, wie er sie wünschte, überhaupt durchzuführen war, und endlich, ob sie die von ihm erhoffte Wirkung gehabt hätte. Daß ihm ein solcher Gedanke überhaupt kommen konnte, dazu wird die Idee der *Weltherrschaft*, die ihn in den letzten Jahren immer stärker gepackt hat, beigetragen haben. Nur ein Weltherrscher, vor dessen Augen die Völker ihre nationale Bedeutung verlieren, kann einen solchen Gedanken fassen. Wenn in den Aufzeichnungen über seine letzten Pläne davon gesprochen wird, daß er Menschen aus Asien nach Europa und umgekehrt habe überführen wollen, damit durch Mischehen Eintracht zwischen den beiden Kontinenten hergestellt werde, so läßt das dürftige Exzerpt leider zu viele Fragen offen, als daß man hieraus die allerletzten Gedanken Alexanders mit Sicherheit erkennen könnte. Jedenfalls nötigt oder berechtigt diese Nachricht nicht, an eine Mischung mit anderen als mit Iraniern zu denken.

Wie Alexander sich in seinen letzten Jahren sein Königtum über Asien und jene Versöhnungspolitik gedacht hat, das hat er mit klaren Worten in dem „Gebet von Opis“ ausgesprochen, als er bei dem großen Versöhnungsfest zu den Göttern betete, daß den Makedonen und Persern *Eintracht* und *Gemeinschaft der Herrschaft* beschieden sein möge (S. 207). Da die Makedonen allein zur Herrschaft über Asien nicht ausreichten, sollte das frühere Herrschervolk der Perser, die ja auch unter den Achämeniden ein ganz bevorzugte Stellung vor den anderen Völkern des Weltreiches eingenommen hatten, mit ihnen zur Führung berufen sein. Sein asiatisches Reich — denn nur auf dieses darf man natürlich diese Worte beziehen! — sollte also ein makedonisch-persisches Reich werden. In diesem nur durch Eintracht herzustellenden Ideal scheint er die beste Garantie für die Sicherheit und den Fortbestand seines asiatischen Reiches und seiner Kulturpolitik gesehen zu haben.

Diese Auffassung, daß er als König von Asien Herrscher eines makedonisch-persischen Reiches sein wollte, hat Alexander auch in seiner Kleidung zum Ausdruck gebracht. Die Nachrichten über

seine Königstracht, wie er sie nach dem Tode des Darius gestaltete, sind zwar sehr widerspruchsvoll, wie er denn auch wahrscheinlich erst allmählich zu einem festeren Usus gekommen ist und namentlich anfangs, je nachdem er sich vor Makedonen und Hellenen oder vor Persern präsentierte, sich verschieden gekleidet haben wird. Aber eines scheint festzustehen, daß er niemals die rein persische Königstracht getragen hat, denn darin stimmen alle überein, daß er die persischen Hosen, die den Griechen besonders barbarisch und lächerlich erschienen, niemals getragen hat. Auch die Tiara scheint er nicht getragen zu haben, wiewohl dies umstritten ist. Die Tracht, die uns als seine alltägliche bezeichnet wird, war eine Mischung aus makedonischer und persischer Tracht. Er trug darnach einerseits die makedonische Chlamys, einen Mantel und zwar einen purpurfarbenen, wie ihn auch der makedonische Adel trug, und die purpurne Kausia, die speziell makedonische Kopfbedeckung, eine runde, flache Mütze. Andererseits war persisch der purpurne Chiton mit dem eingewebten weißen Mittelstreifen und das Diadem, das Band, das der Perserkönig um die Tiara, Alexander um die Kausia schlang. Es erscheint mir sicher, daß Alexander diese oder ähnliche Kostüme nur in Asien als König von Asien zu tragen gedachte. Wäre er nach Makedonien oder Hellas zurückgekehrt, würde er dort sicherlich nur in der rein makedonischen Tracht erschienen sein, wie er ja auch seine dorthin bestimmten Schriftstücke mit dem makedonischen Königssiegel gesiegelt hat.

Wiewohl ihm das Ideal einer Gemeinschaft der Herrschaft von Makedonen und Persern über Asien vorschwebte, hat er doch den asiatischen Absolutismus nur gegenüber den Asiaten, nicht gegenüber den ihn in Asien begleitenden Makedonen seines Heeres durchgeführt. *Diese blieben für ihn Bürger seines Königreichs Makedonien*. Während Bessos nach persischen Gesetzen bestraft wurde, sind Philotas und andere des Hochverrats verdächtige Makedonen vor die makedonische Heeresversammlung gestellt worden, und wir hören nichts davon, daß diese Heeresversammlung in Asien ihre alten Rechte eingebüßt hätte. Es wird auch erzählt, daß Alexander, wenn er gegenüber Makedonen oder Hellenen sein königliches Richteramt ausübte, es in schlichter Form in einem einfachen Gerichtssaal getan habe, daß er dagegen mit größter militärischer Prachtentfaltung im prunkvollen Audienzelt auf goldenem Thron

(eben als Großkönig) Recht gesprochen habe, wenn es sich um Orientalen gehandelt habe. Daß er den makedonischen Offizieren gegenüber auch als König von Asien den kameradschaftlichen Ton beibehielt und für die makedonischen Mannschaften auf dem Marsch und im Kampf durchaus der alte Heerkönig blieb, wurde schon oben bemerkt. Bei jenem Versöhnungsfest in Opis haben, wiewohl Alexander hier die gemeinschaftliche Herrschaft von Makedonen und Persern verkündete, die Makedonen doch den Ehrenplatz neben Alexander über den Persern erhalten. Auch in der Verwaltung wie im Heer stand den Makedonen, wie wir sahen, trotz der Verwendung von Persern das Kommando zu. In der gemeinschaftlichen Herrschaft sollten also doch die Makedonen vor den Persern die erste Stelle einnehmen.

Trotz alledem haben die Makedonen sich nicht darein finden können, daß Iranier ihnen im Heer angegliedert wurden, und vor allem daß ihr König zum Teil persische Königstracht und dazu manche Einzelheiten des persischen Zeremoniells annahm. Das sind die Punkte, die immer wieder als Steine des Anstoßes hervorgehoben werden, wenn sie in Opposition traten, wie bei der Kleitos-Katastrophe und bei der Meuterei in Opis. Sie fühlten sich als die Sieger, die mit Verachtung auf die besiegten Orientalen herabsahen, deren Herren sie sein wollten. Es ist die tiefe Tragik im Leben Alexanders, daß er sie von der Notwendigkeit seiner iranischen Politik — denn abgesehen von der Verschmelzungsidee wird man sie als geradezu notwendig betrachten dürfen — nicht hat überzeugen können, und daß sich so immer mehr eine Kluft zwischen dem König und seinem Volk aufgetan hat.

Freilich haben die Makedonen es einmal erleben müssen, daß Alexander daran dachte, sie auf das Niveau der Perser herabzudrücken, indem er die persische Proskynese auch für sie einzuführen versuchte. Wenn jetzt auch sie, wie die Perser, sich fußfällig vor ihm auf den Boden werfen sollten, so wurde er damit auch für sie der absolute Herrscher. Alexander verließ also mit diesem Versuch die eben gekennzeichnete unterschiedliche Behandlung von Makedonen und Asiaten und beabsichtigte im persönlichen Verkehr eine Gleichstellung der beiden Völkergruppen einzuführen, wobei nicht das makedonische, sondern das persische Muster maßgebend sein sollte. Wir sahen, wie Alexander, namentlich bewogen

durch die stumme Resistenz seiner Makedonen, diesen Versuch aufgegeben hat und später niemals darauf zurückgekommen ist.

Hiermit sind wir schon zu der oben angedeuteten Frage gekommen, ob die ungeheure Machtstellung, die Alexander in Asien gewann, auf sein Verhalten gegenüber Makedonen und Hellenen von Einfluß geworden ist. In diesem Versuch, die Proskynese einzuführen, können wir ein erstes Beispiel dafür sehen. Während dies diejenigen Makedonen und Hellenen betraf, die mit ihm in Asien waren — denn selbstverständlich, wie mir scheint, sollte diese Neuerung nur für seinen asiatischen Hof gelten —, wird man in seinem Verhalten gegenüber seinem Königreich Makedonien kaum ein Beispiel dafür finden können, wohl aber in seinem Verhalten zum korinthischen Bunde. Gewisse Vernachlässigungen der Rechte des Synhedrion ließen sich schon in seinen früheren Jahren beobachten, wie bei der Verurteilung der Hochverräter von Chios in Ägypten. Noch gravierender ist die Verurteilung und Hinrichtung des Kallisthenes, die durch königliche Kabinettsjustiz erfolgte, obwohl Kallisthenes als Grieche vor das Synhedrion hätte gestellt werden sollen, woran Alexander anfangs auch gedacht hatte. Viel stärker aber noch war der Eingriff, den Alexander sich im Jahre 324 mit dem Verbanntendekret erlaubte. Hierbei hat er das Synhedrion völlig an die Wand gedrückt und hat den griechischen Bundesstädten eigenmächtig Befehle erteilt, die aufs tiefste in ihre Interessen eingriffen. So wird man sagen müssen, daß seine Stellung als Hegemon nicht unbeeinflußt geblieben ist von seiner Gewöhnung an seinen asiatischen Absolutismus.

Wenden wir uns von der innerpolitischen Entwicklung Alexanders zur *Organisation seines asiatischen Reiches*, so gilt auch hier, daß Alexander sich ebenso, wie als Feldherr, frei von aller Schablone gehalten hat, indem er je nach den verschiedenen territorialen Verhältnissen sehr verschiedene Formen für die Verwaltung gewählt hat und entsprechend seinen inneren Wandlungen immer wieder neue Gedanken versucht hat, sich aber auch nicht gescheut hat, Nichtbewährtes zurückzunehmen. Das gilt im besonderen von den Verwaltungsformen der *Satrapie*, die er von vornherein mitsamt dem persischen Namen von den Achämeniden als Grundlage seiner Organisation übernommen hat. In den ersten Jahren im westlichen Teil seines späteren Reiches hat er das Satrapenamnt in der Regel

Makedonen gegeben. Bei der ersten Satrapie, der kleinphrygischen, hat er dem Satrapen noch die volle Amtsgewalt des früheren persischen Satrapen übertragen. Aber schon bei der zweiten, der lydischen Satrapie, hat er eine wichtige Neuerung eingeführt, die er dann auch weiterhin in diesem westlichen Teil meist durchgeführt hat, indem er diesem Satrapen zwar sowohl die militärische wie die zivile Gewalt beließ, aber die Finanz- und Steuerverwaltung abzweigte und diese einem besonderen, dem Satrapen nicht unterstellten Finanzbeamten übertrug. Das bedeutete eine nicht unwesentliche Beschränkung der Machtstellung dieser Satrapen. Außerdem hat er über die Burg von Sardes einen Kommandanten gesetzt, ebenso wie später in den großen Festungen von Pelusion, Memphis, Babylon, Susa, Persepolis. Die Kommandanten dieser Reichsfestungen standen, wie es scheint, direkt unter Alexander. Gelegentlich hat er auch schon in diesem westlichen Teil aus politischen Gründen die zivile Gewalt an Einheimische gegeben, wie in Karien und Ägypten, hat dann aber die militärische Gewalt makedonischen Offizieren übertragen. Dieses Verfahren hat er dann im östlichen Teil des Reiches, zuerst in Babylonien, mehrere Jahre hindurch regelmäßig durchgeführt, indem er den von ihm eingesetzten persischen Satrapen, die nur die Zivilverwaltung bekamen, makedonische Offiziere mit dem Titel eines Strategen oder auch „Aufpassers“ (Episkopos) an die Seite stellte. Das entsprach, wie wir sahen, seinem Gedanken, die Perser zur Mitherrschaft heranzuziehen, die entscheidende Machtstellung aber doch den Makedonen vorzubehalten. Von besonderen Finanzbeamten hören wir in diesen östlichen Satrapien nichts, was vielleicht damit zusammenhängt, daß in diesen Gebieten meist Naturalwirtschaft herrschte. Aber auch diese Ordnung wurde nicht zum starren Schema. Als er in den schweren ostiranischen Kriegsjahren mit seinen persischen Satrapen zum Teil schlechte Erfahrungen machte, hat er von 328 an, mit *einer* Ausnahme, keine Orientalen mehr zu Satrapen gemacht, und als er nach der Rückkehr aus Indien erfuhr, daß manche der orientalischen Satrapen in seiner Abwesenheit sich schwer vergangen hatten, hat er sie mit eiserner Strenge bestraft und abgesetzt. So waren zur Zeit seines Todes nur noch drei Satrapien mit Iraniern besetzt, alle übrigen waren in makedonischen Händen. Diese Enttäu-
schung hat ihn zwar in seiner Idee der Völkerverschmelzung

nicht beirrt, aber als praktischer Staatsmann hat er im Interesse der Sicherheit seines Reiches doch die nötigen Konsequenzen daraus gezogen und hat sich nicht gescheut, damit einzugestehen, daß dieser Versuch mißlungen war. In Indien ist er durch die dortigen politischen Verhältnisse wiederum zu anderen Kombinationen geführt worden: dort hat er meist die kleinen Radschas unter seinen makedonischen Satrapen in ihren Fürstentümern bestehen lassen, die großen aber, wie Poros und Abisares, hat er als selbständige Vasallenfürsten außerhalb der Satrapien gestellt.

Jene Abtrennung der Finanz- und Steuerverwaltung, ein durchaus origineller Gedanke Alexanders, zeigte schon, daß er der Finanzordnung seines neuen Reiches ein besonderes Interesse entgegenbrachte. Auch weiterhin hat er auf diesem Gebiet bedeutende Neuerungen eingeführt, die allmählich zu einer Zentralisierung geführt haben. Nachdem er schon in Ägypten die Finanzverwaltung des gesamten Landes nebst seinen Annexen in eine Hand, die des Griechen Kleomenes gelegt hatte, hat er bald danach mehrere Satrapien zu größeren Finanzsprengeln unter der Oberleitung von Finanzdirektoren zusammengefaßt. So bildete Kleinasien diesseits des Taurus einen solchen Sprengel unter Philoxenos und Kilikien, Syrien und Phönikien einen zweiten unter Koiranos. Als Alexander dann Herr der persischen Riesenschätze geworden war, entschloß er sich 330, die Kriegskasse und die Reichskasse, die bisher miteinander mit dem Heer gewandert waren, zu trennen und letztere unter Zusammenziehung jener Schätze in Ekbatana unter Leitung seines Freundes Harpalos als des Reichsschatzmeisters zu zentralisieren. So war Harpalos, der bald nach Babylon übersiedelte, die einheitliche Spitze der gesamten Finanzverwaltung, der Steuer- wie der Schatzverwaltung des asiatischen Reiches.

Harpalos hatte aber nicht nur die Schätze zu hüten, sondern auch ihre *Ausmünzung* ins Werk zu setzen. Denn Alexander brach, wie wir sahen, prinzipiell mit der Thesaurierungspolitik der Perserkönige und begann damit, die bisher toten Schätze durch Ausmünzung in Zirkulation zu setzen. Durch die sich ständig steigende Freigebigkeit, mit der Alexander an die Offiziere, Soldaten und Freunde mit vollen Händen das Geld austeilte, sowie durch die immer wachsenden Unkosten des Hofhaltes sind die neuen Schätze

schnell in Umlauf gekommen. Bei seinem Tode sollen im Staatsschatz nur noch 50 000 Talente gewesen sein.

Alexanders Streben nach Vereinheitlichung der finanziellen Organisation tritt uns besonders deutlich auch in seinen Maßregeln betreffs der *Münzprägung* entgegen. Während unter der Perserherrschaft der Großkönig sich nur die Goldprägung vorbehalten hatte, die Silberprägung aber den Satrapen zugestanden hatte, die in den verschiedensten Typen und Währungen prägten, hat Alexander sich auch die Silberprägung vorbehalten, so daß es in den Satrapien — mit der einen vorübergehenden Ausnahme des Mazaios — nur königliche Münzprägung gab, die wahrscheinlich von jenen Finanzdirektoren im Namen des Königs vorgenommen wurde. Vor allem aber führte Alexander einen einheitlichen Münzfuß ein, und zwar wählte er aus finanzpolitischen Gründen den attischen Fuß. Bald sollte die neue Alexander-Tetradrachme den besten Kurs im Welthandel gewinnen. Diese Schaffung einer einheitlichen Reichsmünze ist eine bewundernswerte, einsichtige Tat des Volkswirts Alexander. Mit klarem Blick und großer Konsequenz hat er auf dem Gebiet des Finanz- und Münzwesens eine Zentralisation durchgeführt, die seine Organisation hoch über den Wirrwarr des Achämenidenreiches hinaushebt.

Als ein zielbewußter *Volkswirt* steht Alexander auch vor uns, wenn wir uns erinnern, was oben im einzelnen über seine Förderung von Handel und Verkehr erzählt worden ist. Ägypten und ganz Vorderasien bis Indien hin hatte er dem griechischen Kaufmann erschlossen, der bis dahin über die Küstenländer des Perserreiches selten hinausgekommen war. Zahlreiche Städte hatte er gegründet, die als Stützpunkte für diesen Fernhandel dienen konnten und sollten. Seine herrlichste Schöpfung, Alexandrien in Ägypten, war von vornherein zum Emporium bestimmt. Aber auch unter den neuen Städten im fernen Osten waren manche, deren Anlage an den alten Handelsstraßen zeigt, daß sie auch Handelszwecken dienen sollten, und einige von ihnen blühen daher noch heute, wie Herät, Kandahar und Chodschent. Neue Seewege wurden durch ihn dem Handel erschlossen: Nearch hatte durch seine Fahrt das neue indische Kolonialland mit Babylonien verbunden; Alexander selbst wollte kurz vor seinem Tode durch seine arabische See-Expedition Babylonien mit Ägypten verbinden; den Tigris hatte er schiffbar

gemacht, und an der Küste des persischen Golfs sollte ein „neues Phönikien“ erstehen; große Hafenanlagen waren zur Förderung von Schifffahrt und Handel angelegt, so in Pattala und Babylon. Das alles sind Taten und Pläne von ungeheurem Ausmaß, die uns zeigen, daß hier ein Genie arbeitete, das den Welthandel in seinem Weltreich in die von ihm für richtig befundenen Bahnen lenken wollte.

Von welcher außerordentlichen Bedeutung die Ausmünzung der Perserschätze und die Schaffung einer Reichsmünze für das *Wirtschaftsleben* gewesen sind, wurde eben schon angedeutet. Damit war auch eine ganz neue Basis für die Ausdehnung der Geldwirtschaft gegeben. Wie sehr Alexander bemüht war, den Wohlstand der Bevölkerung, die Fruchtbarkeit der Länder zu heben, hat uns das Beispiel seiner durchgreifenden Bemühungen um die Besserung des babylonischen Kanalnetzes gezeigt. Ähnliches bezweckte er mit der geplanten Trockenlegung des Kopaïssees in Böotien, die freilich nicht zur Ausführung gekommen ist. Daß er um die wirtschaftliche Ausnutzung der Bodenschätze der neuen Welt bemüht war, zeigte uns die Tätigkeit des Gorgos in Indien (S. 181). Aber auch die wirtschaftlichen Interessen der Heimat hat er in der Ferne nicht vergessen, denn als er 327 nach der Besiegung der Aspasier (nördlich vom Kābul) riesige Rinderherden erbeutete, suchte er die schönsten und größten Rinder aus, um sie nach Makedonien zur Hebung der Viehzucht zu schicken. Das sind nur verstreute, uns zufällig erhaltene Notizen, die uns aber doch ahnen lassen, wie vielseitig auch seine wirtschaftlichen Interessen gewesen sind.

Wir kommen endlich zu seiner *Kulturpolitik*. Ausgezogen war Alexander einst als ein begeisterter Verehrer der griechischen Kultur, um dieser den Orient zu erschließen. Ist er diesem Ziel treu geblieben, auch nachdem er die alten Kulturen des Orients, die auf seinen empfänglichen Geist nicht ohne Eindruck bleiben konnten, kennengelernt hatte? Auch nachdem die Idee der Völkerverschmelzung in seinen letzten Jahren ihn immer stärker gepackt hatte? Eines steht fest, daß Alexander persönlich trotz aller iranischen Politik bis zuletzt ein begeisterter Verehrer der griechischen Kultur geblieben ist. An der Idee, seinen Eroberungszug zugleich zu einer Entdeckungsfahrt zu gestalten und ihn durch Erforschung der bis dahin unbekanntem Länder durch den ihn begleitenden Gelehrten-

stab in den Dienst der griechischen Wissenschaft zu stellen, hat der Aristotelesschüler bis zuletzt festgehalten. Wir brauchen uns aus den späteren Jahren nur der eifrigen Forschungsarbeiten in Indien, der Entdeckungsfahrt des Nearch, zuletzt noch der Entsendung des Herakleides zum Kaspischen Meere zu erinnern. Auch die Akklimatisationsversuche, die Harpalos mit europäischen Pflanzen in den Gärten von Babylon anstellte, gehen sicher auf Alexanders Initiative zurück.

Seine Liebe zur griechischen Literatur blieb bis zuletzt unverändert. War er mit Homer hinausgezogen, so hat er sich später noch nach dem fernen Osten hin weitere Literaturwerke nachschicken lassen, klassische wie moderne. Besondere Verehrung hatte er für die drei großen Tragiker, vor allem für Euripides, den er so gut kennenlernte, daß er gelegentlich aus dem Gedächtnis Szenen aus ihm vortragen konnte (S. 221). Wenn die Dichter, die sein wanderndes Hoflager begleiteten, nicht ersten Ranges waren, so lag das nicht an seinem Geschmack, sondern an dem damaligen Niveau der griechischen Poesie. Neben den Dichtern waren auch Philosophen und philosophisch gebildete Männer verschiedenster Richtungen in seinem Hoflager, Kyniker wie Onesikritos und Anaximenes, ein Demokriteer wie Anaxarchos, und sein Schüler Pyrrhon, der Skeptiker.

Dieses geistige Leben am Hofe Alexanders, das wir uns als ein sehr reges zu denken haben, war ein durchaus griechisches. Zu den Literaturen der orientalischen Völker hat Alexander unseres Wissens keine Beziehungen gehabt, was wohl nicht nur durch die mangelnde Sprachkenntnis zu erklären ist, da diese ja durch Verdolmetschungen hätte behoben werden können. Die ägyptische, die babylonische, die persische und die indische Literatur sind ihm, wie es scheint, unbekannt geblieben. Für die indischen Gymnosophisten scheint er ein gewisses Interesse gehabt zu haben, und der Inder Kalanos war auf seine Aufforderung mehrere Jahre bis zu seiner freiwilligen Selbstverbrennung Gast an seinem Hofe, aber von einem tieferen geistigen Umgang hören wir nichts. Wenn Alexander, wie wir sahen, den orientalischen Göttern opferte, so zeigte er sich damit nur als den richtigen Griechen. Bemerkenswert ist aber, daß er, wiewohl er aus politischen Gründen die persischen Magier bei dem Versöhnungsfest in Opis neben den

griechischen Sehern amtieren ließ, die heiligen Schriften der persischen Religion doch niemals kennenzulernen gesucht hat. Literarisch blieb er ausschließlich Grieche.

Auch die griechische Kunst blieb für ihn *die* Kunst. Wenn er in Ägypten den Befehl gab, an den Ammonstempeln von Karnak und Luxor gewisse Erweiterungsbauten auszuführen, und in Babylon den Wiederaufbau des Marduktempels anordnete, so geschah das aus politischen Gründen. In beiden Fällen wurden die Bauten natürlich im einheimischen Stil ausgeführt, doch ist kürzlich beobachtet worden, daß die Reliefs in jenen Sanktuaren von Karnak und Luxor bereits den Einfluß griechischer Kunst zeigen. Wir hören niemals, daß er orientalische Künstler für sich hätte arbeiten lassen, vielmehr beschäftigte er ausschließlich Griechen. Sich selbst hat er am liebsten von Apelles und Lysippos darstellen lassen, womit er sein Verständnis für die damals moderne Kunst bezeugte. Auch seine Architekten waren Griechen, aber in den Bauwerken, die er in Auftrag gab, tritt uns allerdings in der allmählich sich steigenden Hinneigung zur Kolossalität eine gewisse Annäherung an die orientalische Kunst entgegen. Einen direkten Einfluß der riesigen babylonischen Tempeltürme erkannten wir in dem Entwurf zu dem Grabmal des Hephästion in Babylon, hier sogar in den Formen (S. 220). Auch das Audienzzelt in Susa war nach dem Muster der persischen Apādāna erbaut. Kolossalbauten, aber sicher in rein griechischen Formen, sollten auch die niemals ausgeführten sechs Tempel werden, die Alexander nach seinen letzten Aufzeichnungen für Hellas und Makedonien geplant hatte, in Delos, Delphi, Dodona und in Dion, Amphipolis und Kyrros, denn für jeden sollte die Riesensumme von 1500 Talenten aufgewendet werden. Mit denselben Kosten sollte ein Riesentempel der Athena in Ilion errichtet werden. Wenn ebendort berichtet wird, daß er geplant habe, seinem Vater Philipp ein Grabmal in der Größe der Cheopspyramide zu erbauen — übrigens ein klarer Beweis dafür, mit welcher Verehrung er bis zuletzt an seinem leiblichen Vater gehangen hat! —, so liegt hier der Wetteifer mit dem Orient deutlich zutage.

Wenn also wenigstens in der Architektur eine Einwirkung des Orients nach der angegebenen Richtung nicht zu verkennen ist, tritt uns Alexander wiederum als Vertreter des reinen Griechentums in seiner Pflege der *Agonistik* und ihrer Propagierung im Orient

entgegen. Gymnische und musische Agone hat er gern veranstaltet, wenn er nach errungenem Siege seinen Truppen Erholung und Zerstreuung gewähren und den Göttern seinen Dank abstaten wollte. Diese Agonistik, dieses Wettkämpfen um einen Siegespreis, war ein ganz speziell griechisches Kulturelement, das dem Orient im allgemeinen unbekannt war. So wollte Alexander, als er in Memphis nach dem Apisopfer solche Agone aufführte, damit künden, daß neben der ägyptischen Kultur von nun an auch die griechische hier Geltung haben solle (S. 106). So hat er auch weiterhin im Orient, namentlich im vorderen Asien, wo die dazu nötigen griechischen Künstler leichter heranzuziehen waren, solche Agone veranstaltet, mit besonderer Pracht nach seiner Rückkehr aus Indien, und hat damit dokumentiert, daß er auch die griechische Kunst in der orientalischen Welt ausbreiten wollte.

Nichts hat aber tatsächlich so stark auf die Hellenisierung des Orients, so weit man von einer solchen überhaupt reden kann, eingewirkt wie Alexanders *Städtegründungen*. Es kommen hierfür im besonderen diejenigen Neugründungen in Betracht, die ausdrücklich als Poleis und damit als griechische Städte bezeichnet werden, wie sie nach der ersten derartigen Stadtgründung in Ägypten (Alexandrien) namentlich in Ostiran und auch in Indien in großer Zahl angelegt worden sind. In diesen Städten wurden als Kolonisten vor allem griechische Söldner angesiedelt, die zu vielen Tausenden in diesen Neugründungen zurückgelassen wurden, mit ihnen Makedonen in geringerer Zahl, wohl meistens Veteranen. Da diese Söldner zum großen Teil jenem entwurzelten Proletariat entstammten, deren Ansiedlung im vorderen Kleinasien Isokrates dem Philipp empfohlen hatte (S. 31), so kann man Alexanders Städtegründungen unter diesem Gesichtspunkt als eine großartige Lösung jenes wirtschaftlichen und sozialen Problems betrachten. Praktisch wurden oft, wenn nicht viel Zeit war, zunächst nur die Stadtmauern vom Heere auf Alexanders Befehl erbaut, und der weitere Ausbau den Kolonisten überlassen. Diese Städte erhielten von Alexander eine griechische Verfassung, bekamen also Rat und Volksversammlung und städtische Beamte. Trotzdem scheinen sie keine volle Autonomie besessen zu haben, sondern standen wohl unter dem König.

Nun hat aber Alexander seine Städte aus naheliegenden praktischen Gründen immer im Anschluß an schon bestehende Ort-

schaften gegründet, wie sich schon Alexandrien in Ägypten an die Rhakotis anschloß, und in diesen Ortschaften blieben die alten Bevölkerungen wohnen. Diese Einheimischen gehörten jedoch nicht zu der Bürgerschaft der neuen Polis, sondern die Bürgerschaft wurde ausschließlich von jenen Griechen und Makedonen gebildet. So standen hier also griechische Gemeinwesen, in denen griechisches Recht und griechischer Götterkult und griechische Lebensgewohnheiten galten, in unmittelbarem Zusammenhang mit diesen älteren orientalischen Siedlungen. Selbst wenn die Kolonisten sich anfangs von den Eingeborenen zurückhielten, mußte mit der Zeit doch eine Annäherung und schließlich auch eine Mischung entstehen, denn da die Griechen und Makedonen im fernen Osten aus Mangel an griechischen Frauen genötigt waren, orientalische Frauen zu nehmen, konnte es nicht ausbleiben, daß durch sie orientalische Sitten und Anschauungen in die griechischen Familien eindrangen. Andererseits war aber durch das Nebeneinandersiedeln auch die Möglichkeit dafür geschaffen, daß die Eingeborenen sich Elemente der griechischen Kultur aneigneten.

Da Alexander nun zur Zeit der Städtegründungen in Ostiran schon die Idee der Annäherung der Iranier an die Makedonen und Hellenen gefaßt hatte, und bald auch die der Verschmelzung dieser Völker ihn beschäftigte, so wird die Aussicht auf eine allmähliche Mischung der Kulturen in diesen Ansiedlungen seinen damaligen Anschauungen nicht widersprochen haben. Ist er damit seiner ursprünglichen Absicht, die griechische Kultur im Orient auszubreiten, etwa untreu geworden? Persönlich ist er bis zuletzt, wie wir sahen, durchaus der Verehrer der griechischen Kultur geblieben, trotz aller Konzessionen, die er aus politischen Gründen den Iraniern gemacht hat. Sein Wunsch wird daher nach wie vor gewesen sein, die griechische Kultur so sehr wie möglich zur Geltung zu bringen. Aber wie er als Politiker gelernt hatte, daß er sein asiatisches Weltreich nicht mit den Makedonen allein regieren könne, so muß ihm in lebendiger Berührung mit den orientalischen Kulturen klar geworden sein, daß er auch die griechische Kultur hier nicht allein und rein zur Herrschaft bringen könne. Das Haupterfordernis war, daß zunächst einmal Zentren geschaffen wurden, von denen aus die Verbreitung der griechischen Kultur ihren Ausgang nehmen konnte, und das hat er mit seinen Städtegründungen geleistet. Mochten

Ausbreitung der griechischen Kultur

Kulturmischungen auch für später zu erwarten sein, so wird er bei seiner Stellung zur griechischen Kultur den Wunsch und das Vertrauen gehabt haben, daß ihr die Führung zufallen würde. *Die große Frage der Zukunft war in der Tat, welche der beiden Kulturen sich als die stärkere erweisen würde.* Das ist für viele Jahrhunderte das Hauptproblem der Kulturgeschichte gewesen. Die erste Grundlage hierfür haben Alexanders Städtegründungen geschaffen.

ZEHNTES KAPITEL

Ausblick

DIE ganze Größe Alexanders tritt uns erst entgegen, wenn wir die Wirkungen seines Lebenswerkes auf die Nachwelt betrachten. Tatsächlich hat er in den wenigen Jahren seiner Regierung die antike Welt auf eine neue Basis gestellt. Der ganze weitere Ablauf der Geschichte, das politische, wirtschaftliche und kulturelle Leben der Folgezeit ist ohne die Voraussetzung von Alexanders Lebenswerk nicht zu verstehen. Treffend hat *Johann Gustav Droysen*, der diese welthistorische Bedeutung Alexanders zuerst klar erkannt hat, sein geniales Jugendwerk über ihn mit den Worten eröffnet: „*Der Name Alexander bezeichnet das Ende einer Welt-epoche, den Anfang einer neuen.*“

Es ist hier nicht meine Aufgabe, die Geschichte der folgenden Jahrhunderte zur Darstellung zu bringen. Nur die Einwirkungen, die Alexander auf sie ausgeübt hat, die Schicksale seiner Ideen sollen hier durch das Altertum hindurch in größter Kürze verfolgt werden. Der historische Hintergrund wird, soweit zum Verständnis nötig, nur mit wenigen Strichen angedeutet werden können. Gewiß sind Politik, Wirtschaft und Kultur in jedem Augenblick der Geschichte aufs engste miteinander verflochten, und erst wenn sie in ihren wechselseitigen Beeinflussungen zusammenbetrachtet werden, erhält man ein vollständiges Bild des geschichtlichen Lebens. Aber Alexanders Wirkungen nach diesen drei Seiten hin werden vielleicht klarer hervortreten, wenn wir, wie im Rückblick, diese drei Faktoren des historischen Lebens nacheinander betrachten.

*

Durch den unerwarteten frühen Tod Alexanders wurden die in Babylon anwesenden Heerführer plötzlich vor die schwierigsten

Entscheidungen gestellt. Die Leitung der Verhandlungen fiel dem Perdikkas zu, dem der König sterbend seinen Siegelring übergeben hatte. Da die Reichseinheit aufrechterhalten und daher ein neuer König gewählt werden sollte, rückte wieder die makedonische Heeresversammlung in den Vordergrund. Aber die Wünsche der Fußtruppen, in denen das Altmakedonentum besonders kräftig verkörpert war, und der Reiter, die für die modernen Gedanken Alexanders zugänglicher geworden waren (S. 70), gingen auseinander, und so kam nach heftigem Streit, der fast zum blutigen Kampf geführt hätte, ein unglückliches Kompromiß zustande, wonach der von den Fußtruppen gewünschte Arrhidaios — zwar ein Epileptiker, aber Philipps Sohn — und der von den Reitern gewünschte noch ungeborene Sohn der Baktrierin Roxane, dessen Geburt nach einigen Wochen erfolgte, miteinander König sein sollten. So waren zwei Regierungsunfähige, zwei Unmündige bestimmt, den Platz des Unersetzlichen einzunehmen. Je schwächer dieses Scheinkönigtum wurde, desto mächtiger ist der Ehrgeiz der nach der Macht strebenden Generale entbrannt. Zunächst gingen sie gemäß der in Babylon festgesetzten neuen Satrapienverteilung in ihre Satrapien ab, so Ptolemaios, der Sohn des Lagos, nach Ägypten, so Lysimachos nach Thrakien, so Antigonos nach Großphrygien, während Perdikkas mit den Königen in Babylon blieb.

Doch vorher war in Babylon noch die Frage entschieden worden, nach welchen Maximen die Regierung geführt werden sollte. Perdikkas legte die oben erwähnten Aufzeichnungen über die letzten Pläne Alexanders (die Hypomnemata), um die Verantwortung von sich abzuwälzen, der makedonischen Heeresversammlung vor, und diese beschloß einstimmig ihre Kassierung — begreiflich genug, denn diese Pläne dienten zum Teil gerade denjenigen Gedanken Alexanders, gegen die die Makedonen seit Jahren umsonst opponiert hatten. Das gilt sowohl von der Verschmelzungspolitik wie von der Weltherrschaftspolitik, die zur Eroberung des Westens führen sollte. So sind denn gerade diese beiden Hauptideen Alexanders, die in den letzten Jahren ihn immer leidenschaftlicher bewegt hatten, durch diesen Heeresbeschluß von Babylon außer Kurs gesetzt worden. *Und doch sind sie damit nicht aus der Geschichte geschwunden!* Wohl haben seine Nachfolger in den nächsten Generationen die Verschmelzung der Makedonen und Griechen mit den

Orientalen durch das Prinzip einer nationalmakedonischen Regierung aufzuhalten gesucht, aber schließlich hat das Zusammensiedeln doch vielfach zu Verschmelzungen geführt, und der Welteroberungsgedanke ist zwar für die Makedonen und Griechen niemals mehr in Frage gekommen, aber auf die Vollendung des römischen Weltreiches ist Alexanders Vorbild nicht ohne Einwirkung geblieben.

Die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Königs, die die ganze Welt aufhorchen ließ, hat bei den orientalischen Völkern nirgends zu Unruhen geführt. Es ist ein starkes Argument für das organisatorische Genie Alexanders, daß sie jetzt keinen Versuch gemacht haben, ihre Selbständigkeit wiederzuerlangen. Er hatte es verstanden, sie mit den neuen Verhältnissen zu versöhnen. Die Unruhen, die jetzt in Baktrien ausbrachen, gingen nicht von der einheimischen Bevölkerung aus. Es waren die griechischen Kolonisten, die sich schon bei Lebzeiten Alexanders einmal erhoben hatten, die jetzt aus Sehnsucht nach der griechischen Kultur in die Heimat abzuziehen versuchten. Aber das Unternehmen wurde auf Perdikkas' Befehl blutig niedergeschlagen.

Dagegen in Hellas brach auf die Kunde von Alexanders Tod ein Sturm aus, durch den der korinthische Bund hinweggefegt wurde. Unter Führung des Demosthenes, der mit großen Ehren wieder aufgenommen war, erhob sich Athen und rief die Griechen zum Freiheitskampf gegen Makedonien auf. An die Stelle des korinthischen Bundes sollte ein „hellenischer Bund“ treten, dessen Hegemonie Athen übernahm. Rechtlich war die Aufhebung des korinthischen Bundes nicht zu beanstanden, denn in dem Bundesvertrage hatten sich die Bündner zwar auch gegenüber den Nachkommen Alexanders verpflichtet, aber ein legitimer Nachkomme war zur Zeit der Erhebung nicht vorhanden. Doch dieser formalrechtliche Gesichtspunkt wird nicht von ausschlaggebender Bedeutung gewesen sein, wenn auch unsere beste Quelle ihn erwähnt, sondern entscheidend war die aufs höchste gespannte Erregung, die durch Alexanders Verbanntendekret die Athener und auch die Ätoler ergriffen hatte. So kam es zu dem sogenannten „Iamischen Kriege“, aus dem Antipater als Sieger hervorging. Athen, dessen Seemachtstellung durch die Niederlage der Flotte bei Amorgos für alle Zeiten dahin war, bekam eine makedonische Besatzung, mußte seine de-

mokratische Verfassung in oligarchischem Sinne ändern und Samos den Samiern zurückgeben. Antipater, der mit jedem Aufständischen einzeln Frieden schloß, hat den neuen Hellenenbund aufgelöst, aber den alten korinthischen Bund nicht wiederhergestellt. Und doch hat diese geniale Schöpfung Philipps ihre Rolle in der Geschichte damit noch nicht ausgespielt. Noch mehrmals haben hellenistische Machthaber, die nach dem Protektorat über Griechenland strebten, den korinthischen Bund Philipps mit mehr oder weniger Erfolg wieder lebendig zu machen gesucht.

Bald begannen die Kämpfe der ehrgeizigen Satrapen, die in wechselnden Koalitionen um die Macht miteinander rangen. Eine solche Fülle von kraftstrotzenden Persönlichkeiten wie hier im Kreise der Diadochen ist wohl erst wieder unter den Condottieri und Tyrannen der italienischen Renaissance hervorgetreten. Und doch hatten sie sich alle gebeugt vor dem Einzigen! Der Gewaltigste unter ihnen war Antigonos, der sich allmählich einen großen Teil Asiens gewonnen hatte und nach der Alleinherrschaft über das ganze Alexanderreich strebte. Gegen ihn und seinen Sohn Demetrios schlossen sich Ptolemaios von Ägypten, Seleukos von Babylon, Lysimachos von Thrakien und Kassander, Antipaters Sohn, von Makedonien in langjährigen Kämpfen zusammen. Bald sank das Königtum dahin, durch das die Einheit des Reiches formell noch aufrechterhalten war: nachdem König Philippos Arrhidaios von der rachsüchtigen Olympias ermordet war (317), Olympias selbst bald danach von Kassander besiegt und hingerichtet war, wurde 310 auch der kleine Alexander mit seiner unglücklichen Mutter Roxane von Kassander ermordet. So endete Alexanders Haus in einem grausigen Blutbade! Nun gab es keinen König mehr, sondern nur noch Satrapen, die um die Macht kämpften. Da nahm 306 Antigonos nach einem Siege den Königstitel an, durch den er den Anspruch auf das ganze Alexanderreich erhob. Aber seine Gegenspieler parierten den Schlag, indem auch sie sich Könige nannten, freilich in anderem Sinne als Antigonos, denn sie wollten nur Könige ihrer Territorialreiche sein. Damit war die Einheit des Alexanderreiches aufgegeben. Nachdem Antigonos 301 bei Ipsos *h. v. s. Phrygie* besiegt und gefallen war, hat sein Sohn Demetrios mit seiner erstaunlichen Elastizität noch lange Jahre die Gegner in Atem gehalten. Erst 281 nahmen diese Diadochenkämpfe mit der Schlacht

bei Kurupedion ein Ende. Mit Lysimachos, der hier 80jährig tapfer kämpfend fiel, und seinem Besieger Seleukos, der gleich danach ermordet wurde, sanken die letzten Kampfgenossen Alexanders ins Grab.

Das Ergebnis dieser mehr als vierzigjährigen Kämpfe war, daß sich aus dem Alexanderreich drei große Monarchien entwickelt hatten: Ägypten unter den Ptolemäern, Asien unter den Seleukiden und Makedonien unter den Antigoniden. Daneben stand Hellas, zum Teil von Makedonien beherrscht, umworben zeitweise auch von Ägypten, trotz der neuen großen Bünde, des ätolischen und des achäischen, meist innerlich zerrissen und daher ein Spielball im Kampfe der Großmächte. Ähnlich hat sich später auch das Weltreich Karls des Großen, etwa 30 Jahre nach seinem Tode (843), durch den Streit seiner Enkel in drei Sonderstaaten aufgelöst. So war der europäische und der orientalische Teil des Alexanderreiches wieder auseinandergefallen, und innerhalb des Orients hatten sich Asien und Ägypten, wie einst in alten Zeiten, wieder voneinander getrennt. *Aber Alexanders unermüdliche Kämpfe waren nicht umsonst gewesen*: dieser Orient blieb durch Jahrhunderte hindurch unter makedonischer Herrschaft und konnte so im Sinne Alexanders der griechischen Kultur und Wirtschaft weiter erschlossen werden.

Das *Ptolemäerreich* war an Umfang nur klein im Verhältnis zum Seleukidenreich, aber es war durch straffe Zentralisation festgefügt, das Kernland Ägypten durch die Natur fast unangreifbar, dazu von ungeheurem natürlichem Reichtum. Hierauf gestützt haben die ersten Ptolemäer ihre Herrschaft erweitern können, indem sie Kyrene und Cypern sowie das südliche Syrien hinzueroberten und sich an der kleinasiatischen Süd- und Westküste bis hinauf nach Thrakien festsetzten. Als Meeresbeherrscher hier im Ostbecken des Mittelmeeres die erste Rolle in der internationalen Politik zu spielen und ihren Handel an die Spitze des Welthandels zu bringen, ist das Hauptziel ihrer Politik gewesen. Im *Seleukidenreich* dagegen konnte eine derartige Zentralisation der Regierung nicht durchgeführt werden wie in Ägypten, wo man es nur mit *einem* Fremdvolk, den Ägyptern, zu tun hatte, denn die Seleukiden herrschten über Völker der verschiedensten Rassen, über Semiten, Anatolier und Iranier. Schon Alexander hatte die verschiedenen Landesteile mit Berück-

babylon

sichtigung ihrer Eigenarten und Traditionen sehr verschieden behandelt, und das werden auch die Seleukiden getan haben. Sie haben aber nicht die Kraft gehabt, ihr gewaltiges Reich zusammenzuhalten. Schon früh haben sich Reichsteile losgerissen, so gleich zuerst *Indien* durch Tschandragupta, den Begründer der Mauryadynastie, der das Indusland und das Gangesland zu einem großen Einheitsstaat zusammenfaßte, dann im III. Jahrhundert Baktrien, Parthien, Galatien, das pergamenische Reich, später der jüdische Hasmonäerstaat u. a.

Der Staat der Ptolemäer wie der Seleukiden war ebensowenig wie das Weltreich Alexanders ein Nationalstaat. Es waren Territorialstaaten, in denen eine makedonische Dynastie, gestützt auf eine makedonische und griechische dünne Oberschicht, über Millionen von Orientalen herrschte. Ein Reichsbürgerrecht gab es nicht. Nur die dritte Großmacht, Makedonien, kann man als einen Nationalstaat bezeichnen, denn hier herrschte eine makedonische Dynastie über ein vorwiegend makedonisches Volk. Darin lag eine besondere Kraft gegenüber den anderen beiden Mächten, die sich auch in dem einheitlicheren Militärwesen zeigte. Darum erschien Makedonien später den Römern als der gefährlichste Gegner unter den Ostmächten.

Das Bemühen, an Alexander anzuknüpfen, tritt besonders deutlich bei Ptolemaios I. hervor. Er erzwang die Überführung der Leiche des großen Königs nach Ägypten, setzte sie aber nicht in der Ammonsoase, wie Alexander selbst gewünscht hatte, sondern in Memphis bei, von wo sie später in das prächtige Grabmal überführt worden ist, das im Königsviertel Alexandriens für sie errichtet war. So suchte Ptolemaios, dessen besondere Verehrung für Alexander uns auch in seinem Memoirenwerk entgegentritt, den Glanz und Segen, der von dem Namen Alexander ausging, speziell in sein Reich zu bannen. In Alexandrien, wo dem großen König nach griechischer Auffassung schon als Stadtgründer heroische Ehren zukamen, schuf er einen Kult Alexanders, dessen Jahrespriester für das ganze Reich eponym war. So sind durch die ganze Ptolemäerzeit hindurch die griechischen wie auch die demotischen Urkunden neben dem in Ägypten üblichen Königsjahr auch nach diesem Alexanderpriester datiert worden.

Die Seleukiden und Ptolemäer haben von vornherein das Ziel

verfolgt, möglichst viel makedonische und hellenische Bevölkerung in ihr Reich zu ziehen, denn nur dadurch konnten sie ein Gegengewicht gegen die Massen der Orientalen gewinnen. Die Seleukiden haben das erreicht, indem sie nach dem Muster Alexanders zahlreiche griechisch organisierte Städte gründeten. Seleukos I. und sein Sohn Antiochos I. gehören zu den größten Kolonisatoren der Geschichte überhaupt. Nicht nur in Kleinasien, wo namentlich schon Antigonos vorgearbeitet hatte, sondern vor allem auch im nördlichen Syrien haben sie eine große Fülle solcher Stadtgründungen vollzogen, so daß hier geradezu ein „Neu-Makedonien“ entstanden ist. Aber auch weiterhin nach Osten finden sich ihre Gründungen, wieder in dichten Mengen in Mesopotamien und vor allem zahlreich in Ostiran, wo schon Alexander den Grund gelegt hatte. Außerdem haben sie im militärischen Interesse auch zahlreiche Militärkolonien angelegt, die als Landgemeinden keine städtische Verfassung hatten. Anders verfahren die Ptolemäer. Wohl haben sie in ihren auswärtigen Besitzungen wie im südlichen Syrien und sonst Griechenstädte gegründet, aber in Ägypten selbst ist Ptolemais in Oberägypten, die Gründung Ptolemaios' I., die einzige Griechenstadt, die sie zu Alexandrien und Naukratis hinzugefügt haben. Dafür haben sie aber eine starke innere Kolonisation betrieben, indem sie ihr makedonisch-griechisches Heer durch Zuweisung von Lehnland in den Gauen ansiedelten.

Das Regiment der Seleukiden und der Ptolemäer war ein absolutistisches in dem Sinne, wie Alexander es als König von Asien geführt hatte. Auch hierin ist er ihr Vorbild gewesen. Nach seinem Vorgang wurde für sie, wie überhaupt für die hellenistischen Könige, das ursprünglich persische Diadem das übliche Abzeichen ihrer königlichen Macht. Für die Ptolemäer ergab sich dadurch noch eine besondere Nuance, daß sie in den Augen ihrer ägyptischen Untertanen ihre Pharaonen waren. Ptolemaios I. hat daher, sobald er König wurde (305), wiederum dem Beispiel Alexanders folgend, die ihm von den Priestern angetragenen ägyptischen Königstitulaturen, in denen auch der ägyptische Königskult (als Horos, als Sohn des Rē usw.) seinen Ausdruck fand, angenommen, und so sind die sämtlichen Ptolemäer bis zum Ausgang der Dynastie auf den ägyptischen Denkmälern als göttliche Pharaonen dargestellt worden. Ähnlich galt Seleukos I. und seine Nachfolger den Baby-

loniern ebenso wie Alexander als ihr Sonderkönig, nur daß hier kein göttlicher Kult damit verknüpft war.

Dieser Absolutismus fand den Makedonen gegenüber darin seine Schranken, daß die Seleukiden und Ptolemäer, auch hierin dem Beispiel Alexanders folgend, die Rechte der makedonischen Heeresversammlung bestehen ließen. In der späteren Zeit ist diese Institution, je mehr die Makedonen selbst unter dem Einfluß des Orients sich veränderten, immer bedeutungsloser geworden. Kräftiger hat sie sich natürlich in Makedonien erhalten. Andererseits schwieg der Absolutismus, wenigstens nominell, auch gegenüber den Griechenstädten, denen vielfach Freiheit und Autonomie gegeben war. Tatsächlich hat aber die königliche Autorität auch in diese Stadtverwaltungen in sehr verschiedenen Formen und Graden eingegriffen.

Abgesehen von solchen partiellen Beschränkungen hat dieser hellenistische Absolutismus *allen* Untertanen gegenüber die Färbung des sogenannten aufgeklärten Absolutismus getragen, der das „Wohltun“ gegenüber dem Volk für seine Königspflicht hält. Die neuere Forschung pflegt dies freilich erst für diese hellenistischen Könige anzunehmen, aber wenn wir uns erinnern, wie Alexander von vornherein, als er in Asien auftrat, sich bemühte, die besiegten Völker als seine Untertanen mit der neuen Ordnung zu versöhnen, indem er nach Möglichkeit ihre alten Einrichtungen bestehen ließ und ihre traditionellen völkischen Eigentümlichkeiten schonte, wird man doch sagen dürfen, daß schon Alexander ihnen in dieser Grundauffassung der Regierung ein Vorbild gegeben hatte. Während sich Alexander aber hierbei im Gegensatz zu seinem Lehrer Aristoteles befunden hatte, sind seine Nachfolger gerade durch philosophische Lehren zu dieser „aufgeklärten“ Auffassung ihres königlichen Berufes geführt worden. Diese Probleme sind damals in Schriften „Über das Königtum“ viel behandelt worden. Am stärksten ist der philosophische Einfluß bei Antigonos Gonatas, dem Sohn des Demetrios, zu spüren, der die Antigonidenherrschaft in Makedonien begründet hat, denn dieser hatte in Athen bei Zenon, dem Stifter der Stoa, studiert und hat in seiner langen Regierung sich auch praktisch zu den stoischen Gedanken bekannt. Seine Auffassung von seinen Königspflichten spiegelt sich in dem berühmten Ausspruch wider, daß das Königtum „ein ruhmvoller

Dienst sei“, ein Wort, das sich innerlich mit dem Ausspruch Friedrich des Großen von „dem Fürsten als dem ersten Diener des Staates“ berührt. Viel dünner waren die Beziehungen der Ptolemäer und Seleukiden zur Philosophie ihrer Tage, und doch scheinen kynische und stoische Gedanken auch ihre Auffassung von ihren Königspflichten beeinflußt zu haben.

Die ersten großen Könige dieser Dynastien haben es mit der Erfüllung dieser Pflichten sehr ernst genommen. Im besonderen läßt es sich bei den Ptolemäern verfolgen, wie sie in täglicher angestrenzter Arbeit den großen Aufgaben, wie sie gerade ein absolutistisches Regiment dem Fürsten aufgibt, gerecht zu werden suchten. Ungeheuer muß allein die Arbeitslast der Audienzen gewesen sein, denn jedermann, auch der Fellache, konnte sich über die Köpfe aller Zwischeninstanzen hinweg persönlich an seinen König wenden. Um dieser pflichttreuen Arbeit willen hat Mommsen einmal die Monarchie der Lagiden mit der friederizianischen zusammengestellt, „von der sie in den Grundzügen sich nicht entfernte“. Im Interesse einer geordneten Verwaltung lag es aber, daß die täglichen Amtsgeschäfte der Könige protokolliert wurden. Da ist es wieder Alexander, der ihnen das Muster an die Hand gegeben hat: nach dem Vorbild seiner Ephemeriden haben die Ptolemäer und auch andere hellenistische Fürsten ihre täglichen Handlungen in amtlichen Tagebüchern aufzeichnen lassen.

Zur Charakteristik des hellenistischen Königstums ist noch ein sehr wichtiges Moment hervorzuheben, das ist der hellenistische Königskult. Mit dem oben erwähnten ägyptischen Pharaonenkult der Ptolemäer hat dieser nicht das mindeste zu schaffen. Auch sonst kommen orientalische Gedanken und Traditionen, wie gelegentlich angenommen wird, für ihn nicht in Betracht. Er ist vielmehr aus eben jenen *griechischen* Gedanken entsprungen, die schon zu Alexanders Apotheose geführt hatten, und doch darf man ihn nicht aus Alexanders Vorbild ableiten. Schon die Tatsache, daß er erst in der zweiten Generation nach Alexander sich allmählich entwickelt hat, warnt vor dieser direkten Verbindung. Auch ist er in seiner vollen Entwicklung etwas völlig anderes als Alexanders Apotheose geworden. Denn dieser hellenistische Königskult ist zu *einem offiziellen Staatskult* geworden, der sowohl für die Makedonen und Griechen wie für die Orientalen galt, während Alexander nie-

mals einen Staatskult seiner Person eingeführt hat, und seine Apotheose nur für die Städte des korinthischen Bundes gegolten hat. *In bezug auf diese hellenistischen Könige kann man also von einem Gottkönigtum des Reiches sprechen, nicht aber, wie es so häufig geschieht, in bezug auf Alexander.* Und doch ist nicht zu verkennen, daß Alexanders Apotheose eine historische Voraussetzung für diesen andersartigen hellenistischen Königskult gewesen ist und indirekt einen Einfluß auf seine Entstehung ausgeübt hat. Die griechische Idee der göttlichen Verehrung von Männern übermenschlicher Leistungen war durch Alexander so stark und so allhin sichtbar, wie noch nie vorher, in der Griechenwelt lebendig geworden. Die Folge war, daß die Griechen in der nächsten Generation nach seinem Tode mehr denn je geneigt waren, Männern, die ihnen Außerordentliches geleistet hatten, im besonderen denjenigen, die ihnen die „Freiheit“ gebracht oder doch verkündet hatten, göttliche Ehren in verschiedenen Formen und Graden zu erweisen. Die uns bekannten Beispiele zeigen, wie stark diese Gedanken nach Alexander und durch ihn in der Griechenwelt geworden waren. Von den direkten Nachfolgern aber hat niemand, weder Ptolemaios I. noch Seleukos I., göttliche Ehren für sich beansprucht.

Den ersten Schritt zum hellenistischen Königskult tat Ptolemaios II. Philadelphos, indem er — wohl mehr im Interesse des Prestiges seiner Dynastie als aus religiösem Bedürfnis — nach dem Tode seines Vaters diesem als „Gott Sotēr“ (Retter) einen Staatskult einrichtete und zugleich ein großes penteterisches Fest stiftete, das in der ganzen Griechenwelt mitgefeiert werden sollte. Als später seine Mutter Berenike starb, hat er beide Eltern als „Götter Soterēs“ im Kult zusammengefaßt. Ebenso hat er seiner Schwester und Gemahlin Arsinoe II., als sie im Jahre 270 starb, als der „Göttin Philadelphos“ (das heißt „die ihren Bruder liebt“) einen Staatskult gestiftet. Bis dahin waren also nur verstorbene Mitglieder der Dynastie vergöttert worden und zwar dadurch, daß eine Gottheit die Gestorbenen „entrückt“ hatte, worauf der König den Kult anordnete. Nunmehr tat Philadelphos den entscheidenden Schritt vorwärts, indem er sich selbst, dem Lebenden, und seiner toten Schwester gemeinsam unter dem Namen der „Götter Geschwister“ einen Staatskult schuf. Damit war die Bahn gebrochen für die weitere Entwicklung des ptolemäischen Königskultes. Vom

dritten Ptolemäer an erhielt dann regelmäßig der König mit seiner Gemahlin bei Lebzeiten, sobald er irgendwelche größeren Taten vollbracht hatte, göttlichen Kult.

Schon die Kultbeinamen dieser Ptolemäerkönige, die die Ägypter zum Teil nur mühsam in ihrer Sprache wiedergaben, zeigen uns, daß dieser hellenistische Königskult rein *griechischer* Abkunft war, denn Soter (der Retter), Euergetes (der Wohltäter), Epiphanes (der in die Erscheinung Tretende, sich Offenbarende) sind Vorstellungen der griechischen Religion. Aber gelten sollte er, wie gesagt, nicht nur für die Makedonen und Griechen, sondern auch für die Ägypter. Wurden doch diese apotheosierten Ptolemäer als „mitwohnende Götter“ nicht nur den griechischen Göttern, wie dem Alexander von Alexandrien, sondern ebenso auch den ägyptischen Hauptgöttern der Gaue angeschlossen. So waren z. B. die Isispriester der Insel Philae nicht nur Priester der Isis, sondern auch der apotheosierten Ptolemäer. Damit war ein Kult geschaffen, in dem sich alle Untertanen, gleichviel welcher Rasse, vereinten. Man kann darin eine Religionspolitik wiederfinden, die schon Ptolemaios I. betrieben hatte, indem er den Kult des Sarapis für Griechen und Ägypter schuf.

Dem Beispiel des Philadelphos folgten bald auch die Seleukiden, aber die Formen der Apotheose waren hier wesentlich andere. Wohl galt auch hier der Königskult anfangs nur den Verstorbenen, aber anders als bei den Ptolemäern waren diese ersten Könige bestimmten Göttern gleichgesetzt: so hieß Seleukos I. als Gott „Seleukos Zeus Nikator“ (der Sieger), sein Sohn Antiochos I. „Antiochos Apollon Sotēr“. Auch war der Königskult im Seleukidenreich nicht so einheitlich organisiert wie im zentralistischen Ptolemäerreich. So scheinen die Griechenstädte im Reich ihre eigenen eponymen Priester gehabt zu haben, während in den Satrapien Erzpriester (Archiereis) an der Spitze des Königskultes standen.

Doch auf die verschiedenen Formen des Königskultes in den verschiedenen Königreichen kann hier nicht weiter eingegangen werden. Hervorgehoben sei nur, daß in Makedonien dieser Königskult überhaupt nicht Eingang gefunden hat. Das lag wohl auch an der schlichten Persönlichkeit des Antigonos Gonatas, vor allem aber an der Gesinnung des makedonischen Volkes, das, wie sich schon

bei Alexander gezeigt hatte, diesen griechischen Gedankengängen durchaus ablehnend gegenüberstand.

So war in den östlichen Reichen durch diesen Königskult ein engeres Band um den König und sein Volk geschlungen, das zwar keinen Ersatz für das mangelnde Nationalgefühl bringen konnte, aber doch alle Untertanen in der göttlichen Verehrung des Königs vereinte und so eine geistige Einheit schuf, in dessen Mittelpunkt das Königshaus stand.

Diese hellenistischen Königreiche, deren Nebeneinander ein gewisses Gleichgewicht in der politischen Situation der östlichen Mittelmeerwelt schuf, hätten, wenn sie mit ihren sehr bedeutenden militärischen Kräften zusammengehalten und rechtzeitig auf die im Westen sich bildende Weltmacht geachtet hätten, den Römern wohl standhalten können. Statt dessen haben sie in ständiger Rivalität, vielfach in offenen Kriegen, einander zu schwächen gesucht, und so sind sie einer nach dem anderen vom römischen Weltreich verschluckt worden. Diese großen Monarchien sind aber nicht ohne Einfluß auf die Entwicklung des römischen Reiches geblieben, und so sind auch Ideen, die auf Alexander zurückgingen, in der römischen Geschichte noch einmal zur Geltung gekommen.

Als seit der Mitte des III. Jahrhunderts v. Chr. der Hellenismus auch in Rom Eingang fand und immer mehr sich in den gebildeten Kreisen Roms ausdehnte, ist das strahlende Bild des Welteroberers Alexander auch in der römischen Gesellschaft lebendig geworden. Bezeichnend hierfür ist, daß die Römer es gewesen sind, die dem Alexander den weltgeschichtlichen Beinamen des „Großen“ (Magnus) gegeben haben. Zwar sind es *griechische* Historiker gewesen, die den großen Scipio Africanus, den Besieger Hannibals, der den Grund zur römischen Weltherrschaft gelegt hat, in Parallele zu Alexander gestellt haben, ihn zum Sohn des Jupiter Capitolinus gemacht und auch die Alexanderlegende von der Zeugung durch die heilige Schlange auf ihn übertragen haben, aber diese Gedanken sind auch in der römischen Gesellschaft lebhaft diskutiert worden. Erst später sollte das leuchtende Alexanderbild in der römischen Literatur getrübt werden.

Doch wichtiger ist, daß das Weltreich Alexanders und die Diadochenreiche auf die letzten Pläne des Diktators *Cäsar* nicht ohne Einfluß gewesen sind. *Cäsar*, der schon durch seine Eroberung

Galliens die Grenzen des Römerreiches bis an den Atlantischen Ozean und die Nordsee vorgeschoben hatte, hat zuletzt, als er nach Besiegung des Pompeius und seiner Parteigänger der Herr des Reiches geworden war, einen großen auf drei Jahre berechneten Feldzug geplant, der sich zunächst gegen das an der Donau begründete Reich der Geten und Daker, dann aber vor allem gegen die Parther wenden sollte. Die Parther herrschten damals vom Euphrat bis an die baktrische Grenze, wo die Indoskythen herrschten. Durch die Angliederung dieses Reiches an das römische Imperium wäre also ein Weltreich geschaffen, ähnlich dem, das Alexander in seinen letzten Plänen als Ziel vorgeschwebt hatte. Daß es Cäsar nicht etwa bloß auf die Rache für die Niederlage des Crassus ankam, sondern daß dieser Krieg, der mit 16 Legionen geführt werden sollte, wirklich den Abschluß der Welteroberung bringen sollte, zeigen uns die Nachrichten über seine Feldzugspläne. Nach Niederwerfung der Geten und Daker wollte Cäsar von Kleinarmenien aus in das Partherreich einbrechen und offenbar das ganze Reich unterwerfen, denn er wollte, wie Plutarch erzählt, nach der Unterwerfung der Parther auf dem Rückweg durch Hyrkanien hindurchziehen, Hyrkanien grenzte aber bereits an das indoskythische Reich. Weiter wollte er dann am Kaspischen Meer, das nach damaliger Vorstellung ein Busen des Ozeans war, und nach Überwindung des Kaukasus am Schwarzen Meer entlang ziehen und in das (europäische) Skythenland einfallen, darauf die Germanen im Rücken fassen und überrennen und durch Gallien nach Italien zurückkehren, und so wollte er, wie unsere Quelle sagt, den römischen Erdkreis zusammenschließen, „indem das Imperium von allen Seiten vom Ozean umgrenzt wäre“. Wenn diese Worte, wie nicht unwahrscheinlich ist, Cäsars Gedanken richtig wiedergeben, so finden wir ihn auf demselben Wege wie Alexander, als er im Osten so leidenschaftlich den Ozean als Grenze seines Weltreiches suchte. Daß in diesen parthischen Plänen Cäsars uns nicht eine zufällige Koïnzidenz mit Alexander und seinen Plänen entgegentritt, sondern daß Cäsar mit vollem Bewußtsein hierbei Alexander und sein Weltreich vor Augen gehabt hat, kann nicht zweifelhaft sein, zumal Cäsar von Jugend auf ein glühender Bewunderer Alexanders gewesen ist. So grundverschieden auch diese beiden genialen Naturen waren, und so sehr auch dem damals schon bejahrten Dik-

tator der jugendliche Schwung fehlte, mit dem Alexander durch die Welt gestürmt war, kamen sie doch in jenen letzten Plänen sich merkwürdig nahe. Aber bei Cäsar sollten sie ebensowenig in Erfüllung gehen wie bei Alexander. Drei Tage bevor er zur Armee abreisen wollte, wurde er von den Verschworenen ermordet.

Daß das römische Weltreich auf die Dauer nicht in den Formen der römischen Republik regiert werden konnte, hatte die Geschichte der letzten Dezennien gelehrt, da die republikanische Verfassung sich für die Bedürfnisse des Weltreiches, je mehr dies wuchs, als immer unzulänglicher erwiesen hatte. So ist Cäsars Wille zur Monarchie aus den *römischen* Verhältnissen heraus zu erklären. Aber aufbauen konnte er diese Monarchie nicht auf römischen Traditionen. Auch die Machtstellung, die ihm noch kurz vor seinem Tode als lebenslänglichem Diktator übertragen war, die in Wirklichkeit schon die Republik aufhob, konnte ihn nicht befriedigen. Welchen Titel er stattdessen bei längerem Leben gewählt hätte, ist eine sehr umstrittene Frage. Aber das dürfen wir als sicher annehmen, daß ihm für die Ausgestaltung seiner monarchischen Stellung das absolutistische Königtum Alexanders, wie es von den Diadochen als hellenistisches Königtum weiter ausgebildet war, als Vorbild vorgeschwebt hat. Wäre er als Sieger aus Parthien heimgekehrt, so hätte er sicher auch das äußere Symbol dieser königlichen Macht, das Diadem Alexanders und der Diadochen, übernommen. Aber eingeführt hatte er bereits das hellenistische Gottkönigtum. Der Gedanke der Vergötterung ist ihm spontan von der hellenistischen Welt des Ostens entgegengebracht worden. Wohl hatte man hier schon seit langem römischen Machthabern göttliche Ehren erwiesen, aber es war doch eine außergewöhnliche Steigerung, wenn nach dem Siege von Pharsalos (48), der die Machtfrage zwischen Cäsar und Pompeius entschieden hatte, die sämtlichen Griechenstädte der Provinz Asien in einer ephesischen Inschrift den Cäsar feierten als den von Ares und Aphrodite abstammenden Gott, der sich offenbart hat (Theos Epiphanes), und den gemeinsamen Retter oder Heiland (Sotēr) des Menschengeschlechts. Mit Absicht betonten sie im Anfang die Abstammung des Juliers von Aphrodite, auf die Cäsar ebenso großes Gewicht gelegt hat, wie Alexander auf die vom Achilleus oder Herakles. Der „Theos Epiphanes“ war zwar eine schon etwas abgegriffene Münze, aber

„der gemeinsame Heiland des Menschengeschlechts“ war wohl ein neuer Gedanke, durch den die Anerkennung des Siegers von Pharsalos als des Monarchen des Weltreiches zum Ausdruck kam. Was so der hellenistische Osten ihm spontan entgegenbrachte, mußte für Rom und Italien — und Cäsar legte besonderes Gewicht darauf, gerade hier das Gottkönigtum durchzuführen — in andere Formen gekleidet werden. Die göttlichen Ehren, die ihm hier der vor ihm kriechende Senat dekretierte, mußten an römische Vorstellungen angeknüpft werden. So wurde er hier als Jupiter Julius unter die Staatsgötter erhoben, und ein Priester für seinen Kult, ein flamen Julianus, wurde nach dem Muster des flamen des Jupiter, Mars und Quirinus eingesetzt u. a. m. Aber im Grunde war dies alles doch nur der hellenistische Gedanke des Gottkönigtums in römischen Formen. Auch manche anderen Ehrenrechte, die er sich übertragen ließ, verleugnen nicht ihre Herkunft aus den hellenistischen Monarchien, so das Bildnisrecht, das ihm erlaubte, sein Porträt auf die Münze zu setzen, ferner der hellenistische Königs- eid, der hier in der Form des Eides beim „Genius Cäsars“ in den römischen Eid eingefügt wurde, ferner die Feier seines Geburtstages als eines öffentlichen Feiertages, der mit Staatsopfern zu begehen war u. a. m.

Kurz vor seinem Tode schwirrten Gerüchte umher, er werde Rom verlassen und seine Residenz nach dem Osten verlegen, sei es nach Ilion, das er bei seinem Besuch (48) ganz ähnlich wie einst Alexander geehrt hatte, oder aber nach Alexandrien. Diese Gedanken mußten für den Fall, daß er siegreich aus dem Partherkrieg zurückkehrte, in der Tat nahe liegen, da dann der Schwerpunkt des Weltreiches sich von selbst mehr nach dem Osten verschieben mußte. Alexandrien würde sich zum Mittelpunkt eines solchen Weltreiches besonders gut geeignet haben, wie wahrscheinlich auch Alexander diese Stadt zur Residenz gewählt hätte, wenn er seine letzten Pläne ausgeführt hätte (S. 215). Für Cäsar kam noch hinzu, daß er seine Reichspolitik leichter auf dem vom Hellenismus getränkten Boden Alexandriens als in dem von republikanischen Traditionen umwobenen Rom hätte durchführen können, da sie nicht auf ein national-römisches Imperium, sondern auf ein internationales Weltreich hinauslief, das die ganze hellenistisch-römische Kulturwelt zusammenfassen sollte.

Nach Cäsars Tode fanden diese hellenistischen Gedanken einen Vorkämpfer in Marcus Antonius, der, wiewohl römischer Triumvir, als Prinzgemahl der Kleopatra sich in Alexandrien wie ein hellenistischer König gerierte und von einer Eroberung des östlichen Alexanderreiches träumte. Hat er doch seinem von der Kleopatra ihm geborenen Söhnchen, dem er bezeichnenderweise den Namen Alexander gegeben hatte, die Herrschaft über ganz Asien vom Euphrat bis nach Indien verheißen. Hätte er gesiegt, so würde sicher Alexandrien die Hauptstadt der Welt geworden sein. Aber Sieger blieb in dem Prätendentenkampf nicht er, sondern Cäsars Adoptivsohn Octavian, der spätere Augustus, und dieser vertrat im Gegensatz zu der hellenistisch-orientalischen Politik jenes eine national-römische Politik. Sein Sieg war von weltgeschichtlicher Bedeutung, denn nur dadurch erhielt Rom für die nächsten Jahrhunderte die beherrschende Stellung als Hauptstadt der Welt, bis dann Konstantin die Residenz nach dem Osten verlegte. Im Gegensatz zu Cäsars geplantem kosmopolitischem Weltreich hat Augustus, der durch und durch Römer war, ein *Imperium Romanum* gegründet, in dem die Römer die Herren über die anderen Völker waren.

Es kann hier nicht dargelegt werden, wie Augustus mit außerordentlicher Einsicht und Weisheit seine tatsächliche Monarchie in republikanische Formen zu kleiden verstanden hat. Erst Mommsen hat uns dies in seinem genialen „Römischen Staatsrecht“ gelehrt. Wohl aber muß hier hervorgehoben werden, daß trotzdem dieser Erste der Bürger, wie er sich gern nannte, einige Tropfen hellenistischen Öles nicht verschmäht hat: jene hellenistischen Ehrenvorrechte, die Cäsar übernommen hatte, wie das Bildnisrecht auf Münzen, den Eid bei seinem Genius, die öffentliche Feier seines Geburtstages, hat auch er für sich in Anspruch genommen. Dagegen das hellenistische Gottkönigtum hat er im Gegensatz zu Cäsar nur mit starken Einschränkungen zugelassen. Für Rom hat er seine göttliche Verehrung überhaupt verboten, während er die italischen Gemeinden nicht daran gehindert hat; in den Provinzen aber hat er seinen Kult nur zusammen mit dem der Göttin Roma zugelassen. Der privaten Gottesverehrung waren natürlich keine Schranken gesetzt. Erwähnt sei auch, daß er in der Provinz Ägypten, die unter Ausschluß des Senates ihm allein unterstand, als Nachfolger der

Ptolemäer eine geradezu königliche Sonderstellung eingenommen hat. Hier hat auch er und seine Nachfolger ebenso wie Alexander und die Ptolemäer den alten Pharaonenkult der Eingeborenen entgegengenommen. Aber ebenso wie für Alexander hat dies auch für Augustus rein lokale Bedeutung gehabt.

Es kann hier auch nicht dargelegt werden, wie im Laufe der Jahrhunderte die römischen Grundlagen des Augustus von einzelnen Kaisern zugunsten der cäsarisch-hellenistischen Staatsauffassung verdrängt worden sind bis zum endlichen Siege des cäsarischen Absolutismus. Dieses Auf und Ab der römischen und der hellenistischen Tendenzen oder der augustischen und der cäsarischen Ideen verleiht der inneren Geschichte dieser Kaiserzeit Bewegung und Spannung. Aber auch in der äußeren Politik haben Cäsars Gedanken der Ausdehnung und Abrundung des Weltreiches manche Kaiser angeregt, nachdem schon Augustus, wiewohl offiziell der „Friedenskaiser“, durch sogenannte Grenzkriege Großes hierin geleistet hatte. Hier sei nur auf *Trajan* hingewiesen, weil ihm nicht nur Cäsar, sondern auch Alexander, dieser freilich als ein unerreichbares Ideal, vorgeschwebt hat. Er hat den ersten Teil des von Cäsar geplanten Programms durch die Dakerkriege aufs glänzendste erfüllt, hat dann aber auch den zweiten Teil, den Partherkrieg, unter persönlicher Führung in Angriff genommen, und hierbei hat ihn das Bild Alexanders ständig begleitet. Nach der Besetzung von Ktesiphon, der parthischen Residenz, ergriff ihn wie einst Alexander das sehnsüchtige Verlangen, den Tigris hinab zum Okeanos (das heißt zum Persischen Golf) zu fahren, und als er auf das Meer hinausfuhr und ein Schiff nach Indien fahren sah, brach er, wie erzählt wird, in die Worte aus, daß er auch zu den Indern gefahren wäre, wenn er noch jung wäre, und er pries den Alexander glücklich. Spätere Quellen sprechen hiernach irrig von indischen Kriegsplänen Trajans. Vielmehr tritt uns in diesen Worten nur die schmerzliche Resignation des greisen Herrschers entgegen, der dem jugendlichen Helden gern nachgeeifert hätte. Seine tiefe Verehrung Alexanders zeigte er dann in Babylon in geradezu symbolischer Weise, indem er ihm in seinem Sterbezimmer im alten Königspalast ein Heroenopfer darbrachte. Auch spätere Kaiser haben noch dem Andenken Alexanders gehuldigt, namentlich (zum Teil recht geschmacklos) im Anfang des III. Jahrhunderts — auch

noch Julianus Apostata im IV. Jahrhundert, der auf seinem Perserfeldzug sich auf den Spuren Alexanders fühlte —, doch keine Huldigung ist so eindrucksvoll wie diese, die Trajan, einer der besten der römischen Kaiser, dem Alexander dargebracht hat.

Ich breche hier, wo wir wieder in das Sterbezimmer Alexanders geführt sind, diese Skizze seiner politischen Nachwirkungen ab, und möchte nur zum Schluß hervorheben, daß, wenn die Grundlagen des römischen Weltreiches auch in der römischen Geschichte ihre Erklärung finden, sein weiterer Ausbau doch stark unter dem Einfluß von Alexanders *Idee der Weltherrschaft* gestanden hat. So wird man in letzter Instanz bis auf Alexander zurückzugehen haben, wenn man das Wiedererwachen des römischen Kaisertums im Mittelalter historisch betrachtet.

*

Ich wende mich nunmehr zu der Frage, welche Wirkungen Alexanders Lebenswerk auf die *wirtschaftliche Entwicklung* der Welt gehabt hat. Wenn man den phänomenalen Umschwung verstehen will, den Alexander für das damalige Wirtschaftsleben herbeigeführt hat, muß man sich vergegenwärtigen, wie die wirtschaftliche Weltlage vor seiner Zeit gewesen ist. Bis auf Alexander hatten der Orient und der Okzident in wirtschaftlicher Hinsicht wie zwei Kreise nebeneinander gestanden, die sich wohl berührten und miteinander im Verkehr standen, aber im großen und ganzen doch eben zwei getrennte Gebiete darstellten. Wohl hatten schon im II. Jahrtausend die nichtgriechischen Kreter und der Orient in Handelsbeziehungen zueinander gestanden, und durch Vermittlung Kretas waren auch schon nach Griechenland gelegentlich orientalische Produkte gelangt; wohl waren dann zu Beginn des I. Jahrtausends phönikische Kaufleute zu den Griechen gekommen und hatten bei ihnen, wie auch weiterhin bis nach Spanien, ihre orientalischen Waren abgesetzt; wohl hatten auch schon die griechischen Kolonisten am Westrande Kleinasiens, wo die beiden Kreise sich räumlich schnitten, mit ihrem Hinterlande Handel getrieben, wenn auch unter der persischen Herrschaft mehr beschränkt als vorher unter den Lydern; auch war durch die Gründung von Naukratis im Nildelta unter dem Schutz der den auswärtigen Handel fördernden Pharaonen der saïtischen Dynastie

ein direkter Handel mit Ägypten ermöglicht worden; aber tiefer nach Asien hinein waren griechische Kaufleute und griechische Handwerker höchstens ausnahmsweise gedrungen. An der syrischen Küste gab es überhaupt keine einzige griechische Kolonie; die kleinasiatischen Küstenstädte waren also die einzigen Endpunkte der vom fernen Osten kommenden Handelswege, die in griechischen Händen waren.

Das alles änderte sich nun mit *einem* Schlage, als Alexander ganz Vorderasien bis zum Induslande und Ägypten bis zum ersten Katarrakt eroberte. Ungeheure Räume öffneten sich damit der griechischen Unternehmungslust, Rohstoff- und Absatzgebiete von unübersehbaren Perspektiven. Die Eroberung allein tat es freilich nicht, sondern entscheidend war, daß Alexander zielbewußt die Erschließung des gewonnenen Neulandes für die griechische Wirtschaft in Angriff genommen hat und nicht minder, daß seine Nachfolger seinem Beispiel gefolgt sind und gleichfalls mit voller Absicht diese Wirtschaftspolitik Alexanders aufgenommen und kräftig weiter geführt haben. So waren denn die früheren Schranken zwischen Ost und West gefallen, und in den nächsten Generationen sind viele Tausende von griechischen Kaufleuten und Handwerkern hinübergezogen in die neue Welt, um drüben in den neuen Griechenstädten, die wie Pilze aus dem Boden schossen, ihr Glück zu suchen. So schlossen sich mehr und mehr die beiden früher getrennten Kreise zu einem einheitlichen Wirtschaftskreis zusammen, und als dann auch der Westen der Mittelmeerwelt von diesem gewaltigen Umschwung im Osten ergriffen wurde, bildete sich schließlich ein *Welthandel* aus, der die ganze Ökumene umfaßte und sich von Spanien bis nach Indien und darüber hinaus durch Zentralasien bis nach China ausgedehnt hat. Den vollen Abschluß fand diese Entwicklung erst innerhalb des römischen Weltreiches. *Ihre Basis aber war die Eroberung Asiens durch Alexander.* Nicht mit Unrecht hat man neuerdings diese Tat hinsichtlich ihrer wirtschaftlichen Konsequenzen mit der Entdeckung Amerikas in Parallele gestellt.

Versuchen wir, diese kurze Skizze des allgemeinen Entwicklungsganges mit etwas lebhafteren Farben auszumalen, so sehen wir uns, abgesehen von Ägypten, beständig durch die Lückenhaftigkeit unserer Quellen behindert.

Für die *Seleukiden* ist unsere Tradition besonders dürftig. Daß sie als großartige Kolonisatoren dem Beispiel Alexanders gefolgt sind, ja ihn als solche übertroffen haben, wurde schon oben gesagt. Während dort bei der Politik als ihr Motiv der Wunsch, möglichst viele Makedonen und Griechen ins Land zu ziehen, hervorgehoben wurde, ist hier darauf hinzuweisen, daß viele dieser neugegründeten Städte auch handelspolitischen Zwecken dienen sollten. Darum wurden diese mit Vorliebe an den großen alten Handelsstraßen, die Asien durchzogen, angelegt. Besonders sichtlich ist dieser Zweck bei *Seleukeia am Tigris*, der ersten Residenz Seleukos' I., denn dort laufen die Handelsstraßen vom fernen Osten und die vom Westen zusammen. So ist denn diese Stadt, die Mommsen die Nachfolgerin von Babylon und die Vorläuferin von Bagdad genannt hat, in kurzer Zeit zu einer der ersten Handelsstädte der Welt erblüht. Als Seleukos dann seine Residenz aus politischen Gründen nach dem Westen, nach *Antiochia* verlegte, das er am Orontes im nördlichen Syrien erbaute, da war seine Hauptsorge, diese Stadt, die den Orontes abwärts in Seleukeia in Pieria ihren Mittelmeerhafen erhielt, nach Osten hin an das große asiatische Straßennetz anzuschließen und sie so mit Seleukeia am Tigris zu verbinden. Das ist durch Anlage neuer Straßen auch erreicht worden. Ebenso haben die Seleukiden die alten persischen Straßen, die vom fernen Osten durch Kleinasien zur Ägäischen Küste führten, weiter ausgebaut und mit zahlreichen neuen Städten flankiert und haben so den Handel der kleinasiatischen Hafenstädte stark gefördert.

Wiewohl der Besitz Indiens den Seleukiden durch die Reichsgründung des Tschandragupta bald verloren gegangen war (S. 251), ist doch der Handel mit Indien ein bedeutender Posten in ihrem Außenhandel geblieben. Zum Verkehr mit Indien standen den Seleukiden sowohl die alten Handelsstraßen zu Lande wie der von Nearch entdeckte Seeweg zur Verfügung. Beide sind benutzt worden, der Seeweg noch mehr, als später die Verwicklungen mit den Parthern den Landverkehr behinderten. Der Förderung der Handelsbeziehungen diente der diplomatische Verkehr, den die Seleukiden mit Tschandragupta und seinen Nachfolgern pflegten. So ist Megasthenes mehrmals als Gesandter Seleukos' I. nach Palimbothra (Pataliputra) am Ganges gegangen und hat dann den

Griechen das beste Buch über Indien geschrieben. Auch ein Daïmachos aus Platää ist als Gesandter nach Indien gegangen, dieser zum Amitrochates, dem Sohn und Nachfolger des Tschandragupta. Auch mit dessen Sohn, Aschoka, der den Buddhismus im westlichen Indien eingeführt hat, haben diplomatische Beziehungen bestanden. Es war ganz im Sinne Alexanders, daß die Seleukiden ihren Osthandel noch über Indien hinaus ausdehnten. Daß schon zu seiner Zeit chinesische Seide nach Indien gekommen war, ist oben bereits erwähnt worden. In den nächsten Jahrhunderten ist der Seidenexport Chinas immer lebhafter geworden, und die Seidenstraße führte in das Seleukidenreich hinein und durch dieses hindurch. So kamen denn auch hellenistische Produkte im Austausch nach Zentralasien und China, sogar noch in der späteren Zeit, als das Partherreich sich mächtig entwickelt hatte. So hat man kürzlich in der nördlichen Mongolei Reste von Webereien aus Syrien gefunden, die dem I. Jahrhundert v. Chr. zuzuschreiben sind. Man nimmt nicht ohne Grund an, daß im besonderen die Han-Dynastie in engeren Beziehungen zum hellenistischen Vorderasien gestanden hat. Mit den Handelsinteressen der Seleukiden hängt auch die Entsendung des Patrokles durch Seleukos I. und seinen Sohn Antiochos an das Kaspische Meer zusammen. Er erhielt zwar auch den wissenschaftlichen Auftrag zu untersuchen, ob das Kaspische Meer ein Binnenmeer oder ein Busen des Ozean sei, eine Frage, die nach Alexanders Wunsch schon Herakleides hätte lösen sollen, aber wie Alexander haben auch diese Seleukiden zugleich handelspolitische Ziele dabei verfolgt, indem Patrokles auch den indischen Karawanenweg, der am Südrande des Kaspischen Meeres entlang führte, weiter bis zum Schwarzen Meere erforschen sollte. Jenes wissenschaftliche Problem hat er freilich sehr unglücklich behandelt, denn da er nicht weit genug nach Norden gefahren ist, gewann er das Ergebnis, daß das Kaspische Meer ein Busen des Ozeans sei, ein Irrtum, der dann von Eratosthenes in die Wissenschaft eingeführt worden ist. Aber über die Handelsstraßen von Indien zum Kaspischen Meer und weiter zum Pontos hat er ein wertvolles Werk geschrieben. Während die Seleukiden mit der Expedition des Patrokles einen der letzten Pläne Alexanders zur Ausführung brachten, haben sie es vermieden, sein letztes großes Unternehmen, bei dessen Vorbereitung er gestorben war, die Umschiffung Arabiens, in An-

griff zu nehmen. Sie werden sich gesagt haben, daß von einer solchen See Verbindung zwischen Babylonien und Ägypten ihre kommerziellen Haupttrivalen, die Ptolemäer, den größeren Nutzen ziehen würden. Trotzdem wollten sie auf die kostbaren Gewürze aus dem Sabäer- und Minäerlande in Südarabien nicht ganz verzichten. So haben sie die Gerrhäer, die an der Ostküste Arabiens am Persischen Golf wohnten, genötigt, wenigstens einen Teil der südarabischen Waren, die diese von dort holten, zu ihnen nach Babylonien auszuführen, konnten aber nicht verhindern, daß die Gerrhäer einen anderen Teil quer durch Arabien nach Petra (südlich vom Toten Meer) und damit in das Ptolemäerreich brachten.

Über die Wirtschaft der *Ptolemäer* sind wir viel besser als über die der Seleukiden unterrichtet, weil wir seit etwa 100 Jahren, namentlich seit den letzten 50 Jahren, ein ständig wachsendes ungeheures Material von vielen Tausenden von griechischen Papyrusurkunden besitzen, die uns, wie über alle anderen Zweige des öffentlichen und privaten Lebens, so auch über das Wirtschaftsleben der Ptolemäerzeit so reiche Aufschlüsse bringen, wie wir sie für kein anderes Land der alten Welt besitzen. Ist unser Wissen auch noch Stückwerk, da es, abgesehen von einigen königlichen Verordnungen, meist Einzelheiten sind, die uns diese Urkunden des täglichen Lebens enthüllen, so klären sich doch allmählich schon manche allgemeinere Fragen.

Auch die Ptolemäer betrieben ebensowenig wie die Seleukiden eine Welteroberungspolitik, wohl aber eine Weltmachtpolitik, durch die sie, im Besitz Ägyptens, des von Natur reichsten Landes der Welt, und gestützt auf Flotte und Heer, nach der ersten Rolle in der Politik des östlichen Mittelmeerbeckens strebten. Diese Weltgeltung suchten sie vor allem durch ihre Wirtschafts- und Handelspolitik zu fundieren. So haben denn auch bei den oben erwähnten Erweiterungen ihres Machtgebietes die Rücksichten des Handels gewiß eine große, wenn nicht entscheidende Rolle gespielt. Wenn Ptolemaios I. Cypern besetzte, so hat ihn dabei gewiß auch der Umstand mit bewogen, daß diese Insel gerade die beiden einzigen wichtigen Rohstoffe, die Ägypten nicht lieferte, nämlich Holz und Kupfer, in Fülle besaß. Wenn die Ptolemäer um Syrien mehrere schwere Kriege mit den Seleukiden geführt haben und Cölesyrien mit Palästina und Phönikien, ja längere Zeit sogar

Seleukeia in Pieria, den Hafen von Antiochia, besetzt gehalten haben, so sind auch hierfür handelspolitische Gründe mit maßgebend gewesen. War dies doch ein außerordentlich wichtiges Handelsgebiet, das von jeher für den Handel zwischen Orient und Okzident von großer Bedeutung gewesen war. Hier mündete nicht nur die östliche Karawanenstraße, die von Dura am Euphrat über Palmyra und Damaskos nach Tyros führte, sondern auch die Karawanenstraße, die von Südarabien an der Westküste Arabiens entlang nach Norden zu dem wichtigen nabatäischen Knotenpunkt Petra und von dort nach Gaza führte, so daß die Ptolemäer schon durch den Besitz des südlichen Syriens einen bedeutenden Teil der kostbaren Gewürze und Spezereien Südarabiens in ihr Land gelenkt haben. Handelspolitische Zwecke verfolgten sie aber auch bei den Festsetzungen an der kleinasiatischen Küste und wohl auch bei der Gewinnung der Cyrenaica, die in dem Silphion einen äußerst wertvollen Exportartikel hervorbrachte, der daher auch von den Ptolemäern, wie es scheint, monopolisiert worden ist. Für den Handel auf dem Mittelmeer war endlich von großer Bedeutung, daß der „Inselbund“ des Ägäischen Meeres unter ptolemäisches Protektorat kam, bis nach dem Niedergang ihrer Seemacht Rhodos an ihre Stelle trat. Wenn sie als Beherrscher des Meeres zum Schutz des Handels vor allem auch die Piraterie unterdrückt haben, so folgten sie damit dem Beispiel Alexanders, der gleichfalls gegen die Piraten dort vorgegangen war, sobald er das Meer beherrschte.

Aber sie wollten nicht nur auf dem Mittelmeer herrschen, sondern auch das *Rote Meer* ihrem Handel dienstbar machen. Sie folgten damit wiederum dem Beispiel Alexanders, indem sie neue Seewege erschlossen und die Kenntnis der Ökumene erweiterten, wenn dies auch nur eine Teillösung seines letzten Planes der Umschiffung Arabiens war. Wohl ohne es zu wissen, folgten sie damit zugleich den Spuren der alten Pharaonen, die einst in den Höhepunkten der ägyptischen Geschichte im III. wie im II. Jahrtausend ihre Schiffe zum Weihrauch- und Myrrhenland an der Somaliküste, zum Lande „Punt“, entsendet hatten. Bahnbrechend hat Ptolemaios II. Philadelphos gewirkt, der starke wirtschaftliche Interessen hatte. Er hat den Nechokanal, der vom pelusischen Nilarm durch die Bitterseen in das Rote Meer führte, wiederhergestellt und damit eine Schiffsverbindung zwischen dem Roten Meer und dem Mittel-

meer ermöglicht. Auch hat er vom oberägyptischen Koptos aus die Karawanenstraße durch die Wüste nach Berenike am Roten Meer (in der Höhe von Assuan) ausgebaut. Vor allem hat er, wie seine nächsten Nachfolger, nach und nach eine ganze Reihe von Siedlungen an der afrikanischen Küste des Roten Meeres gegründet, die zwar zum Teil zunächst als Elefantenjagdstationen gedacht waren — denn sie brauchten die afrikanischen Elefanten zum Kampf gegen die indischen Elefanten der Seleukiden —, die aber zugleich natürlich als Stationen für die Handelsschiffe benutzt wurden. Als dann im II. Jahrhundert die Elefanten als Kriegswaffe zurücktraten, haben sie weiterhin als Anlegeplätze und Emporien für die Handelsschiffe gedient. Seit Euergetes' I. Zeit fuhren die Schiffe auch durch die gefürchtete Straße von Bab el-Mandeb hinaus zur Somaliküste, um dem König Weihrauch und Myrrhen für sein Spezereimonopol zu holen.

Diese Erschließung des Roten Meeres führte auch zu Handelsbeziehungen mit der arabischen Küste, an der schon Philadelphos Fuß gefaßt hatte. Aber die Handelsziele der Ptolemäer gingen noch über die afrikanische und arabische Küste hinaus: sie strebten danach, auch einen Teil des indischen Handels auf dem Seewege in ihr Land zu leiten und damit dem Rivalen, den Seleukiden, zu entziehen, freilich zunächst ohne allzu großen Erfolg. Schon Philadelphos hatte einen diplomatischen Verkehr mit Indien angeknüpft und hatte einen Dionysios als Gesandten dorthin geschickt, und der berühmte König Aschoka kannte unter anderen hellenistischen Königen auch die Ptolemäer. Aber der Handel konnte anfangs noch nicht direkt mit Indien betrieben werden, da die ägyptischen Kaufleute sich über Aden oder die Insel Sokotra (südlich von Arabien) noch nicht hinauswagten. So kamen die indischen Kaufleute ihnen bis dort entgegen und tauschten hier ihre Waren mit ihnen aus. Das wurde erst anders, als etwa um 100 v. Chr. ein kühner griechischer Schiffskapitän Hippalos sich den Monsunwinden anvertraute und sich von ihnen über das Meer zum Indusdelta hinübersegeln ließ. Von da an hob sich allmählich der Seeverkehr mit Indien, aber zu größerer Bedeutung ist er doch erst unter Augustus gekommen, wo dann Alexandrien die Hauptvermittlerin des indischen Handels nach dem Westen geworden ist. Aber auch den innerafrikanischen Handel haben die Ptolemäer

sich erschlossen. Auch hierin konnten sie wieder an Alexander anschließen, der einst eine Expedition an den oberen Nil ausgeschickt hatte, die zwar eine wissenschaftliche Aufgabe lösen sollte, aber doch auch praktische Beziehungen zu diesen Äthiopen angeknüpft zu haben scheint. Auch die ersten Ptolemäer haben Kundschafter in den Sudan hineingeschickt, die zum Teil über Meroë hinausgekommen sind, und Philadelphos hat die ägyptische Grenze nach Nubien hinein vorgerückt, vor allem wohl, um Herr der großen Goldbergwerke im Wādi Alāki zu werden, die dann auf Rechnung der Ptolemäer ausgebeutet worden sind. So sind auch die innerafrikanischen Produkte, wie Ebenholz, Elfenbein, Tierfelle u. a. den Nil herab nach Ägypten gebracht worden.

Und alles, was an Waren aus der ganzen Welt, aus dem Norden und Westen des Mittelmeeres wie von Osten und Süden nach Ägypten importiert wurde, das strömte zusammen in *Alexandrien*, der genialsten Gründung des großen Königs, die Ptolemaios I. schon sehr früh als Satrap zu seiner Residenz gemacht hatte. Diese Stadt durch straffe Zentralisierung zum Mittelpunkt nicht nur des ägyptischen Handels, sondern des Welthandels zu machen, war eines der höchsten Ziele der Ptolemäer, und sie haben es erreicht. Jahrhunderte hindurch, bis es von Rom zurückgedrängt wurde, ist Alexandrien die größte und blühendste Handelsstadt der Welt gewesen. Von hier gingen die Produkte Ägyptens, die landwirtschaftlichen wie die industriellen, sowie die Importwaren aus Afrika, Arabien und Indien, soweit sie nicht im Lande verbraucht waren, die Rohstoffe zu Fertigfabrikaten verarbeitet, hinaus in die weite Welt, nach Massalia (Marseille) und Karthago, mit denen enge Handelsbeziehungen bestanden, nach Italien und Sizilien, nach Griechenland, Syrien und Kleinasien und nach Norden hinauf bis zu den südrussischen Küsten des Schwarzen Meeres. Alexandrien selbst war bald ein internationaler Handelsplatz geworden, in dem die Kaufleute und Schiffsreeder aus der ganzen Welt sich mit den Alexandrinern mischten. Seit der Mitte des II. Jahrhunderts v. Chr. ließen sich auch römische Kaufleute dort nieder.

So ist die Wirtschaftspolitik der Ptolemäer auf die Zentralisation ihres Handels in dieser Stadt, dem Erbe Alexanders, ausgegangen. Gern wüßten wir, ob die Formen ihrer Wirtschaft sich im einzelnen an die Alexanders angelehnt haben, doch von letzteren wissen

wir zu wenig, um diese Frage beantworten zu können. Immerhin scheinen gewisse Zusammenhänge zwischen den wirtschaftlichen Tendenzen der Ptolemäer und jenes Kleomenes von Naukratis bestanden zu haben, den Alexander 331 an die Spitze der Finanzverwaltung gestellt hatte. Jedenfalls hat dieser zu Lebzeiten Alexanders, u. a. durch seine Getreidespekulationen, einen gewaltigen Geldschatz (8000 Talente) zusammengebracht, wie es auch für die Ptolemäer charakteristisch ist, daß sie sich bemüht haben, möglichst viel Geld in den königlichen Schatz zu bringen. Man kann sie in dieser Hinsicht mit den *Merkantilisten des 17./18. Jahrhunderts* in Parallele stellen, für die gleichfalls die Geldbeschaffung „das Zentralproblem der fürstlichen Staatskunst“ gewesen ist. Auch sonst bieten diese manche Analogien. Wie für die Entwicklung dieses Merkantilismus eine Voraussetzung war, daß durch die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Indien viele Edelmetallschätze nach Europa flossen, und dadurch der Übergang von der mittelalterlichen Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft und dann zum Kapitalismus erleichtert wurde, so hat auch die Tatsache, daß Alexander die toten Metallschätze der Achämeniden durch Ausmünzung in Zirkulation brachte, eine Förderung der Geldwirtschaft auf dem Weltmarkt zur Folge gehabt. Ein alter Schriftsteller hat gesagt: „Als Alexander die Schatzhäuser Asiens gewonnen hatte, da brach der weithin herrschende Reichtum an, von dem Pindar gesungen hat.“ In Ägypten läßt sich das Vordringen der Geldwirtschaft seit Alexander in der Wirtschaft der Könige wie der der Tempel und Privaten deutlich verfolgen. Die Ptolemäer haben Ägypten — wie es scheint, nach dem Vorgang des Kleomenes — auch eine eigene Landesmünze gegeben.

Auch bezüglich der Mittel, die die Ptolemäer im Interesse jener Tendenz der Geldbeschaffung anwandten, lassen sich manche Parallelen mit den modernen Merkantilisten ziehen. Dahin gehört das starke *Überwiegen der Geldsteuern* über die Naturalsteuern, das sich in den Urkunden deutlich erkennen läßt (nur die Grundsteuer wurde in natura erhoben), dahin auch das *Unternehmertum des Staates*. Der König war einerseits der größte *Grundbesitzer* des Landes, da er, wie die alten Pharaonen, ein Obereigentum an dem gesamten Grund und Boden beanspruchte, so daß ein großer Teil des Landes königliche Domäne war, während er den andern Teil den

Tempeln oder den angesiedelten Soldaten (als Lehnland) oder den großen Magnaten (als Geschenkland) „überlassen“ hatte. So stand die Landwirtschaft ganz unter königlicher Kontrolle. Die Versorgung des Landes und der Residenz war eine der Hauptaufgaben des Königs, zu deren Erfüllung er das altägyptische Magazinsystem übernahm. Der Getreideexport ins Ausland lag ganz in seiner Hand. Andererseits war er auch der größte *Großindustrielle* im Lande. Als solcher hat er die wichtigsten Betriebe ganz oder zum Teil für sich monopolisiert, wie die Papyrusfabrikation, die Verarbeitung der Spezereien (Aromata) zu Parfüms und Salben, die einheimische Ölfabrikation, die Bierbrauerei, zum Teil auch die Weberei und anderes mehr. Die Monopolisierung der Bodenschätze (die „natürlichen“ Monopole) haben sie von den Pharaonen übernommen, im übrigen aber die Monopolwirtschaft im Anschluß an die wenig entwickelten Monopole der griechischen Stadtwirtschaft stark ausgebildet. Das gilt überhaupt von der ptolemäischen Wirtschaft, daß sie eine Mischung von pharaonischen Traditionen und von Gedanken der griechischen Stadtwirtschaft darstellte, nur daß die letzteren sich unter dem Einfluß des Absolutismus stark umwandelten. Die gewaltigen Geldschätze, die so zusammenflossen, haben die Ptolemäer durch *Bankgeschäfte* zu steigern gewußt, denn sie haben das griechische Bankwesen in Ägypten eingeführt, haben es aber dadurch völlig umgeändert, daß sie die gesamten Bankgeschäfte monopolisierten. Durch ihre Zentralbank in Alexandrien haben sie auch mit dem Ausland Geldgeschäfte betrieben. Darauf läßt die Nachricht schließen, daß die Karthager im ersten punischen Kriege den König Philadelphos um eine Anleihe von 2000 Talenten gebeten haben, die er freilich mit Rücksicht auf Rom als Neutraler abgelehnt hat.

Trotz dieser starken Verstaatlichung haben die Ptolemäer die wirtschaftliche Entfaltung der Griechen in Stadt und Land nach Möglichkeit gefördert, während die Ägypter im allgemeinen in ihrem alten gedrückten Zustand belassen wurden. Griechen in ihr Land zu ziehen, war ja ein Hauptziel wie Alexanders, so auch der Ptolemäer — und auch der Seleukiden, wie wir sahen —, und so mußte den Griechen hier trotz aller königlichen Monopole Gelegenheit gegeben werden, mehr als in der Heimat zu Wohlstand und Reichtum zu kommen. Wie das in der Praxis durchgeführt worden ist,

darüber liegen uns bisher erst vereinzelt Nachrichten vor. So war es z. B. der griechischen Initiative überlassen, für das Spezereimonopol des Königs die Rohstoffe, Weihrauch und Myrrhen, von der Somaliküste zu holen — ein gefährliches, aber lukratives Geschäft, wie die bunte Zusammensetzung der beteiligten alexandriner Kreise in dem uns bekannten Fall wahrscheinlich macht. Ähnlich wird auch sonst der griechischen Unternehmungslust Gelegenheit zum Gewinn gegeben gewesen sein. Freilich konnte bei dem herrschenden System diese private Betätigung der Griechen formell nur eine vom König „privilegierte und reglementierte“ sein. Das entspricht wiederum dem modernen Merkantilismus. So nützlich diese Parallele ist, insofern sie uns dazu verhilft, die Einzelangaben der Urkunden in einen allgemeinen Gedanken einzuordnen, darf doch nicht der große Unterschied übersehen werden, daß im Gegensatz zu dem modernen Merkantilismus, der den Interessen von Nationalstaaten diene, der ptolemäische Merkantilismus einen fiskalischen Charakter gehabt hat, da hier der Begriff des Nationalstaates fehlte. Diese kurze Skizze der ptolemäischen Wirtschaft möge hier genügen, da es sich hier nicht um eine Schilderung der hellenistischen Zeit, sondern um die Frage nach den Nachwirkungen Alexanders handelt.

Die bisher geschilderten wirtschaftlichen Umwälzungen, die Alexanders Eroberung Asiens und Ägyptens für den griechischen Kaufmann und Gewerbetreibenden im Orient hervorgerufen hat, mußten mit der Zeit in steigendem Maße auch auf die wirtschaftliche Entwicklung von *Hellas* von entscheidendem Einfluß werden, hatten sich doch dadurch die ganzen Grundlagen für den griechischen Handel im Mittelmeergebiet verschoben. Bis auf Alexander war Athen mit seinem ausgezeichneten Piräushafen seit den Zeiten des ersten attischen Seebundes, unterstützt durch seine zentrale Lage im Mittelpunkt der griechischen Kolonien, das natürliche Zentrum des griechischen Handels gewesen. Anfangs schien es, als ob die neuen Perspektiven, die sich durch jene Umwälzungen für einen Aufschwung von Handel und Industrie eröffneten, auch auf die wirtschaftliche Entwicklung Griechenlands günstig wirken sollten. Athen hat noch in den Jahren, in denen es von Demetrios von Phaleron regiert wurde (317—307), eine große wirtschaftliche Blüte erlebt. Aber mit der Zeit mußte doch der von Alexander erschlossene Orient

immer mehr tüchtige Kräfte dem Erwerbsleben des Mutterlandes entziehen, und als die neuen Handelsstädte im Osten, Alexandrien, Antiochia, Seleukeia am Tigris, einen ungeheuren Aufschwung nahmen und bald zu Riesenstädten wurden, die schließlich mit ihren mehreren hunderttausend Einwohnern alle Großstädte der früheren Zeit weit hinter sich gelassen haben, da hat sich der Schwerpunkt des Wirtschaftslebens immer mehr nach dem Osten verschoben. Es war eine natürliche Entwicklung, daß diejenigen Städte des Mutterlandes, die sich in besonders günstiger geographischer Lage zu dieser neuen Welt befanden, besonders aufgeblüht sind, während die anderen zurücktraten. Man kann auf die Parallele hinweisen, daß nach der Entdeckung Amerikas diejenigen europäischen Staaten, die ihr Gesicht der neuen Welt zuwandten, einen großen Aufschwung nahmen, und Lissabon, Antwerpen, London die führende Stellung auf dem Weltmarkt gewannen, die früher die Venetianer und Genuesen gehabt hatten. Ähnlich ist jetzt Athen, das nicht mehr im Mittelpunkt des griechischen Verkehrs lag, von seiner dominierenden Stellung verdrängt worden durch *Korinth*, das nun die erste Handelsstadt Griechenlands wurde und es bis zu der brutalen Zerstörung durch die Römer (146) geblieben ist. Das verdankte Korinth seiner günstigen Lage am Isthmos, die für die Seefahrer, die das gefürchtete Kap Malea vermeiden wollten, die gegebene Zwischenstation zwischen dem Orient und Italien war. Um die Unbequemlichkeit des Warentransportes über den Isthmos hinüber zu vermeiden, hat schon Demetrios, der Sohn des Antigonos, daran gedacht, den Isthmos zu durchstechen. Dies Projekt ist im Altertum nachher noch öfter erwogen und zum Teil versucht worden, aber erst die moderne Technik hat es ausgeführt (1893).

Die günstige örtliche Lage ist auch für die Insel *Rhodos* ein Hauptgrund für ihren gewaltigen Aufschwung geworden. Lag sie doch gerade auf dem Schnittpunkt der Handelsstraßen, die von Alexandrien übers Meer nach Norden und von Antiochia und Tyros nach dem Westen führten, und so war sie geradezu prädestiniert zur Vermittlerin zwischen der alten und der neuen Welt. Dabei war von Bedeutung, daß die Schiffsbau-technik sich damals vervollkommnete, so daß die Segelschiffe, die für den Handel allein in Betracht kommen, sich von der Küstenfahrt loszulösen und auch quer über das Meer zu fahren wagten. So segelte man bei günstigem

Winde von Alexandrien nach Rhodos in 4 Tagen und von dort in 10 Tagen weiter bis zur Krim. Da auch der ganze alexandrinische Handel nach Griechenland über Rhodos ging, haben sehr enge Beziehungen zwischen dieser Insel und den Ptolemäern bestanden. Rhodos, das keine radikale Demokratie hatte, sondern eine vornehme Kaufmannsrepublik war, hat sich bald zu einer hervorragenden Handelsmacht entwickelt und hat gelegentlich seine Kriegsflotte, mit der es das Meer von Piraten freihielt, wie eine alte Hansestadt auch zum Schutz seiner Handelspolitik eingesetzt.

Für die Griechenstädte an der Westküste *Kleinasiens* ist durch die Befreiung von der Perserherrschaft durch Alexander eine Periode wachsenden Wohlstandes angebrochen. Schon die Diadochen haben diese Entwicklung gefördert, so Antigonos durch den Wiederaufbau von Smyrna und Lysimachos durch den von Ephesos. Dann kamen die Wirkungen der starken Hellenisierung Kleinasiens durch die Seleukiden, wodurch auch im Hinterlande der Handel einen Aufschwung nahm. Die großartigen Bauten dieser Zeit zeugen noch in ihren Ruinen von dem Reichtum dieser kleinasiatischen Griechenstädte. Durch den Einbruch der räuberischen Galater ist zeitweise ihr Wohlstand gefährdet worden. Aber noch schlimmer hausten hier später die römischen Steuerpächter, nachdem ihnen durch Gaius Gracchus die Provinz Asia ausgeliefert war. Erst Cäsar hat hier helfend eingegriffen, und mit Augustus folgte wieder eine Zeit des Wohlstandes.

Die allgemeine Hebung des Handels durch Alexander ist auch seiner Heimat *Makedonien* zu Nutzen gekommen. Die beiden Seehäfen, die Kassander hier begründet hat, Kassandrea und Thessalonike (heute Saloniki), haben sich zu bedeutenden Handelsplätzen entwickelt. Unter der langjährigen weisen Regierung des Antigonos Gonatas (277—239) hat sich Makedonien auch wirtschaftlich kräftig entwickelt. Wichtig war, daß Makedonien, seitdem es wieder ein selbständiges Königreich geworden war, nicht mehr ein Aushebungsgebiet für die andern Machthaber war. Griechenland ist dagegen immer der Hauptwerbepplatz für die Heere und Flotten der hellenistischen Könige geblieben. Hierdurch, wie durch die Auswanderung in die neue Welt, ist es gekommen, daß, während vor Alexander, wie wir sahen, Griechenland unter Übervölkerung litt, so daß das „Volk ohne Raum“ nach Expansion drängte, jetzt

im Laufe des III. Jahrhunderts, nachdem jene überschüssigen Volkselemente im Osten längst untergebracht waren, allmählich ein Stillstand in der Bevölkerungsbewegung eingetreten ist. Im II. Jahrhundert setzte dann ein verhängnisvoller Rückgang der Bevölkerungszahl ein, jetzt aber nicht infolge von Auswanderung, die längst aufgehört hatte, sondern infolge des durch das Elend der römischen Fremdherrschaft noch gesteigerten wirtschaftlichen, sozialen und auch moralischen Niederganges, der in einem bewußten Ein- und Zweikindersystem, wie Polybios erzählt, seinen Ausdruck fand.

Die Wirkungen des von Alexander herbeigeführten wirtschaftlichen Umschwunges haben sich bald auch im *Westen* des Mittelmeergebietes bemerkbar gemacht. Die Griechenstädte Siziliens und Unteritaliens, die von jeher mit den Ostgriechen in Handelsbeziehungen gestanden hatten, mußten auch auf die Wandlungen reagieren, die sich im Osten vollzogen hatten, zumal von der andern Seite die Ptolemäer schon früh anfangen, auch mit dem Westen Handelsbeziehungen zu suchen. Das gilt besonders von *Syrakus*, der größten und reichsten Griechenstadt des Westens. Hier zeigen sich die ersten Zusammenhänge mit dem Osten bei Agathokles, der nicht nur, dem Beispiel der Diadochen folgend, den Königstitel, wenn auch nicht das Diadem annahm, sondern auch durch die Heirat mit einer Tochter des Ptolemaios' I. den persönlichen Anschluß an die neue ägyptische Dynastie suchte. Auf wirtschaftlichem Gebiet fand diese Annäherung darin ihren Ausdruck, daß Agathokles seine Silbermünzen auf den ptolemäischen Fuß (den phönikischen) prägte, wie auch Massalia diesen übernommen hat. Auch König Hieron von Syrakus (III. Jahrhundert) hat diese Beziehungen zu den Ptolemäern gepflegt. Ein Riesenschiff, das er für den Getreidetransport und den Passagierverkehr zwischen West und Ost gebaut hatte (die Syrakosia oder Alexandris), hat er schließlich dem König Ptolemaios geschenkt. Wichtiger ist hier, daß er sich in seiner Steuerverwaltung, wie es scheint, von dem Muster des hellenistischen Ostens hat beeinflussen lassen. Jedenfalls hat sein unter dem Namen „Lex Hieronica“ uns aus Ciceros Verrinen bekanntes Steuergesetz auffällige Ähnlichkeiten mit den aus einem Papyrus uns bekannten Steuerpachtgesetz seines Zeitgenossen Philadelphos.

Auch außerhalb der Griechenwelt haben die Handelsstaaten des

Westens bald den Verkehr mit dem hellenistischen Osten aufgenommen. Das gilt einmal für *Karthago*, die größte Stadt des Westens, die, wie das oben erwähnte Anleihegesuch an Philadelphos zeigt, in freundlichen Handelsbeziehungen zum Ptolemäerreich stand. Den Handel mit Alexandrien bezeugen die karthagischen Grabfunde, in denen ein Zurücktreten des rein ägyptischen Imports zugunsten des hellenistischen Imports aus Alexandrien zu beobachten ist.

Doch historisch ist viel wichtiger, daß auch *Rom* bald in den hellenistischen Handelskreis eingetreten ist. Schon nach dem Abzug des Pyrrhos aus Italien hatte Philadelphos, dem damals seine kluge Schwester und Gemahlin Arsinoë II. zur Seite stand, eine Gesandtschaft nach Rom geschickt, um zu diesem Siege zu gratulieren (um 273), und eine römische Gesandtschaft nach Alexandrien hatte für diese Höflichkeit gedankt, womit der Grund zu der traditionellen Freundschaft zwischen Ägypten und Rom gelegt war. Wenige Jahre danach hat Rom, das nun Herr der unteritalischen Griechenstädte geworden war und dadurch ganz neue handelspolitische Möglichkeiten und Ziele bekommen hatte, in nicht mißzuverstehender Weise seinen Willen bekundet, in den Wettstreit der handeltreibenden Staaten einzutreten. Es war die Zeit, wo in Rom die kapitalistischen Kreise anfangen, sich zu regen, und der Bruch mit der bisherigen reinen Agrarpolitik bevorstand, der dann (264) zum ersten punischen Kriege geführt hat. Vier Jahre vor diesem Wendepunkt (268) beschloß der Senat, in der richtigen Einsicht, daß Rom sich mit seinem ungefügigen Kupfergeld unter den modernen Handelsstaaten nicht sehen lassen könne, nach dem Muster der Alexanderdrachme ein Silbergeld, den Denar, einzuführen, nachdem er vorher schon einen Versuch mit der kampanischen Währung gemacht hatte. Diesem Denar ist damals ein geringes Mehrgewicht gegenüber der Alexanderdrachme gegeben worden, um der neuen Münze einen günstigen Kurs zu sichern. Man kann die Präzision, mit der der römische Senat diese Konsequenz aus der veränderten Weltlage gezogen hat, nur aufs höchste bewundern.

Damit war nun der Kreis geschlossen, der die ganze Welt zu einem einheitlichen Welthandel vereinte. *Die Saat Alexanders war aufgegangen!*

*

Noch tiefer und nachhaltiger als auf dem Gebiet der Politik und der Wirtschaft sind die Nachwirkungen Alexanders auf dem Gebiet der *Kultur*. Sie sind aber auch noch schwieriger als jene in Kürze zu skizzieren, da hierfür eine ungeheure Menge von Einzelercheinungen über die ganze Ökumene, von Spanien bis nach China vorliegen. Es gilt hier nur, unter dem Gesichtspunkt der Nachwirkungen Alexanders, die großen Linien der Entwicklung zu zeichnen und durch einzelne Beispiele zu erläutern, zunächst *das siegreiche Vordringen des Hellenismus im Osten und darauf unter Roms Führung auch im Westen, sodann das Erwachen und Erstarren der orientalischen Reaktion, die schließlich zur Orientalisierung des Ostens und zum Teil auch des Westens geführt hat.*

Der große Leitgedanke Alexanders, die griechische Kultur im Orient auszubreiten, die schon vor ihm begonnen hatte, über die Grenzen der Griechenwelt hinauszudrängen, ist von seinen Nachfolgern mit vollem Bewußtsein und großer Kraft aufgenommen worden. Vor allem haben die *Seleukiden*, die ja auch politisch und wirtschaftlich das größte Interesse daran hatten, möglichst viele Makedonen und Griechen in ihr Reich zu ziehen, durch ihre zahlreichen Städtegründungen, dem Beispiel Alexanders folgend, in weitem Umfang die Möglichkeit zur Entwicklung griechischen Lebens gegeben. So entstanden mitten in dieser orientalischen Welt griechische Poleis, deren Bürger griechische Sprache und Religion, Recht und Sitten mitgebracht hatten und weiter pflegten. Diese Städte schmückten sich mit Marktplätzen und öffentlichen Gebäuden für Rats- und Volksversammlungen und mit Tempeln griechischer Götter. Überall wurden Gymnasien mit Palästre und Bädern angelegt, denn diese Griechen wußten wohl, daß diese heimatliche gymnastische Ausbildung, die den Orientalen völlig fremd war, das beste Mittel war, ihre griechische Eigenart zu bewahren — und das ist wenigstens in den ersten Generationen ihr Ziel gewesen, denn damals fühlten sie sich noch als das siegreiche Herrenvolk, das über den orientalischen Eingeborenen stand. Im II. Makkabäerbuch wird das Gymnasialwesen einmal treffend als „der Höhepunkt des Hellenismus“ bezeichnet. Am stärksten war das Zusammenströmen griechischer Bevölkerung natürlich in den Residenzen der Seleukiden, in Seleukeia am Tigris und in Antiochia, die beide auch im geistigen Leben eine große Rolle gespielt haben.

Wiewohl in Antiochia auch viele Syrer, Juden und andere Fremde zusammenkamen, haben die Seleukiden sich doch mit Erfolg bemüht, dieser Stadt ihren griechischen Charakter zu wahren.

Aber in noch viel höherem Maße als den Seleukiden ist es den *Ptolemäern* gelungen, ihre Residenz zu einem Mittelpunkt hellenistischer Kultur zu machen. Zwar haben auch in Alexandrien neben den Makedonen und den griechischen Polisbürgern viele Fremde gesessen. Die Rhakotis blieb von vornherein ein Ägypterviertel, und schon früh strömten aus der ganzen Welt hier Fremde zusammen, wie auch eine immer wachsende jüdische Diaspora sich hier bildete, der eine eigene Gemeinde (außerhalb der Bürgerschaft), ein sogenanntes *Politeuma*, konzessioniert war. Daß trotz des internationalen Charakters, den die Stadt früh bekommen hat, Alexandrien ein Zentrum *griechischen* Geistes wurde, ist das Verdienst der beiden ersten Ptolemäer, die mit voller Absicht darauf ausgingen, diese Alexanderstadt womöglich zum geistigen und künstlerischen Mittelpunkt der gesamten Kulturwelt zu machen, und sie haben es bis zu einem Grade erreicht, daß man früher diese hellenistische Periode kulturgeschichtlich geradezu als die „alexandrinische“ zu bezeichnen pflegte, was von der neueren Forschung freilich als zu weitgehend aufgegeben ist, aber *eines* der größten Kulturzentren jener Periode ist sie allerdings geworden und hat auch hinterher noch jahrhundertlang eine hervorragende Rolle gespielt. Im besonderen ist Alexandrien das Hauptzentrum für die griechischen Fachwissenschaften geworden, wie sie sich jetzt nach Aristoteles' Tode, der noch zuletzt das ganze menschliche Wissen zusammengefaßt hatte, unter Loslösung von der Philosophie als sprießlicher als in dem rauschenden Leben am Fürstenhofe gedeihen diese neue Wissenschaft im III. Jahrhundert ihren höchsten Gipfel erreicht. Für die Philosophie dagegen blieb nach wie vor *Athen* der Mittelpunkt, in dessen allmählich eintretendem Stilleben sie ersprößlicher als in dem rauschenden Leben am Fürstenhofe gedeihen konnte. Hier lebten nicht nur die alten Schulen weiter, die Akademie und der Peripatos, sondern auch die neuen Schulgründer haben, wiewohl sie keine Athener waren — wie Zenon, der Stifter der Stoa, und Epikur — wie selbstverständlich ihre Schulen in Athen gegründet. Wohl hat Ptolemaios I. versucht, den Theophrast, das damalige Haupt des Peripatos, nach Alexandrien zu ziehen — also

die *Absicht*, auch die Philosophie zu pflegen, hat er gehabt! —, aber dieser hat den Ruf abgelehnt, ebenso wie Menander, der Komödiendichter, so daß auch für die Neuere Komödie Athen die Heimat geblieben ist.

Daß aber die neuen Fachwissenschaften in Alexandrien ihre Stätte fanden, ist das Verdienst Ptolemaios' I. Hierfür war von größter Tragweite seine Schöpfung des *Museion*. Wohl ist er bei seiner Organisation beraten worden von Demetrios von Phaleron, dem Schüler Theophrasts, der an seinen Hof gegangen war, nachdem er seine politische Rolle in Griechenland ausgespielt hatte, aber die Voraussetzung dafür, daß er auf dessen Anregungen einging, war doch, daß er ein persönliches Interesse für diese Bestrebungen hatte, und dies wird er, einer der alten Jugendfreunde Alexanders, der den asiatischen Feldzug in der nächsten Umgebung Alexanders als „Leibwächter“ mitgemacht hatte und dadurch auch Zeuge des leidenschaftlichen wissenschaftlichen Interesses Alexanders geworden war, im Umgang mit dem König gewonnen haben. Wie er seinem königlichen Freunde in seinen Memoiren ein pietätvolles Denkmal gesetzt hat, so wird er auch bei seiner großartigen Munifizienz für die Wissenschaften geglaubt haben, im Sinne Alexanders zu handeln. *Insofern werden wir in Alexander die Urquelle für die alexandrinische Wissenschaftspflege sehen dürfen.* Das *Museion* (so genannt nach dem damit verbundenen Musenkult) war nach dem Vorbild der aristotelischen Schule des Lykeion geschaffen, sollte aber weniger der Lehre als der Forschung dienen. Wir könnten es modern etwa eine „königliche Akademie“ nennen. Der König berief die angesehensten Gelehrten der verschiedenen Disziplinen an das *Museion* und gewährte ihnen hier freie Beköstigung und ein Jahresgehalt, damit sie ohne äußere Sorgen ihrer Forschung leben konnten. Dergleichen hatte es drüben in den Poleis nicht gegeben! Wie Aristoteles in seinem Lykeion auch für wissenschaftliche Forschungsmittel gesorgt hatte, so wurden auch für die Gelehrten des *Museion* in großartigstem Maße die nötigen Hilfsmittel beschafft. Die wichtigste Stiftung war die *Bibliothek*, die auf Rat und mit Hilfe des Demetrios von Ptolemaios I. gegründet und von seinem Sohn Philadelphos weiter ausgebaut ist. So entstand hier zum erstenmal in der Griechenwelt eine Bibliothek, in der in mehreren hunderttausend Papyrusrollen die ganzen literarischen Schätze

der Griechen gesammelt wurden. Philadelphos hat im alexandrinischen Serapeum noch eine zweite, kleinere Bibliothek hinzugefügt. In Nacheiferung der Ptolemäer haben später auch die Attaliden in Pergamon eine Bibliothek geschaffen, von deren Einrichtungen unsere Ausgrabungen uns eine Anschauung gebracht haben. Vergleichen kann man mit der Schöpfung Ptolemaios' I. nur die gewaltige keilschriftliche Bibliothek, die einst der Assyrerkönig Assurbanipal im VII. Jahrhundert gegründet hat, deren Resten wir heute in erster Reihe unsere Kenntnis von der altbabylonischen Literatur verdanken. Aber so sehr wir diese Tat des Assurbanipal bewundern, ist es doch bezeichnend für den Unterschied des orientalischen Despotismus und des „aufgeklärten Absolutismus“ der Ptolemäer, daß jene Keilschriftbibliothek vom König nur „zum Zweck seines eigenen Lesens“ in seinem Palast in Ninive aufgespeichert war, während die alexandrinische Bibliothek den allgemeinen Zwecken der Wissenschaft dienen sollte. So hat sich denn hier aus der textkritischen und exegetischen Bearbeitung dieser literarischen Schätze die „Philologie“ als eine neue Wissenschaft entwickelt. Es ist hier nicht der Ort, zu schildern, wie auch die naturwissenschaftlichen Disziplinen hier gefördert und zu höchster Blüte gekommen sind. Erwähnt sei nur, daß für die astronomischen Studien hier eine Sternwarte errichtet war, daß der Medizin ein neuer Aufschwung dadurch gegeben wurde, daß die Sektion menschlicher Leichen erlaubt wurde, wodurch eine wissenschaftliche Anatomie erst möglich wurde. Den zoologischen Studien konnte der zoologische Garten von Nutzen sein, in dem Philadelphos aus persönlichem Interesse seltene Exemplare exotischer Tiere zusammenbrachte. Es waren die ersten Gelehrten ihrer Zeit, die hier in Alexandrien gearbeitet haben, wie der Mathematiker Eukleides, der Arzt Herophilos, der vielseitige Eratosthenes und viele andere. Auch die auswärtigen Gelehrten standen in engen Beziehungen zu den alexandrinischen Kollegen, wie Archimedes von Syrakus, der Genialste der Mathematiker und Mechaniker, auch der Astronom Aristarch von Samos — falls er nicht selbst zu den Alexandrinern gehörte —, der schon den heliozentrischen Gedanken des Kopernikus gefaßt hat, daß die Erde sich um ihre Achse und um die Sonne drehe, was er freilich noch nicht beweisen konnte.

Wenn diese Entstehung und Entwicklung der Fachwissenschaften

hier auch nur kurz angedeutet werden kann, muß doch hervor-gehoben werden, daß Alexander selbst durch die Untersuchungen und Aufzeichnungen, die er durch seinen Gelehrtenstab hat machen lassen, viel wertvolles Material und viele Anregungen für manche Wissenschaften gegeben hat. Wieviel ihm Theophrasts Pflanzen-geographie verdankt, wurde schon mehrfach erwähnt. Vor allem ist die Erweiterung des geographischen Horizonts und die Richtigstellung der früheren Kartenbilder durch ihn von größter Bedeutung für die geographische Wissenschaft geworden. Was er und seine Nachfolger hierin neues erschlossen hatten, ist dann im III. Jahrhundert von Eratosthenes in seinem neuen Erdbilde verarbeitet worden.

In Alexandrien wurde aber nicht nur die Wissenschaft, sondern auch Poësie und Kunst gefördert. Die Ptolemäer haben sich bemüht, die namhaftesten Dichter und Künstler ihrer Zeit in ihre Residenz zu ziehen und festzuhalten. Von den alexandrinischen Dichtern sei hier nur der größte unter ihnen, Kallimachos von Kyrene, genannt, der mit der Herstellung des gelehrten Katalogs der Bibliothek beschäftigt wurde. Zeitweise hat sich dort auch Theokrit von Syrakus aufgehalten und hat hier einige seiner schönsten Idyllen gedichtet. Die Freigebigkeit, mit der die Ptolemäer die Sieger der musischen Agone belohnten, der Glanz der Feste, die hier mit unerhörter Pracht begangen wurden, lockten Dichter und Musiker und Künstler der verschiedensten Art nach Alexandrien. Die Pflege der Agone als Mittel der griechischen Kulturpropaganda im Orient haben die Diadochen von Alexander übernommen (S. 243). Aus den besondern Verhältnissen des wandernden Hoflagers Alexanders hatte es sich entwickelt, daß die von ihm oft in großen Massen zu den Agonen berufenen Schauspieler- und Musikertruppen sich im Einzelfall zu Verbänden unter Leitung hervorragender Künstler zusammengeschlossen hatten. Die Vermutung liegt nahe, daß dies zu der Bildung jener dauernden, genossenschaftlich organisierten Vereine der „Dionysischen Techniten“ (Künstler) geführt hat, die nun in der hellenistischen Zeit die Ausrichtung der musischen Agone übernahmen, indem sie das nötige Künstlerpersonal, die Dichter, Schauspieler (Tragöden und Komöden) und Musiker (Kitharöden, Flötenspieler u. a.) gegen Bezahlung aus ihrem Verein stellten. Auch zu dieser für das künstlerische Leben der Folgezeit wichtigen

Erscheinung, die sich allmählich über den ganzen griechischen Kulturkreis ausgebreitet hat, hat Alexander, wie es scheint, den Anstoß gegeben.

Auch den bildenden Künstlern haben die Ptolemäer in Alexandria viel Gelegenheit zur Ausübung ihrer Kunst geboten. Die Anziehung, die schon die Gründung durch Alexander auf die Künstler ausgeübt hatte (S. 110), mußte sich noch steigern, als die Stadt nun unter den Ptolemäern allmählich mit den prächtigsten Gebäuden, Palastanlagen und Tempeln geschmückt wurde. Auch an das Wunderwerk des Pharos-Leuchtturms, die Stiftung des Sostratos von Knidos, sei hier erinnert.

Mit diesen außerordentlich erfolgreichen Bestrebungen der Ptolemäer, Alexandria zu einem kulturellen Mittelpunkt der Griechenwelt zu machen, scheint nun auf den ersten Blick die Tatsache zu kontrastieren, daß sie im Niltal, abgesehen von der *einen* schon erwähnten Ausnahme, Ptolemais in Oberägypten (S. 252), keine Griechenstadt gegründet haben, und manche glauben, daß ihnen die Absicht der Hellenisierung des Landes überhaupt ferngelegen habe. In Wirklichkeit haben sie — offenbar aus politischen oder auch wirtschaftlichen Gründen, über die wir nur Vermutungen hegen können — nur *andere Mittel* angewendet, um griechische Bevölkerung und damit griechische Kultur in ihrem Lande auszubreiten. Sie haben tatsächlich viel für die Hellenisierung getan, indem sie ihre Truppen, die vorwiegend Makedonen und Griechen waren — die Ägypter waren zunächst vom Heeresdienst ausgeschlossen — als Kleruchen auf königlichem Lehnland angesiedelt haben. Es waren nicht geschlossene Kolonien, die so entstanden, sondern diese Kleruchen gehörten je nach der Lage ihres Lehngutes zu den Gaumetropolen oder Dörfern. So waren diese Makedonen und Griechen — gelegentlich in kompakteren Mengen wie auf dem durch Meliorationen gewonnenen Boden des Faijûm — weithin über das Land ausgebreitet. Die Soldaten waren aber nicht die einzigen griechischen Bewohner des Landes. Auch griechische Kaufleute und Handwerker, denen, wie wir sahen, ganz anders als den Ägyptern eine lukrative wirtschaftliche Betätigung ermöglicht war, ließen sich in wachsender Zahl im Lande, namentlich in den Gaumetropolen nieder. So kam es, daß in diesen Metropolen, die seit ältesten Zeiten die Zentren des ägyptischen Lebens waren, sich all-

mählich griechische Quartiere bildeten, in denen sich bald auch die Zeichen griechischer Kultur, Gymnasien, Theater und Tempel griechischer Götter, erhoben. Sogar in Dörfern, die besonders stark mit griechischem Militär besiedelt waren, begegnen gelegentlich Gymnasien. Das beste Zeugnis dafür, wie auch im Lande sich die griechische Kultur ausgebreitet hat, sind die weit über das ganze Land bis zum ersten Katarrakt hin zerstreuten Funde *literarischer Papyri*. Geben uns auch die griechischen Papyrusurkunden eine Vorstellung von der Ausbreitung der griechischen Sprache, so sind doch unter dem Gesichtspunkt der Kultur noch viel wichtiger die Reste literarischer Papyrusrollen, denn sie lehren uns nicht nur, welche Autoren hier verbreitet waren, sondern zeigen auch, daß nicht nur in den Metropolen, sondern vielfach auch in den Dörfern griechische Literatur gelesen worden ist. Natürlich gab es auch zahlreiche Dörfer, in denen das ägyptische Leben ziemlich unverändert fortbestand.

Dies Zusammensiedeln von Makedonen und Griechen, die aus den verschiedensten Plätzen der griechischen Welt in den Städten Alexanders und der Seleukiden und in den Siedlungen Ägyptens zu dauerndem Miteinanderleben zusammengekommen waren, hat naturgemäß manche *nivellierende* Wirkungen auf sie ausüben müssen. Die Stammesunterschiede, die im Mutterlande in Sprache und Recht, Religion und Sitte so stark hervortraten, mußten sich in dieser bunt zusammengewürfelten Griechengesellschaft mit der Zeit abschleifen. Am greifbarsten tritt uns dieser Prozeß auf dem Gebiet der *Sprache* entgegen. Die landschaftlichen Dialekte mußten allmählich verschwinden, wodurch der Boden für eine gemeinsame Sprache bereitet wurde. In der einzigen Papyrusurkunde, die wir aus Alexanders Zeit haben, begegnen noch Dorismen neben Attizismen in dem vorwiegend ionisch geschriebenen Text, während in den zahllosen Papyrusurkunden seit dem III. Jahrhundert niemals mehr solche Dialektmischungen oder überhaupt Dialektformen begegnen. Da findet sich nur noch die sogenannte „Gemeinsprache“ (die *Koinē*). Es war das historische Ergebnis der Kulturgeschichte des V. und IV. Jahrhunderts, daß es die im Wortschatz und im Wortgebrauch zum Teil ionisierte attische Sprache war, die allein den Anspruch erheben konnte, die allgemeine *Weltsprache* zu werden. Daß Philipp, wie erwähnt, dieses Attisch zur Sprache seiner

Kanzlei gemacht und vor allem Alexander dies übernommen hatte, ist nicht ohne Einfluß auf die Ausbreitung dieser Sprache gewesen. Bald bildete sich eine *Koinē* auch für die Literatur und hat hier durch die hellenistische Zeit hindurch geherrscht, bis sie zu Beginn der Kaiserzeit vom „Attizismus“ verdrängt wurde.

Wie die Dialekte mußten sich in diesen neuen Siedlungen auch die verschiedenen *Rechtsanschauungen* der bunten Gesellschaft abschleifen. Die heimatlichen Rechte ihrer *Poleis* ließen sich nicht aufrecht erhalten. Die Gesetze waren für alle Bürger bindend, aus welchem Kanton sie auch gekommen sein mochten. Es scheint, daß bei diesen Gesetzgebungen der hellenistischen Zeit das attische Recht, das schon durch den attisch-delischen Seebund weite Verbreitung gefunden hatte, besondere Berücksichtigung gefunden hat. Jedenfalls gingen die Gesetze Alexandriens, wie uns ein wertvoller Papyrus gelehrt hat, zum Teil auf die Solonischen Gesetze zurück. Auch die „Rechtsbewidmungen“ einzelner Städte mit dem bewährten Recht anderer Städte, die die Fürsten gelegentlich verfügten, mußten zu einem gewissen Ausgleich auf diesem Gebiet beitragen. So hat sich allmählich trotz aller lokalen Verschiedenheiten, wie auf sprachlichem, so auch auf rechtlichem Gebiet eine gewisse Einheit angebahnt, durch die erst verständlich wird, daß später in der Kaiserzeit das griechische Recht sich gegenüber dem römischen vielfach hat halten, ja jenes zum Teil hat beeinflussen können.

Ebenso mußte in der *Religion* durch den Umgang der verschiedenen griechischen Siedler eine Nivellierung der landschaftlichen Sonderheiten eintreten. Entscheidend war, daß die fürstlichen Stadtgründer in der Regel bestimmten, welchen Göttern Tempel erbaut werden sollten, wie es für Alexander z. B. bei der Gründung des ägyptischen Alexandrien überliefert ist. Ebenso bestimmten die Gesetze der Städte, bei welchen Göttern die Bürger den „gesetzlichen Eid“ leisten sollten.

Wie durch alle diese Momente sich die kantonalen Unterschiede der Siedler mehr und mehr abgeschliffen haben, so hat sich auch der Gegensatz der Makedonen und Hellenen, der unter Alexander und seinen nächsten Nachfolgern noch sehr stark gewesen war, allmählich doch gemildert, aber verschwunden ist er wohl nie ganz. Dazu werden die Sonderrechte, die die Makedonen bis an die Römerzeit heran im Heerwesen behielten, beigetragen haben.

Wenn diese Vereinheitlichung des Hellenentums, die allmählich an die Stelle der früheren Zersplitterung trat, die Stoßkraft der Hellenisierungsbestrebungen erhöhen mußte, so gab es andererseits auf der orientalischen Seite Momente, die die Position der Orientalen in diesem großen Kulturkampf stärkten. Dahin gehört vor allem ihre *numerische Überlegenheit*. Wenn wir leider auch keine exakten Zahlen geben können, so ist doch kein Zweifel, daß die Griechen im Orient trotz aller Siedlungen einer ungeheuren Übermacht der Orientalen gegenüberstanden. In Ägypten kam im Höhepunkt der Entwicklung auf vielleicht 7 Millionen Ägypter, soweit wir taxieren können, wohl noch lange nicht 1 Million Makedonen und Griechen. In Asien aber gab es, auch nach der großartigen Kolonisation der Seleukiden, weite, große Gebiete, in denen es überhaupt keine oder nur ganz vereinzelt Griechenstädte gab. So war es nur eine *ganz dünne Oberschicht* von Makedonen und Griechen, die sich über Ägypten und Asien ausgebreitet hatte, und ihre Städte und Siedlungen ragten — abgesehen von den oben angegebenen dichter besiedelten Gegenden — wie Inseln aus einem weiten Meere hervor.

Zu diesem äußeren Moment kam noch das innerliche, daß die Orientalen im allgemeinen mit einer außerordentlichen Zähigkeit an ihren Kulturen hingen und schwer von ihnen loszulösen waren, gleichviel, ob diese hoch oder niedrig standen. Das gilt von ihren *Sprachen*, die sie trotz der weiten Ausbreitung der griechischen Sprache — abgesehen von den Juden der Diaspora — über allen Hellenismus hinweg sich bewahrt haben. Das gilt vor allem aber von ihren *Religionen*, und damit kommen wir auf einen Punkt, der an die tiefste Ursache des schließlichen Versagens der Hellenisierung rührt. Während die Griechen, wie schon erwähnt, immer bereit waren, in den fremden Göttern ihre eigenen wiederzuerkennen, und daher für die fremden Namen gern die ihnen vertrauten einsetzten, haben die orientalischen Völker es immer abgelehnt, griechische Götter und Kulte zu übernehmen. Als Ptolemaios I. einen gemeinsamen Kult für Griechen und Ägypter schaffen wollte, konnte er nicht daran denken, den Ägyptern etwa einen griechischen Gott zuzumuten, vielmehr mußte ein ägyptischer Gott ausgewählt werden. So ist der Unterweltsgott Osiris-Apis von Memphis mit hellenistischem Kult unter dem Namen Sarapis zu

diesem gemeinsamen Gott erhoben worden. Von den Griechen, die bald Pluton und andere ihrer Götter in ihm sahen, ist er bereitwillig aufgenommen worden, die Ägypter aber haben ihn in ihren einheimischen Texten nach wie vor Osiris-Apis genannt. Man mag in diesem Verhalten der Griechen die tiefe Erkenntnis sehen, daß die in der Natur sich offenbarenden Götter überall dieselben sind, mögen sie auch unter verschiedenen Namen angerufen werden, und mag die hieraus sich ergebende Toleranz preisen, aber kulturpolitisch bedeutete dies Verhalten zweifellos eine *Schwäche* gegenüber den Orientalen, für die es in diesem Punkt kein Paktieren gab. Zumal der offizielle Polytheismus die Griechen schon lange nicht mehr befriedigte, so daß die Gebildeten in der Philosophie einen Ersatz suchten, fehlte auf griechischer Seite um so mehr jeder Gedanke an eine Werbung für ihre Religion, die auch früher ihnen schon fernegelegen hatte, vielmehr waren sie im Gegenteil im Suchen nach religiöser Befriedigung nur zu geneigt, diese bei den fremden Kulturen zu suchen. So mußte, nach einem Ausspruch von Wilamowitz, die Herrschaft der Hellenen über den Orient scheitern, „weil sie dessen Seelen nicht erobern konnten“.

Trotz dieser prinzipiellen Gegensätze und trotz der gewaltigen numerischen Überlegenheit der Orientalen ist in den hierdurch gezogenen Grenzen der Gedanke Alexanders, die griechische Kultur im Orient auszubreiten, von seinen nächsten Nachfolgern in Asien und Ägypten mit großem Erfolg verwirklicht worden. Wie glänzend sich das griechische Leben in ihren Residenzen entwickelt hat, wurde schon gesagt. Auch sonst bewährten sich die Städtegründungen Alexanders und seiner Nachfolger als Zentren griechischer Kultur, und auch in den andersartigen Siedlungen der Ptolemäer verbreitete sich griechische Sprache und griechisches Leben. Die Hellenisierung von Orientalen — wobei immer von der Religion abzusehen ist — beschränkte sich aber in den Städten, die ja in der Regel im Anschluß an schon vorhandene orientalische Siedlungen gegründet waren, meist auf diese mit den neuen Bürgern zusammenwohnende orientalische Bevölkerung, während auf dem Lande, wo keine Griechen wohnten, das orientalische Leben meist unverändert seinen Fortgang nahm. Auf die Ausbreitung der griechischen Sprache in den höheren, gebildeten Kreisen der Orientalen über die Neugründungen hinaus auch in anderen Städten des

Orients hat wohl der Umstand mitgewirkt, daß Griechisch die offizielle Reichssprache wurde, deren sich die Behörden zu ihren Bekanntmachungen bedienten. Nur ausnahmsweise, wenn *alle* Untertanen im Staatsinteresse davon Kenntnis nehmen sollten, wurden gleichzeitig, wie es für Ägypten überliefert ist, Übersetzungen der Erlasse in einheimischer Sprache neben den griechischen Texten veröffentlicht. So werden die höheren orientalischen Kreise, die mit den griechischen Beamten in regerem Verkehr standen oder auch den Ehrgeiz hatten, irgendwie Karriere zu machen, bald die griechische Sprache zu ihrer eigenen hinzugelernt haben, ohne letztere aufzugeben — wie z. B. in Ägypten die Priesterschaften schon früh griechisch mit den Behörden verkehrt haben, was dann auch zwangsweise verlangt wurde. Auch die orientalischen Kaufleute und Gewerbetreibenden werden aus Handelsrücksichten bald damit begonnen haben. Besonders früh haben die Juden der Diaspora die griechische Weltsprache angenommen und zwar so intensiv, daß sich schon im III. Jahrhundert v. Chr. in Ägypten das Bedürfnis herausstellte, die heiligen Schriften ins Griechische zu übersetzen, weil die Gemeinden sie im Gottesdienst in der Ursprache nicht mehr genügend verstanden. So ist im Laufe des III. und II. Jahrhunderts die *Septuaginta*, die griechische Übersetzung des Alten Testaments entstanden, und auch eine hellenistische jüdische Literatur hat sich entwickelt. Aber dieser Hellenismus war nur ein äußerer Firnis, im Innern blieben sie durchaus Juden, die treu an ihrem Gesetz hingen und den Nichtjuden mit einer durch die makkabäische Bewegung noch gesteigerten Exklusivität gegenübertraten. Dadurch ist es später an vielen Orten zu Konflikten zwischen Juden und Hellenen gekommen.

Schon in der zweiten Generation nach Alexander treten einige prominente Orientalen hervor, die schon so völlig hellenisiert waren, daß sie mit griechischen Büchern in die griechische Literatur eintraten. Der eine ist *Berosos*, ein Mardukpriester aus Babylon, der dem Antiochos I. ein Buch über die alte babylonische Geschichte gewidmet hat, das er unter Benutzung der keilschriftlichen Traditionen in griechischer Sprache geschrieben hatte. Der andere ist *Manethon*, ein ägyptischer Priester, der unter Philadelphos unter Benutzung der ägyptischen Tempeltraditionen eine ägyptische Geschichte in griechischer Sprache verfaßt hat. Diese Bücher sind um

so interessantere Zeugen für den siegreichen Hellenismus, als vorher weder Babylonier noch Ägypter, so wertvolle Annalen und dergleichen sie hinterlassen haben, jemals auf den Gedanken gekommen waren, eine Geschichte ihres Landes im Sinne der griechischen Geschichtsschreibung zu verfassen, wie es jetzt Berossos und Manethon getan haben. Viel tiefer als sie ist in das griechische Geistesleben ein anderer Semit eingedrungen, *Zenon*, von phönikischer Abstammung aus Kition auf Cypern, der schon vor ihnen (Ende des IV. Jahrhunderts), nachdem er in Athen Philosophie studiert hatte, daselbst die stoische Schule begründet hat, die für viele Jahrhunderte im Geistesleben der Griechen und dann auch der Römer eine führende Rolle gespielt hat. Hellenisierte Semiten haben sich auch später noch in der griechischen Philosophie hervorgetan, wie *Kleitomachos*, ein Punier, der ursprünglich Hasdrubal hieß, der im II. Jahrhundert das Haupt der Akademie in Athen wurde.

Schon früh lassen sich auch Einwirkungen griechischer Kunst oder auch Mitwirkung griechischer Künstler in orientalischen Werken beobachten, wie in den oben erwähnten Reliefs in Karnak und Luxor aus Alexanders Zeit (S. 242), oder in dem Grabe des Petosiris bei Hermopolis in Ägypten, aus der Zeit Ptolemaios' I. Andererseits ist schon oben (S. 242) für Alexanders Zeit auf Einflüsse der orientalischen Kunst auf die griechische hingewiesen. So bahnte sich im Orient schon früh jene Mischung der Kulturen an, die für die hellenistische Zeit so charakteristisch geworden ist und durch die gegenseitige Befruchtung und Durchdringung der griechischen und orientalischen Kulturen viel neues Leben geschaffen hat.

Dagegen hat sich außerhalb der orientalischen Kultursphäre die griechische Kunst damals rein und ungemischt weiter entwickelt, so in Hellas und auf den Inseln, namentlich auf Rhodos, und auch in den Griechenstädten der kleinasiatischen Küste, wie in Milet, Priene, Magnesia. Im besonderen gilt das auch von Pergamon mit seinen Siegesdenkmälern des Attalos und dem Wunderwerk des Großen Altars. Hier in Pergamon war der Kampf gegen die Galater als ein Kampf gegen die „Barbaren“ aufgefaßt, und so hat sich hier der gesunde alte nationale Gedanke des Gegensatzes von „Hellenen und Barbaren“, der sonst, wie wir sogleich sehen werden, damals schon geschwunden war, hier noch einmal als Kraftquelle bewährt. Hiermit wird zusammenhängen, daß sich in Pergamon

besonders früh die Anfänge einer klassizistischen Kunstrichtung zeigen, die sich seit dem II. Jahrhundert in der griechischen Welt weiter ausgebreitet hat.

Aber im Orient kam es nicht nur zu Kulturmischungen, sondern auch zu *Rassenmischungen*, die mit der Zeit größeren Umfang angenommen haben. Wohl hatte die makedonische Heeresversammlung in Babylon nach dem Tode Alexanders seine Verschmelzungspolitik abgelehnt, und dementsprechend haben auch seine Nachfolger in Asien und Ägypten nicht daran gedacht, sie zu fördern, sondern haben eine makedonisch-nationale Politik betrieben. Aber das dauernde Zusammenwohnen der Makedonen und Griechen mit den Orientalen hat schließlich — ohne Zutun der Regierungen — in der Bevölkerung eine Lockerung jenes stolzen Herrenstandpunktes und eine Bereitschaft, sich mit dem orientalischen Nachbar zu verschwägern, zur Folge gehabt. Aus der Mitte des III. Jahrhunderts liegen uns in Ägypten die ersten Proben solcher Mischehen vor. Im II. Jahrhundert bildet sich dort geradezu eine graeco-ägyptische Mischbevölkerung, die immer stärker wird. So haben die natürlichen Lebensbedingungen, wenn zunächst auch nur vereinzelt und wohl auch nur in den unteren Schichten, allmählich zu einer Mischung der Rassen geführt. Das historische Ergebnis war freilich ein anderes als das, das Alexander angestrebt hatte, denn während ihm ausschließlich eine Verschmelzung mit den Iranern vorgeschwebt hatte, haben sich jetzt Mischungen auch mit denjenigen Völkern eingestellt, an die er nicht gedacht hatte, wie mit Ägyptern und Semiten.

Immerhin ist der Grundgedanke Alexanders, der ihn in seinen letzten Jahren beherrscht hatte, insofern doch zur Verwirklichung gekommen, als durch diese Mischungen der alte Gegensatz von „*Hellenen und Barbaren*“ völlig aufgehoben wurde, denn schon Alexander hatte sich durch seine iranische Politik und vor allem durch ihre letzte Spitze, die Verschmelzungspolitik, von jenem nationalen Grundsatz gelöst, wiewohl gerade er in seinen jüngeren Jahren durch die Aufnahme der panhellenischen Idee ihn noch einmal zu besonders kräftiger Geltung gebracht hatte.

Was sich in diesen Generationen auf dem realen Boden der geschichtlichen Entwicklung vollzogen hat, ist nun offenbar nicht ohne Einfluß auf die Theorie der *Philosophen* geblieben. Wohl

war die Theorie der Praxis vorangeeilt, insofern die Kyniker schon vor Alexander kosmopolitische Gedanken vertreten hatten (S. 10). Aber daß diese weltbürgerlichen Ideen dann in der Stoa vertieft wurden und zu einem Grundgedanken ihrer neuen Weltanschauung gemacht wurden, darauf ist die Tatsache, daß durch Alexander prinzipiell die Schranken zwischen Hellenen und Barbaren schon gefallen waren, sicher nicht ohne Einfluß gewesen, und die weitere Entwicklung in den nächsten Generationen, die sämtlichen Barbaren gegenüber die Schranken aufhob, hat die Theorie und die Praxis nur noch mehr genähert, und so hat der Hellenismus theoretisch und praktisch seinen kosmopolitischen Charakter erhalten. Etwa 100 Jahre nach Alexander hat der große Gelehrte *Eratosthenes* als der Vertreter des modernen hellenistischen Menschen gesprochen, wenn er diejenigen tadelte, die, wie Aristoteles gegenüber Alexander, die Menschen in Hellenen und Barbaren geteilt hätten, von denen jene als Freunde, diese als Feinde zu behandeln seien, und verlangte, daß man sie vielmehr nach ihren moralischen und geistigen Qualitäten in Gute und Schlechte scheiden solle, denn auch unter den Hellenen seien viele Schlechte und unter den Barbaren seien viele fein Gebildete, wie die Inder und Iranier, auch die Römer und Karthager, die politisch bewunderungswürdig seien. Dieser Ausspruch des *Eratosthenes*, mit dem er aus den Erfahrungen dieser umwälzenden hundert Jahre kühl und klar das Fazit zieht, steht wie ein Markstein in der Geschichte des griechischen Volkes, denn damit wird konstatiert, daß die alte Zeit, in der es ein starkes griechisches Nationalgefühl gegeben hatte, definitiv vorüber war, und die Idee eines *internationalen Weltbürgertums* an seine Stelle getreten war. Auf die Folgen dieser seit Alexander allmählich herangereiften Wandlung werden wir noch zurückkommen.

Die Nachwirkungen Alexanders bezüglich der Ausbreitung der griechischen Kultur beschränken sich nicht auf den Osten, sondern auch der *westliche Siegeszug des Hellenismus* ist ohne sein Lebenswerk nicht zu verstehen. Hat er auch seine letzten Pläne, die auf den Westen gerichtet waren, nicht ausführen können, so hat er doch dadurch, daß er in seinem östlichen Weltreich die Grundlagen für die Weltgeltung der griechischen Kultur gelegt hat, erst die Voraussetzungen für die Ausbreitung nach dem Westen, über die

politischen Grenzen seines Reiches hinaus, geschaffen. Wohl hätte auch ohne Alexanders Tat die griechische Kultur, die ja schon vor ihm ein Expansionsbedürfnis gezeigt hatte, sich auch im Westen noch weiter ausdehnen können, aber die *Eroberung Roms durch den Hellenismus* — und das ist für die Weltgeschichte das Entscheidende geworden! — hätte sich niemals ohne die von ihm geschaffenen Voraussetzungen, so wie es geschehen ist, vollzogen. Rom hatte schon seit der Königszeit von den Griechenstädten Unteritaliens manche Elemente griechischer Kultur übernommen — voran die Schrift, dann Götterkulte, auch Kunst und einige Rechtsgedanken —, aber dies alles bedeutet nur Tropfen gegenüber dem breiten Strom, in dem sich seit der Mitte des III. Jahrhunderts v. Chr. die griechische Kultur in ständig wachsendem Maße über die römische Gesellschaft ergossen hat. Man hat mit Recht den Einbruch dieses Stromes in das Jahr 240 gesetzt — ein Jahr nach der siegreichen Beendigung des ersten punischen Krieges! —, in dem der griechische Freigelassene Livius Andronicus aus Tarent für die Römischen Spiele zum erstenmal eine lateinische Bearbeitung eines griechischen Bühnenstückes zur Aufführung gebracht hat. An diesem Hergang ist zweierlei charakteristisch für Rom. Erstens war es der *Senat*, auf dessen Anordnung diese Aufführung veranstaltet wurde. Das ist äußerst bemerkenswert, daß dieser entscheidende Schritt amtlich von der Regierung getan wurde. Wenn wir uns erinnern, daß es auch der Senat war, der 28 Jahre vorher die Silberprägung eingeführt hatte, um für den römischen Handel den Anschluß an die hellenistische Handelswelt zu erreichen, so gewinnt es eine besondere Bedeutung, daß derselbe Senat jetzt diese Aufführung des griechischen Stückes anordnete. Man kann darin ein Kulturprogramm finden, das jenem Wirtschaftsprogramm parallel geht: *auch auf geistigem Gebiet sollte jetzt der Anschluß an die hellenistische Welt gesucht werden*. Gerade aus diesem Grunde scheint es mir berechtigt, zu sagen, daß die Hellenisierung Roms das Lebenswerk Alexanders zur Voraussetzung hat, denn wenn die griechische Kultur nicht vorher eine Weltgeltung erlangt hätte, würde der Senat keine Veranlassung gesehen haben, sie bei sich einzuführen.

Zweitens ist an jenem Vorgang von größter Tragweite, daß jenes griechische Bühnenstück in *lateinischer* Verarbeitung aufgeführt

worden ist. Es ist für die ganze weitere europäische Geschichte von größter Bedeutung geworden, daß die Römer bei der Übernahme der griechischen Literatur an ihrer lateinischen Muttersprache festgehalten haben. Durch diese Selbständigkeit, die die Römer sich gegenüber der fremden Kultur bewahrt haben, unterscheiden sie sich von den orientalischen Völkern. Das entspricht dem starken, stolzen Nationalgefühl der Römer, in dem letzten Endes das Geheimnis ihrer wunderbaren Kraft liegt. Während aber die griechischen Dichtungen von vornherein in lateinischer Sprache verarbeitet wurden, hatte sich eine lateinische Kunstprosa damals noch nicht entwickelt. So sind denn die ersten Nachahmungen griechischer Prosaliteratur in Rom in griechischer Sprache erfolgt. So hat der erste Römer, der eine Römische Geschichte zu schreiben versuchte, Quintus Fabius Pictor — das römische Gegenstück zu Berossos und Manethon! — gegen Ende des III. Jahrhunderts seine „Annalen“ in griechischer Sprache geschrieben, und ebenso seine nächsten Nachfolger. Erst der alte Cato hat im II. Jahrhundert in seinen „Origines“ die erste lateinisch geschriebene Geschichtsdarstellung gegeben. Von da an haben die Römer auch in Prosa nur lateinisch geschrieben.

Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, wie diese vom Senat, dem Vertreter der regierenden Aristokratie, inaugurierte Hellenisierung in den nächsten Jahrhunderten in dieser römischen Gesellschaft — im II. Jahrhundert v. Chr. namentlich im Scipionenkreise — immer weitere Fortschritte gemacht hat. Hervorgehoben sei nur, daß die Römer, wie in der Sprachenfrage, auch in anderen Gebieten, namentlich auch der Kunst, trotz aller Hellenisierung doch immer ihre Eigenart zur Geltung gebracht haben, so daß das Ergebnis eine griechisch-römische Mischkultur war, deren Qualität zwar in erster Reihe von der griechischen Ingredienz bestimmt wird, die aber doch eine starke, spezifisch römische Note hatte. Diese griechisch-römische Mischkultur hat in Cicero und dem Dichterkreise des Augustus eine Höhe erreicht, die sie über die damalige griechische Kultur, die inzwischen niedergegangen war, weit hinaushebt. Für die ganze weitere europäische Geschichte ist es bis auf den heutigen Tag von größter Bedeutung geworden, daß die Römer diese griechisch-römische Kultur über den Westen des Kontinents, namentlich über Spanien und Gallien, mit dauerndem Erfolg aus-

gebreitet haben. Damit haben sie den Grund gelegt zu den „romanischen“ Völkern und ihrer Kultur. Damit war auch entschieden, daß neben die griechische Weltsprache des Ostens das Latein als die Weltsprache des Westens trat. Es sei hier aber auch darauf hingewiesen, daß diese griechisch-römische Kultur, die auf dem Gebiet der Kunst zu Beginn der Kaiserzeit eine römische Reichenkunst entwickelt hat, wiederum zurückgewirkt hat auf den unter Roms Herrschaft getretenen Osten, im besonderen auf Syrien, wo die Römer gewaltige Bauten, wie in Baalbek und Palmyra, geschaffen haben. Die große Selbständigkeit und Bedeutung der griechisch-römischen Mischkultur nötigt uns dazu, die „hellenistische Periode“ nur bis auf Augustus herabzuführen und mit ihm eine neue Periode der Alten Geschichte, die der römischen Kaiserzeit, zu beginnen.

Während die Romanisierung von Westeuropa in ihren Wirkungen bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben ist, hat die Hellenisierung des Ostens schließlich doch wieder dem *Orientalismus* weichen müssen. Dieser Unterschied erklärt sich nicht nur durch die Vorzüge der römischen Kolonisationsmethode und durch den starken Schutz, den das mächtige Römerreich diesen Kolonien des Westens gewährte, sondern vor allem dadurch, daß es sich im Westen um die Kultivierung barbarischer, kulturell niedrigstehender Völker handelte, im Osten dagegen um die Ausbreitung griechischer Kultur über Völker hochstehender, zum Teil uralter Kulturen. Hier allein konnte ein wahrhafter *Kulturkampf* entbrennen. Zwar lag bei diesen orientalischen Völkern, als Alexander zu ihnen kam, der Höhepunkt ihrer Entwicklung meist schon Jahrhunderte, ja Jahrtausende zurück. Ihre schöpferische Kraft schien erloschen zu sein, und sie befanden sich meist in einem Zustand der Stagnation. Aber durch die griechische Kultur, die ihnen Alexander und seine Nachfolger nahe brachten, wurden sie aus ihrer Lethargie aufgeweckt. Gleichviel, ob sie diese griechische Kultur auf sich wirken ließen oder aber sich innerlich zu einer Opposition gegen sie gedrängt fühlten, stärkten sich wieder ihre geistigen Kräfte, und ihr Leben begann stärker zu pulsieren.

Zu dem Siege des Orients mußte es kommen, da diesem Aufschwung der Orientalen auf der andern Seite ein allmähliches Nachlassen der griechischen Kräfte gegenübertrat. Zu diesem Nachlassen haben sehr verschiedene Momente beigetragen. Einmal darf

auf die zersetzenden Wirkungen der *Vermischung* der Kolonisten mit den verschiedensten Orientalen hingewiesen werden, durch die sich mit der Zeit äußerlich und innerlich das Gesicht des Griechentums im Orient verändert hat. Damit schwand die Widerstandskraft und der Widerstandswille gegenüber dem orientalischen Wesen; wurde doch durch die orientalischen Frauen orientalische Sitte und namentlich orientalische Religion in die griechischen Familien hineingetragen. Dazu kam der nicht zu unterschätzende Einfluß des andersartigen *Klimas*, das die Annahme orientalischer Lebensgewohnheiten nahelegte; waren diese doch selbst einst zum großen Teil eben unter dem Einfluß dieses Klimas entstanden. Wenn Livius einen Redner im Jahre 189 sagen läßt, die Makedonen, die Alexandrien, Seleukeia und Babylonien und andere Kolonien bewohnten, seien zu Syrenn, Parthern und Ägyptern degeneriert, so liegt darin, zumal für diese Zeit, wohl eine rhetorische Übertreibung, aber etwas Wahres ist daran. Am verhängnisvollsten aber war es, daß den Griechen, wie wir sahen, ihr stolzes *Nationalbewußtsein* verloren ging, das einst in der Antithese von „Hellenen und Barbaren“ seinen Ausdruck gefunden hatte, denn damit entschwand ihnen ein starker Impuls zur Entfaltung ihrer nationalen Kräfte. Es ist kein Zufall, daß die großen Werke griechischer Kultur, die Ewigkeitswerte für uns bedeuten, nicht jetzt in den Zeiten des „Kosmopolitismus“ geschaffen sind, sondern in jenen früheren Jahrhunderten, in denen die Griechen im stolzen Bewußtsein ihrer Kraft und ihrer Überlegenheit ihrem Nationalgefühl in jener Formel Ausdruck gegeben hatten. Gewiß ist die Hellenisierung des Orients, soweit sie gelungen ist, eine große Tat des Griechentums, aber den Hauptnutzen davon haben die Orientalen gehabt: sie waren im allgemeinen die Empfangenden wie die Griechen die Gebenden, und die Griechen haben sich schließlich selbst aufgegeben, indem sie ihr Nationalgefühl verloren.

Ein weiteres gewichtiges Moment, das zum Niedergang des Griechentums geführt hat, ist die *römische Fremdherrschaft*, die sich im II. Jahrhundert v. Chr. lähmend auf die Griechenwelt, im besonderen im Mutterland, gelegt hat. Schlimmer als die wirtschaftlichen Folgen war der geistige Druck, der damit ausgeübt wurde. Kein Volk kann gedeihen, das nicht seine volle Freiheit hat und gar unter Fremdherrschaft steht, und verzweifelt ist die Lage, wenn

gar, wie hier, keine Hoffnung auf Wiedergewinnung der Freiheit besteht. Eine Nation, die nicht mehr an sich und ihre Sendung glauben kann, ist verloren — aber auch nur diese.

Aus allen diesen Gründen ist es begreiflich, daß seit dem II. Jahrhundert ein Rückgang in den gesamten Kulturleistungen der Griechen immer deutlicher hervortritt. Danach konnte der Ausgang jenes großen Kulturkampfes mit den im Aufschwung begriffenen Orientalen nicht zweifelhaft sein. Der Verlauf dieses Ringens kann hier nur noch mit wenigen Strichen skizziert werden.

Während die Seleukiden früher die Schützer und Förderer des Hellenismus in ganz Vorderasien gewesen waren, wurde dieser Schutz auf ein sehr enges Gebiet beschränkt, als sie durch die Niederlage vom Jahre 129 v. Chr. das ganze Gebiet jenseits des Euphrat den Parthern zu überlassen gezwungen wurden und nur noch über Syrien und Kilikien herrschten. Nun haben zwar die Partherfürsten, die Arsakiden, den Hellenismus in ihrem Reich nicht nur geduldet, denn sie brauchten den griechischen Handel für ihren Staat, sondern haben sogar vielfach, offiziell als „Philhellenen“, damit kokettiert, ihn zu fördern und ihrem Hof in Ktesiphon, wo sie gegenüber von Seleukeia am Tigris ihre Residenz aufgeschlagen hatten, einen hellenistischen Firnis zu geben; auch sind in der parthischen Kunst hellenistische Anregungen nicht zu verkennen, aber dieser „Philhellenismus“ war doch eben nur ein höfischer, und ist im Volk der Parther, im besonderen bei den Magnaten und im Heer, nicht beliebt gewesen, sondern eher scheel angesehen worden. Um so mehr hielt man in diesen Kreisen am orientalischen Wesen fest, und so regte sich hier allmählich eine Reaktion gegen den Hellenismus. Auch in Ägypten hatte schon seit dem Ende des III. Jahrhunderts eine starke nationalistische Bewegung der Ägypter eingesetzt, die zeitweise sogar den Verlust von Oberägypten zur Folge hatte, und unter der schwächlichen Regierung dieser späteren Ptolemäer zu einer Stärkung des Ägyptertums gegenüber den Hellenen geführt hat.

Diese zunächst hier und da erwachende und später immer allgemeiner werdende Reaktion des Orients gegen den Hellenismus ist für die heutige Zeit, die wiederum ein Erwachen des Orients und eine Reaktion gegen die Europäer erlebt, von ganz außerordentlichem Interesse. Wie hier die Bemühungen, Asien zu europäisieren,

so waren es dort die Bestrebungen Alexanders und seiner Nachfolger, Asien zu hellenisieren, die die Voraussetzung für dies Phänomen bildeten.

Überblickt man den Gesamtverlauf des fortschreitenden Vordringens des Orientalismus, so sieht man, daß die Entwicklung auf den verschiedenen Gebieten der Kultur — ganz abgesehen von den lokalen Unterschieden — sich nicht in demselben Tempo und auch nicht zu demselben Enderfolg hin vollzogen hat. *Am frühesten und vollständigsten ist der Sieg des Orients in der Religion gewesen, vollständig auch in der Sprachenfrage, dagegen sind griechische Kunst und Wissenschaft nie ganz überwunden worden, sondern sie haben bis in die Zeiten des Islam hinein den Orient immer wieder befruchtet.*

Der religiöse Sieg des Orients erklärt sich einmal aus der schon oben besprochenen Toleranz der Griechen, der die Zähigkeit der Orientalen im Festhalten an ihren Religionen gegenüberstand. Dazu kam, daß die orientalischen Religionen gewisse Qualitäten hatten, die auf die Griechen, die von ihrer eigenen Religion unbefriedigt waren, eine immer größer werdende Anziehungskraft ausübten, so daß sie sich immer mehr in diese so ganz andersartige Gedanken- und Gefühlswelt des Orients hineinlebten — wie heute manche Europäer zum Buddhismus flüchten. Den größten Zauber übten die großen Jenseitsreligionen des Orients aus, die dem Gläubigen — und zwar jedem einzelnen Individuum, losgelöst von seiner völkischen Gemeinschaft, also ganz international — ein seliges Weiterleben im Jenseits verhießen. Solche Vorstellungen waren den Griechen schon seit früher Zeit von der Orphik und den eleusinischen Mysterien her nicht fremd, traten ihnen aber jetzt in den orientalischen Religionen in einer starken Propaganda verlockend entgegen. Diese Propaganda war um so erfolgreicher, als eine Sehnsucht nach dieser tröstlichen Jenseitsgewißheit durch die unteren Massen ging, die in der Philosophie keinen Trost finden konnten.

Weltgeschichtlich ist es von größter Bedeutung geworden, daß diese starke orientalische Bewegung sich nicht auf den hellenistischen Osten beschränkt hat, sondern siegreich über Hellas hinweg auch Rom und den Westen gepackt hat. Den Anfang machte die kleinasiatische Göttermutter *Kybele*, deren orgiastischer Kult schon während des hannibalischen Krieges (204) auf einen sibyllinischen

Spruch hin in Rom eingeführt wurde. Hatte hierzu mehr ein äußerer Anlaß geführt, so kamen die Späteren im Zuge jener allgemeinen Expansion nach dem Westen. Gefördert wurde dies durch die orientalischen Kaufleute, die immer mehr nach dem Westen zogen und überall in religiösen Verbänden ihre heimatlichen Kulte pflegten. So kamen ägyptische Götter nach dem Westen, die *Isis* mit dem *Osiris*, ferner der neue Gott *Sarapis*, der nach und nach mit den verschiedensten Göttern geglichen, im II. Jahrhundert n. Chr. sie alle in sich fassend als „Pantheos“ — unter dem Ruf „Einer ist Sarapis“ — die weiteste Verbreitung im Kaiserreich gefunden hat. Auch die „Syrischen Götter“, *Hadad* und *Atargatis*, breiteten sich aus, entsprechend der großen Bedeutung der syrischen Kaufleute im Welthandel. Neben den Göttern kam auch die *Astrologie*, ursprünglich ein Stück altbabylonischer Religion, die aber zu einer Afterswissenschaft ausgebaut war, die aus der Konstellation in der Stunde der Geburt oder der Empfängnis jedem einzelnen Menschen sein Schicksal vorher bestimmen zu können prätendierte. Schon Berossos, der oben als Historiker genannt wurde, hatte diese babylonische Lehre den Hellenen nahe zu bringen gesucht. Nachdem dann in Ägypten im II. Jahrhundert v. Chr. das kanonisch gewordene Lehrbuch der Astrologie verfaßt war, hat die Astrologie ihren Siegeszug auch nach dem Westen angetreten. Schon der alte Cato hat vor den „Chaldäern“, wie man ihre Verkünder nannte, gewarnt, und im Jahre 139 v. Chr. hat man die Chaldäer aus Rom ausgewiesen, aber sie kamen wieder — wie auch der Isiskult in Rom mehrfach vergeblich verboten worden ist —, und schließlich ist dieser unglückselige fatalistische Aberglaube bis in die höchsten Kreise Roms, bis zum Kaiserthron, vorgeedrungen und hat viele Jahrhunderte sein Wesen in Europa getrieben. Es ist ein Zeichen unserer zerklüfteten Zeit, daß er auch heute wieder seine Gläubigen gefunden hat. Später kam der persische *Mithras* mit seinem Mysterium, nachdem er vorher in Kleinasien gewisse Wandlungen durchgemacht hatte, und mit ihm die dualistische Lehre des Zarathustra. Auch dieser Mithraskult hat, namentlich durch die römischen Heere, weiteste Verbreitung, bis nach Germanien und Britannien hinauf, gefunden.

Alle diese orientalischen Kulte haben nicht nur den Kampf mit den römischen Staatsgöttern aufgenommen, sondern haben auch

untereinander einen erbitterten Konkurrenzkampf geführt. Sie alle sind schließlich, mitsamt den römischen Staatsgöttern, von der neugeschaffenen *christlichen Religion*, die sie alle an Tiefe des Ideengehalts übertraf, besiegt worden. Der Kampf ist ihr gegenüber ihren orientalischen Konkurrenten schwieriger geworden und auch leidenschaftlicher von ihr geführt worden als gegenüber den römischen Staatsgöttern, deren Autorität durch jene schon geschwächt war. Wohl war auch diese Religion nach ihrem Ursprunge eine orientalische Religion, und ihr Sieg hat zu einer starken Orientalisierung der Welt geführt, aber in der Geschichte ihrer Ausbreitung und ihrer inneren Weiterentwicklung hat der Hellenismus noch einmal eine Rolle von weltgeschichtlicher Bedeutung gespielt. Es ist ein starker Beweis für die Kraft, die der Hellenismus auch damals noch hatte, daß diese neue orientalische Religion auf die griechische Weltsprache zu ihrer Propaganda angewiesen war. In dieser griechischen Koinē liegen uns die Bekenntnisschriften des Christentums vor. Durch die Ausbreitung des Hellenismus in Kleinasien, wo die christliche Propaganda zunächst einsetzte, sind dieser die Wege geebnet worden. Für die innere Entwicklung der christlichen Lehre ist es aber von größter Bedeutung geworden, daß sie allmählich mit dem Geist griechischer Wissenschaft in Verbindung getreten ist, so daß man geradezu von einer Hellenisierung der christlichen Lehre spricht. Hier ist auf die großen Kirchenväter Clemens und Origenes von Alexandrien hinzuweisen (II./III. Jahrhundert), die im Kampf mit den Feinden des Christentums die geistigen Waffen der griechischen Wissenschaft entnahmen und so für die Verbindung mit der griechischen Philosophie grundlegend gewirkt haben. So hat die alte Alexanderstadt in der Geschichte des Christentums noch einmal eine besondere Rolle gespielt. Der Mittelpunkt dieser Arbeiten war dort die christliche Katechetenschule, auf deren Einrichtungen das Muster des heidnischen Museion, der Schöpfung Ptolemaios' I., nicht ohne Einfluß gewesen zu sein scheint.

Zur Zeit dieses Origenes erfolgte im Orient eine Staatsumwälzung, die für den Bestand des Hellenismus im Osten verhängnisvoll werden sollte. Im Jahre 226 wurde die Herrschaft der parthischen Arsakiden gestürzt durch Ardaschir I. (= Artaxerxes), der die Dynastie der *Sasaniden* begründete. Er war verwandt mit einem per-

sischen Dynastengeschlecht, das sich durch die Seleukiden- und Arsakidenzeit hindurch in Istachr, unweit von Persepolis, seine Selbständigkeit bewahrt und die alten persischen Traditionen, im besonderen die Religion des Zarathustra, gepflegt hatte. In diesem neupersischen Reich der Sasaniden, das eine Erneuerung des Achämenidenreiches sein wollte, wurde diese persische Religion zur Staatskirche erhoben, und das neu erwachte persische Nationalgefühl führte — im Gegensatz zu der Politik der Arsakiden — zu einer bewußt feindlichen Reaktion gegen den Hellenismus. Jahrhundertlang haben anfangs Rom und dann Byzanz als Vertreter der griechisch-römischen, respektive byzantinischen Kultur gegen dieses Perserreich zu kämpfen gehabt, bis es in der Mitte des VII. Jahrhunderts den vorstürmenden Muslimen erlag und ein Teil des Kalifenreiches wurde. Trotz der prinzipiellen Gegnerschaft hat die sehr hochstehende Sasanidenkultur sich dem Einfluß des Hellenismus nicht ganz entziehen können, wie sie andererseits auch auf Byzanz starke Wirkungen ausgeübt hat.

Schon ehe die nationale Reaktion der Sasaniden gegen den Hellenismus einsetzte, hatten die Römer durch die schmachvolle Zerstörung der Griechenstadt Seleukeia am Tigris, die sie im Partherkrieg des Verus im Jahre 164 niedergebrannt hatten, dem östlichen Hellenismus den Todesstoß versetzt. Damit hatten die Griechen östlich des Euphrat ihr Bollwerk verloren. Die griechische Sprache schwand immer mehr, und die aramäische Sprache, die schon im alten Achämenidenreich die weiteste Verbreitung gehabt hatte, griff weiter um sich.

Auch sonst haben die orientalischen Sprachen, die ja außerhalb der Griechenstädte auf dem Lande, wie wir sahen, nie aufgehört hatten, schließlich das Griechisch völlig verdrängt. In Syrien hat sich die aramäische Sprache durch die Seleukidenzeit hindurch so stark erhalten, daß sie sich in der Kaiserzeit als „syrische Sprache“ sogar zu einer nicht unbedeutenden Literatursprache entwickeln konnte, die uns namentlich im Dienst der christlichen Kirche begegnet, aber auch profane Werke wie das syrisch-römische Rechtsbuch hinterlassen hat, aus dem wir erkennen können, wie neben dem römischen Recht hier in Syrien auch das griechische Recht noch seine Bedeutung gehabt hat. Das Aussterben des Hellenismus tritt uns hier auch darin entgegen, daß die makedonischen

Stadtnamen meist verschwunden sind und den alten einheimischen Namen wieder Platz gemacht haben. So führen z. B. Aleppo und Akko wieder ihre alten Namen, während ihre hellenistischen Namen Beroia und Ptolemais längst vergessen sind.

Ebenso hat in Ägypten die einheimische Sprache schließlich den Sieg über die griechische davongetragen. Die letzten, freilich nur noch stammelnden griechischen Papyrustexte — es sind arabisch-griechische Bilinguen — gehören dem X. Jahrhundert an. Da der älteste griechische Papyrus aus der Zeit Alexanders stammt, ist es doch ein gewaltiger Zeitraum — etwa 1300 Jahre! —, durch den wir die Nachwirkungen von Alexanders Lebenswerk am Fortleben der griechischen Sprache hier im Niltal verfolgen können. Gesiegt hat die ägyptische Sprache, die trotz aller Hellenisierungserfolge doch in den breiten Massen des Volkes immer lebendig geblieben war und nach der Christianisierung als sogenannte „koptische“ Sprache noch einmal eine Literatur entwickelt hat, die ähnlich wie die syrische vorwiegend christlich war, aber auch Profanliteratur umfaßte, von der hier namentlich eine koptische Bearbeitung des Alexanderromans erwähnt sei. Daß die Ägypter diese koptische Sprache, die nichts anderes ist als die jüngste Entwicklung der altägyptischen, seit dem III. Jahrhundert n. Chr. mit dem griechischen Alphabet (und wenigen demotischen Zusatzzeichen) transkribiert haben und bald ganz auf die Hieroglyphen und die demotische Schrift verzichtet haben, darf als ein letzter Triumph des Hellenismus bezeichnet werden. Diese koptische Sprache hat sich dann trotz des Arabisch der neuen Herren noch bis ins 18., ganz vereinzelt ins 19. Jahrhundert erhalten, und die koptische Bibel wird noch heute, wenn auch unverstanden, im koptischen Gottesdienst vorgelesen. Der definitive Sieger aber ist ebenso wie in Vorderasien die arabische Sprache geworden.

Wenden wir uns endlich zur Kunstentwicklung des Orients, so kann hier nicht dargelegt werden, wie jene Mischung der griechischen und der orientalischen Kunst, von deren Anfängen oben gesprochen wurde, im Laufe der Jahrhunderte sich weiter entwickelt und verschiedene Wandlungen durchgemacht hat. Die äußeren und inneren Gründe, die im allgemeinen zur Schwächung des hellenischen Elements geführt haben, mußten auch auf dem künstlerischen Gebiet die Wirkung ausüben, daß mit der Zeit die orien-

talischen Elemente in der Mischung stärker hervortraten. Und doch hat sich in manchen Gebieten die hellenistische Kunst trotz allem immer noch als ein anregender und schöpferischer Kulturfaktor erwiesen. So verdient besonders hervorgehoben zu werden, daß selbst in der Kunst der *Sasaniden* trotz der nationalen Einstellung der Herrscher doch auch hellenistische Einflüsse nicht zu verkennen sind. So geht z. B. der Gewölbebau, wie er in der Sasanidenkunst — schon in dem Palast des Dynastiegründers Ardaschir I. in Firusabad — in Kuppelräumen und Tonnengewölben eine großartige Ausbildung erfahren hat, auf die in der hellenistischen Kunst, namentlich in Syrien, vorher erfolgte Entwicklung dieser Kunstformen zurück, wenn auch schon dem alten Orient das Gewölbe nicht unbekannt gewesen war.

Dank den neuesten überraschenden Forschungsergebnissen verdient unser besonderes Interesse die Entwicklung der hellenistischen Kunst in *Baktrien* und ihre Fernwirkung nach dem Osten. In diesem Lande, um das Alexander besonders schwere Kämpfe geführt hatte, in dem dann um die Mitte des III. Jahrhunderts Diodotos ein selbständiges griechisches Königtum errichtet hatte, scheint sich die griechische Kultur zu besonders hoher Blüte entwickelt zu haben. Wir kennen zwar in der Hauptsache nur die Münzen dieser Könige, aber diese zeigen mit ihren prachtvollen Porträts und ihren lebendigen Göttergestalten in dieser früheren Zeit eine so außerordentliche Feinheit und Reife des künstlerischen Könnens, daß man von ihnen aus wohl auch Rückschlüsse auf die gesamte Kunstpflege in diesem Lande ziehen darf. Durch das fortschreitende Wachsen des Partherstaates von der westlichen Welt getrennt, hat sich die expansive Kraft von Staat und Kultur nach dem Osten gewendet, und als es dann diesen Herrschern am Anfang des II. Jahrhunderts gelang, das Kābultal und das Pendschab, später auch für einige Zeit das südliche Industal, zu besetzen, hat die baktrische Kunst mehr und mehr Bedeutung für das indische Leben gewonnen. Baktrische Künstler haben die indischen Götter nach dem Vorbild ihrer griechischen Göttertypen hellenisiert, haben auch die buddhistischen Stoffe in der Sprache der griechischen Kunst dargestellt und haben sogar, wie die neueste Forschung wahrscheinlich gemacht hat, den Indern überhaupt erst das versonnene Bild des Buddha — mit Anlehnung an griechische Götter-

gestalten — geschaffen. Wenn uns diese griechisch-indische Kunst auch erst aus der früheren Kaiserzeit in der Kunst von *Gandhāra*, der Landschaft von Peschawār, in zahlreichen Kunstwerken vorliegt, gehen diese Typen doch sehr wahrscheinlich schon auf frühere Zeiten zurück. Die fabelhaften Funde der preußischen Turfanexpeditionen, die wir jetzt in der meisterhaften Aufstellung Le Coqs im Berliner Völkermuseum bewundern können, haben uns nun kürzlich die überraschende Kunde gebracht, daß diese griechisch-buddhistische Kunst bis nach Ostturkestan vorgedrungen ist, wo sie uns in zahlreichen Denkmälern aus der Zeit vom 4. bis 9. Jahrhundert lebendig entgegentritt. Aber damit ist diese Fernwirkung der hellenistischen Kunst noch nicht erschöpft, denn diese Kunst von Ostturkestan hat wiederum auf die Kunst von China und auch von Japan in Malerei und Plastik einen starken Einfluß ausgeübt. So ist u. a. auch das „perspektivische“ Sehen erst durch diese Vermittlung von der griechischen Kunst her, in der es im V. Jahrhundert sich durchgesetzt hatte, in die ostasiatische Kunst eingedrungen. Der persische Dichter Nisami (12. Jahrhundert) erzählt in seinem Alexanderbuch, Iskender sei von Indien über Tibet nach China gezogen, wo ein Wettstreit zwischen griechischen und chinesischen Malern entstanden sei, in dem zuletzt die Griechen den Sieg davongetragen hätten. Nach unserem heutigen Wissen können wir in dieser dichterischen Phantasie einen tieferen Sinn finden, denn *die griechische Kunst würde nie bis nach China hin gewirkt haben, wenn Alexander nicht den Orient bis nach Indien erobert und die griechische Kultur bis dorthin ausgebreitet hätte.*

Ebenso hat auch erst die neuere Forschung immer klarer erkannt, daß die *islamische Kunst* und überhaupt die islamische Kultur vom Hellenismus ganz stark beeinflußt worden ist. Während Mommsen noch den Islam „den Henker des Hellenentums“ genannt hat, sieht die jetzige islamistische Forschung in dem Hellenismus eine der Komponenten der islamischen Kultur, ja geradezu eine der Grundlagen, auf denen diese sich aufgebaut hat. Daß die Araber die griechische Philosophie und Medizin und andere Wissenschaften übernommen und den Aristoteles dem mittelalterlichen Europa wiedergeschenkt haben, war von je bekannt. Die besondere Rolle, die Alexandrien, wo es zur Zeit der Eroberung Ägyptens durch die Araber noch gelehrte Schulen gab, bei der Übertragung

der griechischen Wissenschaften auf die Araber gespielt hat, ist erst jüngst erwiesen worden. Auch daß die hellenistische Kunst neben der sasanidischen und byzantinischen zu den Fundamenten der sich allmählich entwickelnden islamischen Kunst gehört hat, haben erst neuere Forschungen gelehrt. So konnte von autoritativer Seite die neue Erkenntnis in dem scharf pointierten Satz zusammengefaßt werden: „*Ohne Alexander den Großen keine islamische Zivilisation!*“

*

Das Alexanderbuch des Nisami, das wir eben erwähnten, gehört zu den letzten Ausläufern jenes „*Alexanderromans*“, der in seinen ältesten Bestandteilen schon früh in Alexandrien entstanden ist und sich später, seit Anfang des Mittelalters, über die ganze Welt, über Morgenland und Abendland verbreitet hat. Wenn auch die griechische Schrift des Pseudo-Kallisthenes, die allen diesen orientalischen und okzidentalischen Dichtungen zugrunde liegt, nicht ein „*Volksbuch*“ ist, wie man früher dachte, sondern einen halb gelehrten Kern hat, der sich an die Alexanderhistoriker, namentlich an Klitarch, anschließt, so zeigt doch die beispiellose Ausbreitung dieses merkwürdigen literarischen Produktes, welchen ungeheuren Eindruck die Heldengestalt Alexanders auf die Nachwelt ausgeübt hat. Durch die lateinische Übersetzung des Julius Valerius (4. Jahrhundert) und des Archipresbyters Leo (10. Jahrhundert) ist dieser Alexanderroman des Pseudo-Kallisthenes den Kulturvölkern Europas bekannt geworden und ist in den verschiedensten Sprachen dichterisch weiter verarbeitet worden, bis hinauf nach Island. Auch unser deutsches Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht (um 1130) geht durch Vermittlung des französischen Alexanderliedes des Alberich von Besançon (11. Jahrhundert) auf diese Quelle zurück. Ebenso haben die orientalischen Völker dieses halb nüchterne, halb märchenhafte Alexanderbuch des Pseudo-Kallisthenes übernommen und haben es in ihre Sprachen übertragen, haben dabei aber auch manche Züge der im Orient erwachsenen Alexanderlegende hineingewebt. Während die christlichen Orientalen den aus ägyptischem Lokalpatriotismus entstandenen Zug der Sage bewahrt haben, wonach Alexander der Sohn des letzten ägyptischen Pharaos, des Nektanebo II., war (S. 121), haben Firdusi und Nisami aus persischem Nationalstolz ihn zum Sprößling des Achämenidenhauses und da-

mit zu ihrem eigenen Nationalhelden gemacht. Andererseits wird bei diesen muslimischen Dichtern Alexander selbst zum Muslim, der, wie bei Nisami, nach Mekka wandert und in der Kaaba betet. Auch im Korān lebt Alexander weiter, denn der Dhulkarnain („der mit den zwei Hörnern“), von dem in der 18. Sure die Rede ist, wird auf „Iskender“ gedeutet, wohl eine Erinnerung an den mit den zwei Ammonshörnern geschmückten Sohn des Ammon. Auch in der jüdischen eschatologischen Literatur spielt Alexander eine Rolle. So hat jeder in seiner Weise sich Alexander zu eigen zu machen gesucht.

Am erstaunlichsten aber ist es, daß nach Berichten moderner Reisender *noch bis in unsere Zeit* im Innern Asiens die Erinnerungen an Alexander an manchen Orten lebendig sind. So erzählt *Franz von Schwarz*, der am Ende des vorigen Jahrhunderts längere Zeit in Turkestan lebte, daß die Häuptlinge der östlichen Gebirgslandschaften Badachschan u. a. behaupten, direkt von Alexander abzustammen, während die übrigen Bewohner dieses Landes sich als Nachkommen seiner Feldherren und Krieger betrachten, und daß in Margelan, der Hauptstadt von Fergāna, noch heutzutage eine angeblich von Alexander auf seinen Feldzügen gebrauchte rotseidene Fahne und das angebliche Grabmal Alexanders als Heiligtum verehrt werden. Ähnliches hat auch *Sven Hedin* berichtet. Da Alexander in diese östlichen Gebiete nie vorgedrungen ist, handelt es sich hier nach v. Schwarz' Vermutung vielleicht um die alte Bevölkerung von Baktrien und Sogdiana, die einst von den Mongolen zum Teil in diese Gegenden verjagt worden ist und ihre Erinnerungen an Alexander in die neue Heimat mitgenommen haben könnte. So ist der Name Alexanders auch durch die verheerenden Züge eines Dschingis-Khan und Tamerlan dort nicht ausgelöscht worden.

Im Abendlande aber hat Alexander durch das ganze Mittelalter hindurch bis mindestens zur Renaissancezeit nur als Märchenheld des Romans in der Vorstellung der Menschen gelebt, und seine wahre Geschichte war vergessen. Erst ganz allmählich ist dann der historische Alexander wieder erweckt worden. Bald sind es hundert Jahre, daß Johann Gustav Droysen sein grundlegendes geniales Alexanderbuch schuf. Seitdem sucht jede Generation sich mit dieser einzigartigen welthistorischen Persönlichkeit auseinander zu setzen, und das wird so bleiben, solange wir eine Kultur haben, die ihren Zusammenhang mit der Antike nicht verleugnet.

ANMERKUNGEN

Zu S. VII, Z. 16 ff.: Die knappe Skizze der Ergebnisse der Quellenuntersuchungen bezweckt nur, ferner stehenden Lesern eine ungefähre Vorstellung von den im Text gelegentlich genannten Autoren zu geben.

Zu S. VIII, Z. 4: Zu dieser Datierung von Curtius vgl. *J. Stroux*, *Philologus* LXXXIV, 233ff.

Zu S. IX, Z. 2: Unter den neueren Arbeiten, von denen hier keine Bibliographie gegeben werden kann, habe ich als besonders dankenswerte Hilfsmittel erprobt: *Helmuth Berve*, *Das Alexanderreich*. Auf prosopographischer Grundlage. 2 Bände 1926, und *Felix Jacoby*, *Fragmente griech. Historiker*. II B, *Spezialgeschichten und Monographien, nebst Kommentar* (D). Auch der jüngsten Darstellung von *W. W. Tarn* in *The Cambridge Ancient History VI* verdanke ich wertvolle Anregungen.

Zu S. IX, Z. 3: Ich führe hier meine Arbeiten auf, in denen ich über Alexander gehandelt habe, da sich die obige Darstellung vielfach auf diese stützt. *Υπομνηματισμοί* (*Philolog.* LIII 1894, S. 112 ff.). Über Werden und Vergehen der Universalreiche (Bonner Kaiserrede vom 27. Jan. 1915. Bonn, Cohen 1915, S. 15ff.). Beiträge zur Geschichte des korinthischen Bundes (Sitz. Kgl. Bayer. Ak. 1917, 10. Abh.). Alexander der Große und die hellenistische Wirtschaft (Schmollers Jahrbuch XLV 2, S. 349ff.). Alexander der Große und der korinthische Bund (Sitz. Pr. Ak. 1922 XVI). Alexander der Große und die indischen Gymnosophisten (Sitz. Pr. Ak. 1923 XXIII). Griechische Geschichte im Rahmen der Altertumsgeschichte. München, Oldenbourg 2. Aufl., 1926, S. 170ff.). Alexanders Zug in die Oase Siwa (Sitz. Pr. Ak. 1928 XXX). Philipp II. von Makedonien und die panhellenische Idee (Sitz. Pr. Ak. 1929 XVIII). Alexanders Zug zum Ammon. Ein Epilog (Sitz. Pr. Ak. 1930 X). Die Berliner akademischen Abhandlungen zitiere ich unten kurz: W. Sitz. Ak.

Zu S. 8, Z. 17ff.: Zu den innerpolitischen Problemen vgl. *Max Pohlenz*, *Staatsgedanke und Staatslehre der Griechen* (Wissenschaft und Bildung, Quelle & Meyer, Leipzig 1923).

Zu S. 13, Z. 12ff.: Die richtige Deutung von Isokr. Paneg. 50 gab *J. Jüthner*, *Hellenen und Barbaren* 1923, S. 34ff. Auch ich bin in meiner *Gr. Gesch.*² S. 164 zu dieser Auffassung gekommen, noch ohne diese Schrift zu kennen.

Zu S. 15, Z. 17: Zu Hermias von Atarneus vgl. *W. Jäger*, *Aristoteles*. Grundlegung einer Geschichte seiner Entwicklung, 1923, S. 113ff.

Zu S. 15ff.: Vgl. W. Sitz. Ak. 1929, XVIII, 3ff.

Zu S. 21, Z. 6: Die Arbeit von *Friedrich Granier* über die makedonische Heeresversammlung wird demnächst im Druck erscheinen.

Zu S. 24ff. (Philipp): Vgl. W. Sitz. Ak. 1829, XVIII.

Zu S. 31, Z. 8 (von unten): *J. Burckhardt*, Griech. Kulturgeschichte I 37 (vgl. *E. Bickermann*, Speusippos' Brief an König Philipp, S. 42).

Zu S. 37, Z. 5: *v. Wilamowitz*, Staat und Gesellschaft¹, S. 138.

Zu S. 38ff.: Die Darstellung von den Verhandlungen in Korinth stützt sich auf meine Ausführungen in Sitz. Ak. 1929, XVIII. Der Ansicht von *W. Schwahn* in seiner soeben erschienenen Arbeit in *Klio*, XXI. Beiheft 1930, daß die Symmachie sich nur auf den Perserkrieg beziehe und erst in der Kriegssitzung geschlossen sei, kann ich nicht zustimmen (vgl. schon a. a. O. S. 14). Darüber später an anderem Ort. Vgl. einstweilen unten zu S. 65 Z. 11.

Zu S. 48, Z. 16: Vgl. *W. Jaeger*, Aristoteles usw., S. 21.

Zu S. 54, Z. 13ff.: Zu Pausanias' Tod vgl. W. Sitz. Ak., 1923, XXIII, 151ff.

Zu S. 55, Z. 15 (von unten): Zu Karanos vgl. *Berve*, a. a. O., II 199f.

Zu S. 58, Z. 16ff.: Auf die obige Auffassung von den Gesandtschaften usw. führten mich die Ausführungen von *J. A. O. Larsen* (*Class. Philology* XX, 1925, S. 316 A. 3). Hiernach braucht man mit Larsen das umstrittene ἐντὸς Πελοποννήσου bei Arrian I 1,2 nicht zu ändern. Wenn es auch inkorrekt bleibt, sieht man doch, weshalb seine Quelle den Peloponnes hervorgehoben hat.

Zu S. 60, Z. 7: So von *J. Beloch*, Griech. Geschichte IV, 2², S. 290ff.

Zu S. 61, Z. 9: Zu der „Sehnsucht“ (πόθος) vgl. W. Sitz. Ak. 1928, XXX 580 A. 1.

Zu S. 65, Z. 11 (von unten): Der Umstand, daß Arrian I 9, 9/10, hier von ζύμμαχοι redet, widerlegt allein schon die Ansicht von *W. Schwahn* (s. Anmerkung zu S. 38ff.), daß die Symmachie sich nur auf den Perserkrieg beziehe, denn hier handelt es sich nicht um den Perserkrieg, sondern um eine Bundesexekution gegen Übertreter der κοινὴ εἰρήνη, die das Kernstück des Symmachievertrages war. Nur bei meiner Auffassung von der Symmachie ist es verständlich, daß die ζύμμαχοι hier zu Gericht sitzen.

Zu S. 70, Z. 2ff.: Vgl. *Berve*, a. a. O., I, 105.

Zu S. 70, Z. 7 (von unten): Zu Alexanders Finanzen vgl. *Berve*, a. a. O., I, 302 und *A. Andreades*, Les finances de guerre d'Alexandre le Grand (*Annales d'hist. économique et sociale* 1, Nr. 3 S. 21ff.).

Zu S. 80, Z. 9ff.: Kallisthenes Frg. 28 Jacoby. Die obige Schlußfolgerung ist m. W. bisher nicht gezogen worden.

Zu S. 82, Z. 16 (von unten): Inschr. v. Priene Nr. 19, 19ff. Vgl. W. Sitz. Ak. 1928, XXX, 599 A. 5.

Zu S. 82, Z. 10 (von unten): Zur Bundesfrage vgl. W. Sitz. Ak. 1922, XVI, 105ff. Zustimmung *Berve*, a. a. O., I, 250.

Zu S. 87, Z. 13: Erst Klitarch hat später gefabelt, daß Alexander um des Orakels willen nach Gordion gezogen sei. Vgl. W. Sitz. Ak. 1928, XXX, 587 A. 4.

Zu S. 90, Z. 9ff. (von unten): *Belochs* unmögliche Konstruktion von der Vorgeschichte der Schlacht geht letzten Endes von dem Grundfehler aus, daß er bei Arrian II, 6,1, στρατοπεδεύειν fälschlich mit „angelangt sein“ übersetzt (vgl. Gr. G. III, 2², S. 362ff.). *W. Judeich* (in Kromayer, Antike

Schlachtfelder IV) vermeidet zwar diesen Fehler (S. 355 A. 1), folgt aber trotzdem Beloch in der Annahme eines planvollen Vorgehens des Darius, durch das er Alexander in eine Falle gelockt habe. Es ist ihm m. E. nicht gelungen, dies zu erweisen.

Zu S. 92, Z. 13ff.: Vgl. *Berve*, a. a. O., II, 120.

Zu S. 94, Z. 10ff.: Zum Poseidonopfer vgl. W. Sitz. Ak. 1923, XXIII, 155f.

Zu S. 102, Z. 4ff.: Vgl. *Ed. Meyer*, Blüte und Niedergang des Hellenismus in Asien (1925), S. 7ff.

Zu S. 103ff.: Zu Alexanders Aufenthalt in Ägypten und dem Zug in die Oase verweise ich auf meine beiden Abhandlungen über diesen Zug in Sitz. Ak. 1928, XXX, und 1930, X. Die soeben erschienenen Ausführungen von *Lamer* und *Lehmann-Haupt* in *Klio* 24 veranlassen mich nicht zu Änderungen im obigen Text.

Zu S. 108, Z. 13ff.: Vgl. *V. Tschirikower*, Die hellenistischen Städtegründungen von Alexander d. Gr. bis auf die Römerzeit (*Philologus*, Suppl., XIX, Heft 1, 1927), S. 58.

Zu S. 110, Z. 4: Die hieroglyphische Urkunde ist die sogenannte „Satrapenstele“. Vgl. zu dieser meine Ausführungen in der *Ägypt. Zeitschrift* 35 (1897), S. 11ff.

S. 116, Z. 7ff.: Auf diese Auffassung, daß der Orakelspruch deswegen geheim zu halten war, weil hier der Gott zu seinem Sohne sprach, wies mich inzwischen brieflich *Joseph Kroll* hin. Er zitierte dafür als Beispiel aus dem Corp. Hermet. 13: Ἑρμοῦ τοῦ τρισμεγίστου πρὸς υἱὸν τὰτ ἐν ὄρει λόγος ἀπόκρυφος. Diese Anregung verdient auch für die älteren Zeiten untersucht zu werden.

Zu S. 133: Zu den Bauten von Persepolis vgl. das schöne Buch von *Friedrich Sarre*, Die Kunst des alten Persiens (1923), S. 8ff. Zur Lage von Pasargadae vgl. *Ernst Herzfeld* in *Klio* 8, S. 1ff.

Zu S. 143, Z. 15: Strabo, XI, p. 510. Vgl. *Hugo Bretzl*, Botanische Forschungen des Alexanderzuges, 1903.

Zu S. 147, Z. 18 (von unten): Als mir kürzlich in *C. Müllers* Geographi Graeci Minores die zu Isidoros' von Charax Schrift über die Parthischen Stationen des Arsakidenreiches gezeichnete Karte (X) vor Augen kam, war ich überrascht, eine große Ähnlichkeit mit unserer Alexanderkarte zu bemerken: tatsächlich fällt diese Reichspoststraße von Ekbatana bis Kandahar mit der Linie des Alexanderzuges fast vollständig zusammen, abgesehen von dem Umwege über die Oase Merw, die Alexander nicht berührt hat, die vielmehr erst von den Seleukiden einbezogen worden ist. Daraus ergibt sich das interessante Faktum, daß sich Alexander seinen Weg nicht spontan gesucht hat, sondern auf der alten persischen Reichsstraße marschiert ist, die vom Kernland ins Kabultal und nach Indien führte. Die weiter nördlich geradeaus nach Baktra abbiegende Straße, die Alexander aus den angegebenen Gründen nicht gezogen ist, erwähnt Arrian III 19, 1 (Darius erwartet, daß Alexander diese benutzen wird), 25, 4—6 (τὴν ἐπὶ Βάκτρα).

Zu S. 149, Z. 11 (von unten). Genauer: Alexander verfolgt ihn über den Polytimetos bis zum Wüstenrande.

Zu S. 152, Z. 19: Zum iranischen Ritus vgl. *Franz v. Schwarz*, Alexanders des Großen Feldzüge in Turkestan, 2. Aufl., 1906, S. 82.

Zu S. 154, Z. 11ff.: So *Berve*, a. a. O., S. I, 211.

Zu S. 156, Z. 4: Über die gefährlichen Wirkungen des turkestanischen Weines und Klimas vgl. *Fr. v. Schwarz*, a. a. O., S. 44f.

Zu S. 158, Z. 16 (von unten): Auf die Literatur über das umstrittene *πρὸς ἐστίαν* bei Plut. Alex. 54 kann hier nicht eingegangen werden. Keine der vorgeschlagenen Deutungen hat mich ganz befriedigt. Da bei Plutarch bei sonstiger Übereinstimmung mit Arrian IV, 12, 3 ff. (beide benutzen Chares) die Hauptsache fehlt, nämlich daß der Versuch auf einer *Verabredung* beruhte, andererseits bei Arrian etwas dem *πρὸς ἐστίαν* Entsprechendes fehlt, ist mir immer noch das Wahrscheinlichste, daß *πρὸς ἐστίαν* eine Corruptel ist und aus einem Ausdruck für „auf Verabredung“ verderbt ist.

Zu S. 159, Z. 1ff.: Daß Alexander nach diesem mißglückten Versuch auf die Proskynese seitens der Makedonen und Griechen verzichtet hat, betonte schon *Kärst*, Hellenismus I³, 447. Bei *Ed. Meyer* (Kl. Schrift. I, 314ff., 327) tritt das nicht deutlich hervor. Hätte Alexander die Proskynese für „unerläßlich“ (S. 327) gehalten, hätte er sie auch durchgeführt.

Zu S. 163, Z. 17: *Aristoteles*, meteor. I, 13,15, p. 350a, 21f. Vgl. *Wilh. Reese*, Die griechischen Nachrichten über Indien bis zum Feldzuge Alexanders, 1914. Zu den geographischen Problemen vgl. auch *Endres*, Geographischer Horizont und Politik bei Alexander in den Jahren 330/323 (1924).

Zu S. 165, Z. 10ff.: *H. Oldenburg*, Buddha, 1903, S. 2.

Zu S. 165, Z. 18f. (von unten): Zu Roxane vgl. *Berve*, a. a. O., II, 347.

Zu S. 166, Z. 2 (von unten): *Sir Aurel Stein*, On Alexanders Track to the Indus. 1929. Vgl. meine Besprechung in D. Lit. Z. 1930, 1. Heft, Sp. 28ff.

Zu S. 168, Z. 13: Zu Gordion vgl. die Anmerkung zu S. 87, Z. 13.

Zu S. 169: Zu den Gymnosophisten vgl. W. Sitz. Ak. 1923, XXXIII, S. 160ff.

Zu S. 172, Z. 3 (von unten): Meine Datierung des Befehls zum Flottenbau ergibt sich aus Arrian VI, 1.

Zu S. 174, Z. 1ff.: Zum Gangesproblem vgl. W. Sitz. Ak. 1922, XVI, S. 114 A. 1, auch *Ernst Meyer*, Klio 21, 183ff. (gegen Tarn).

Zu S. 174, Z. 8ff.: So *Endres*, a. a. O., S. 14.

Zu S. 174, Z. 12 (von unten): *Maximilian Graf Yorck von Wartenburg*, Kurze Übersicht der Feldzüge Alexanders des Großen, 1897, S. 64.

Zu S. 181, Z. 12: Zu Skylax vgl. *Reese*, a. a. O., S. 48ff.

Zu S. 197, Z. 17: Zum griechischen Charakter der Apotheose vgl. *Ed. Meyer*, Kl. Schrift. I, 304ff.

Zu S. 198, Z. 13 (von unten): So *Ed. Meyer*, a. a. O., S. 313, 331.

Zu S. 199: Die hier durchgeführte Scheidung zwischen dem politischen und dem religiösen Moment, die ich bei meinen Vorgängern nicht fand, scheint mir manche Vorgänge der Geschichte zu erklären.

Anmerkungen

Zu S. 200, Z. 12: Erwiesen von *Nock*, *J. Hell. Stud.* 48, 21f. Zustimmung *W. W. Tarn*, ebenda, 217.

Zu S. 201, Z. 11 (von unten): Zu dieser Datierung der Ermahnung des Aristoteles bezog ich mich in *Sitz. Ak.* 1928, XXX, 578 A. 3, auf *M. Pohlenz*, a. a. O., S. 128. Inzwischen sah ich, daß auch *v. Wilamowitz* (*Aristot. u. Athen*, I, 339 A. 39) sie in das Jahr 324 setzt.

Zu S. 207, Z. 14ff.: So *W. W. Tarn*, *Camb. A. Hist.* VI, 437.

Zu S. 211, Z. 9 (von unten): Zur Echtheit der Hypomnemata vgl. *W. Sitz. Ak.* 1928, XXX, 593 A. 1 (gegen *Tarn*).

Zu S. 216, Z. 1: Vgl. *Hugo Bretzl*, a. a. O., S. 29f., 139ff.

Zu S. 216, Z. 12: Zu Anaxikrates vgl. *W. W. Tarn*, *J. Eg. Arch.*, XV, 13 (*Ptolemy II. and Arabia*).

Zu S. 217, Z. 8ff. (von unten): Zur Heeresreorganisation vgl. *Berve*, a. a. O., I, 121.

Zu S. 220, Z. 14ff.: Die obige Auffassung von einem Heroon für Hephaistion habe ich schon in *Sitz. Ak.* 1928, XXX, 593 A. 1, angedeutet.

Zu S. 221, Z. 16 (von unten): Über Alexanders Verhalten bei den Trinkgelagen urteilt sehr verständlich *W. W. Tarn*, *Camb. A. H.*, VI, 396.

Zu S. 221, Z. 6 (von unten): Zu den Ephemeriden vgl. meine Ausführungen im *Philol.* LIII, S. 112ff. und jetzt *F. Jacoby* *Fr. Gr. H.*, a. a. O., S. 403ff. (D).

Zu S. 224, Z. 10 (von unten): (Generaloberst) *Hans von Seeckt*, *Antikes Feldherrntum*. Weidm. 1929, S. 11.

Zu S. 227, Z. 13ff.: Ihre besondere Bewunderung dieser Überwindung der Räume äußerten mir einige unserer Offiziere, als ich im Frühling 1918 an der makedonischen Front in Uesküb Vorträge über Alexander hielt.

Zu S. 228, Z. 1: Lies „zwei Monaten“ statt „fünf Wochen“. *Lapsus memoriae*.

Zu S. 229f.: Die Nebeneinanderstellung des Königreichs Makedonien, des Bundesgebietes Hellas und des Königreichs Asien, wie ich sie oben staatsrechtlich durchgeführt habe, läßt manche Probleme der Alexandergeschichte in neuer Beleuchtung erscheinen. Manches ist auf Asien zu beschränken, was man bisher auf das Gesamtreich bezogen hat. Ich bin erst jetzt zu diesem Schluß gekommen. Vorgearbeitet hatte ich früher schon durch den Nachweis, daß Alexander bis zuletzt Hegemon des Bundes geblieben ist (*Sitz. Ak.* 1922, XVI, 112ff.).

Zu S. 234: Zur Kleidung Alexanders vgl. jetzt *Eduard Neuffer*, *Das Kostüm Alexanders*. Diss. Giss. 1929.

Zu S. 235, Z. 1: Persisch war z. B. das Gerichtsverfahren gegen Bessos in Baktra (*Arrian* IV, 7,3). Auch das Abschneiden von Nase und Ohren entsprach dem persischen Strafrecht, wie es schon Darius I. nach der Inschrift von Behistun gegen Aufrührer angewendet hatte (S. 148).

Zu S. 238, Z. 12ff.: Zur Finanzordnung vgl. *Berve*, a. a. O., I, 302ff.

Zu S. 242, Z. 9ff.: Nach einer freundlichen Mitteilung *G. Rodenwaldts*, der dies in Karnak und Luxor beobachtet hat.

Zu S. 243: Zu den Städtegründungen Alexanders vgl. *Tscherikower*, a. a. O.

Zu S. 249, Z. 6ff.: Neues erfahren wir hierzu durch eine Inschrift aus Epidauros. Vgl. W. Sitz. Ak. 1927, XXVI (Zu der epidaurischen Bundesstele vom Jahre 302 v. Chr.).

Zu S. 250ff.: Zum Ptolemäerreich sei im allgemeinen auf meine „Grundzüge und Chrestomathie der Papyruskunde“ (1912) hingewiesen. Von neueren Arbeiten hebe ich hervor *Pierre Jouguet, L'Impérialisme Macédonien et l'hellénisation de l'Orient* (1926) und *Edwyn Bevan, A history of Egypt under the Ptolemaic Dynasty* (1927).

S. 253: Zum aufgeklärten Absolutismus vgl. meine Ausführungen in Schmollers Jahrb., a. a. O., S. 377f.

Zu S. 254, Z. 15: *Mommsen, Röm. Gesch., V, 559.*

Zu S. 255, Z. 8—5 (von unten): Man spricht allgemein davon, daß Philadelphos seine Eltern und Arsinoë II. zu Göttern erhoben oder sie apotheosiert habe. Zu meiner obigen Ansicht, daß der König vielmehr nur den Kult anordnete, nachdem eine Gottheit die Verstorbenen durch Entrückung vergöttert hatte, bin ich schon vor Jahren durch Theokrits XVII. Idyll geführt worden, wo Philadelphos nur dafür gepriesen wird, daß er den Eltern θυμώδεας εἰσάτο ναούς (123), während den Ptolemaios I. Zeus unter die Götter versetzt hat (16ff.), und die Berenike von der Aphrodite in ihren Tempel entrückt war (ἀρπάξασα, 48ff.). Dazu ist dann das neue Kallimachosfragment über die Entrückung der Arsinoë gekommen.

Zu S. 257, Z. 12 (von unten): Zu Scipio vgl. *Ed. Meyer* (Kl. Schrift. II, 435ff.) und *W. Schur, Scipio Africanus* (1927), S. 95ff., auch W. Sitz. Ak. 1928 XXX, 602 A. 2.

Zu S. 258, Z. 18ff.: Zu Plut. Caes. 58 vgl. *Ed. Meyer* (Caesars Monarchie usw., S. 469 A. 2): „Caesars Gedanken gibt dieser Bericht gewiß richtig wieder.“

Zu S. 259, Z. 8 (von unten): Zu der Inschrift (Dittenberger, Syll. II³, 760) vgl. *M. Gelzer, Caesar, der Politiker und Staatsmann*, S. 176, auch *Ed. Meyer, Ursprung und Anfänge des Christentums*, III, 392.

Zu S. 260, Z. 14ff und zu S. 261, Z. 12 (von unten): Zu den hellenistischen Ehrenrechten vgl. meine Bonner Kaiserrede, S. 22f. und 24. Mommsen hat im Staatsrecht die Ehrenrechte des Princeps zusammengestellt, ohne aber ihren hellenistischen Ursprung hervorzuheben.

Zu S. 263ff.: Zu den wirtschaftlichen Nachwirkungen Alexanders vgl. meine Ausführungen in Schmollers Jahrb., a. a. O., S. 349f.

Zu S. 266, Z. 15: Zu den Webereien aus der Mongolei vgl. *L. Curtius, Die Antike*, VI (1930), S. 95.

Zu S. 268, Z. 5 (von unten): Zu den Puntfahrten der Ptolemäerzeit und überhaupt zu dem Vorgehen auf dem Roten Meer vgl. meinen Aufsatz in der Ägyptischen Zeitschrift 60 (1925), S. 86ff.

Zu S. 269, Z. 17: Das Vorgehen des Philadelphos an der arabischen Küste hat *W. W. Tarn* zuerst nachgewiesen (*J. Eg. Arch.*, XV, 9ff.).

Zu S. 271, Z. 10ff.: Zum Merkantilismus der Ptolemäer vgl. Schmollers Jahrb., a. a. O., S. 369ff.

Zu S. 271, Z. 18 (von unten): Athenaeus VI, p. 321 e.

Anmerkungen

Zu S. 272, Z. 3ff.: Zur Versorgung der Residenz vgl. meine Ausführungen im *Hermes* 63 (1928), S. 54ff.

Zu S. 272, Z. 9 (von unten): Zur Lage der Griechen vgl. *Schmollers Jahrb.*, a. a. O., S. 374ff.

Zu S. 277, Z. 2 (von unten): Zur Entwicklung des Welthandels vgl. auch *Walter Otto*, *Kulturgeschichte des Altertums* (1925), S. 79ff.

Zu S. 278, Z. 12 (von unten): Wenn Koldewey in Babylon ein griechisches Theater und eine Palaestra fand, so erklärt sich dies daraus, daß Antiochos Epiphanes hier eine πόλις gegründet hatte (*Dittenberger*, *Or. Graec.* I, 253). Auch griechische Siegerlisten sind aus Babylon erhalten (*Haussoullier*, *Klio* 9, 352 ff.), aus parthischer Zeit (nach meiner Rechnung von 111/0, nicht 109/8).

Zu S. 284, Z. 11 (von unten): Diese einzige Urkunde ist „die Verwünschung der Artemisia“ (= *Wilcken*, *Urkunden der Ptolemäerzeit* I, 1927, Nr. 1, S. 97ff.).

Zu S. 285, Z. 15: Dieser Papyrus ist der P. Halensis 1 (vgl. *Dikaiomata*, herausgegeben von der Graeca Halensis 1913).

Zu S. 286, Z. 6ff. (von unten): Zum Sarapisproblem vgl. meine Ausführungen in „*Urkunden d. Ptolemäerzeit*“ I, S. 25ff. und 77ff.

Zu S. 287, Z. 18: Vgl. v. *Wilamowitz*, *Hellenistische Dichtung in der Zeit des Kallimachos* (1924) I, 70.

Zu S. 290, Z. 15ff.: Proben solcher frühen Mischehen bietet meine *Chrestomathie der Papyruskunde*, Nr. 51 und 101.

Zu S. 292, Z. 18 (von unten): Den Befehl des Senats betonte *Math. Gelzer*, *Das Römertum als Kulturmacht* (*Syb. Hist. Z.*, Band 126, Heft 2, S. 193).

Zu S. 294, Z. 10ff.: Zu dieser Beschränkung der „hellenistischen Periode“ bis auf Augustus vgl. meine Ausführungen in *D. Lit. Z.* 1925, 31. Heft, Sp. 1530ff.

Zu S. 295, Z. 11ff.: *Livius* 38, 17, 11.

Zu S. 295, Z. 7 (von unten): Für die Wirkung der Fremdherrschaft vgl. *Friedr. Münzer*, *Die politische Vernichtung des Griechentums* (*Das Erbe der Alten*, 2. Reihe, IX).

Zu S. 302, Z. 16ff.: Vgl. *Grünwedel*, *Buddhistische Kunst in Indien*, 2. Aufl. 1919, S. 74ff., 82, auch *W. Weber*, *Die Antike* I, 123f.

Zu S. 303, Z. 9 (von unten): *Mommsen*, *Röm. Gesch.* V, 611.

Zu S. 303, Z. 3 (von unten): Zu Alexandriens Rolle vgl. *M. Meyerhof*, *Von Alexandrien nach Bagdad* (*Sitz. Pr. Ak.* 1930, XXIII).

Zu S. 304, Z. 2 ff: Zur Kunst vgl. *Ernst Herzfeld*, *Die Genesis der islamischen Kunst und das Mshatta-Problem* (*Der Islam* I, 1910), S. 27ff.

Zu S. 304, Z. 5ff.: Vgl. *C. H. Becker*, *Der Islam als Problem* (*Der Islam* I, 1910), S. 15.

Zu S. 304, Z. 9ff.: Im allgemeinen vgl. *Ad. Ausfeld*, *Der griechische Alexanderroman*, 1907. Die *recencio vetusta* ist jetzt herausgegeben von *Wih. Kroll*, *Historia Alexandri Magni* I, 1926.

Zu S. 305, Z. 13ff.: Vgl. *Franz v. Schwarz*, a. a. O., S. 95f.

Register

- Abisares von Kaschmir 166, 169
Absolutismus Alexanders 230
Absolutismus, aufgeklärter 253
Achilleus, Ahn Alexanders 49, 57, 59,
75, 224
Adrastische Felder 80, 307
Ägyptischer Königs kult 105f., 252,
262
Agis von Sparta 97, 98, 121, 128
Agonistik 89, 107, 242f., 282f.
Alexander passim
Alexanderpriester 251
Alexanderroman 1, 104, 301, 304ff.
Alexandrien (Äg.) 108ff., 260, 270,
279ff.
Amerikas Entdeckung 183, 264, 274
Ammon 111ff., 212, 218
Ammonssohn 86, 115ff., 128, 205,
224
Antigonos Gonatas 253, 275
Antiochia 265, 278f.
Antipater 38, 54, 60, 134f., 207f.
Apādana 133, 195, 242
Apisopfer 106f., 243
Apotheose Alexanders 196ff.
Arabische Expedition 209, 214
Aristoteles 15, 47ff., 197f., 201, 310
Arsakiden 296
Artaxerxes III. Ochos 8, 72, 112
Asiatisches Königtum Alexanders 80f.,
229f., 310
Athens II. Seebund 6ff., 16f.
Attische Kultur 12f.
Aufgeklärter Absolutismus 253

Babylon 129, 215
Baktrien 143, 148ff., 248, 302

Befreiung der kleinasiatischen Grie-
chen 82
Belagerungskunst 29, 84, 100
Berossos 288, 298
Bessos 139, 144, 147f., 310
Buddha 164, 302

Cäsar 257ff.
Chaeronea (Schlacht bei) 36f.
China 266, 303
Christliche Religion 299
Cyrenaica 113, 268

Darius III. 62, 73, 88, 91, 102, 122,
139
Darius' Briefe 97, 102
Dariussiegel 231
Demosthenes 24f., 35f., 56ff., 63,
96, 199, 202, 248
Diadochenkämpfe 249
Dionysische Künstler 282
Dionyssage 168
Donaufeldzug Alexanders 59ff.
Droysen (J. G.) S. VII, 25, 246, 305

Ebbe und Flut 183, 189
Einigung Griechenlands 33f., 41
Ekbatana 136, 208
Entdeckungsfahrt Alexanders 72, 142,
164
Ephemeriden Alexanders 71f., 221,
254
Epigonoι 175, 195
Eratosthenes 266, 281f., 291
Erziehung Alexanders 47ff.
Etappenbildung 227

- Feldherrntum Alexanders 60, 225ff.
 Finanzen Alexanders 70f., 98
 Finanzverwaltung Alexanders 121,
 137, 238
 Flotte Alexanders 68f., 83, 88, 100f.,
 110
 Freiheitsliebe der Ionier 82
- Ganges 173
 Gaugamela 124ff.
 Gebet von Opis 207, 233
 Gedrosische Wüste 185, 186ff.
 Gelehrtenstab Alexanders 51, 181,
 282
 Geographische Probleme 142f., 163,
 172f., 181f., 209
 Gestalt Alexanders 228
 Göttlicher Schutz für Alexander 86f.
 Gordion 85, 87, 97
 Gorgias 16
 Gorgos der Metalleut 181
 Gorgos von Jasos 203
 Gottessohnschaft Alexanders 115ff.,
 128, 198
 Granikos 76ff.
 Griechen in Ägypten 106ff., 272f.
 Griechisch-römische Mischkultur 293
 Gymnasium 278, 284
 Gymnosophisten 164f.
- Harpalos 137, 193, 202f., 238
 Heeresmacht Alexanders 68ff.
 Heeresreorganisationen 132, 145, 165,
 195, 206, 217
 Hegemonstellung Alexanders 58, 64,
 65f., 79f., 82, 97, 110f., 127f., 134,
 137, 142, 160, 200, 201, 229f., 236
 Hellenen und Barbaren 13, 15, 289,
 290f., 295
 Hellenismus im Westen 291ff.
 Hellenistische Apotheose 194
 Hellenistischer Königs kult 254ff., 311
 Hellenomemphiten 107
 Hephaistion 48, 158, 195, 212, 218ff.
 Herakles 31, 49, 113, 167, 185, 224
 Herakles-Melkart 99ff.
 Hermias von Atarneus 15, 36, 48f.
 Hydaspes (Schlacht am) 170f.
 Hyphasis (Umkehr am) 173f.
 Hypomnemata 210, 247
- Iliion 75, 260
 Indischer Feldzug 162ff.
 Indischer Handel 265f.
 Indoskythen 258
 Indusfahrt Alexanders 176ff.
 Irrationales in Alexander p. VIII, 49,
 111, 224
 Islamische Kultur 303f.
 Isokrates 12f., 198. Panegyrikos 16f.
 Philippos 18f., 30ff., 50
 Isokrates und Alexander 50
 Issos 90ff.
- Kallisthenes 71, 80, 86, 93, 113f., 118,
 158, 160, 236
 Kaspisches-Meer-Problem 142, 209
 Kleitos 78, 156f.
 Kleomenes von Naukratis 121, 218,
 271
 Kleruchenansiedlung in Ägypten 252,
 283
 Klitarch p. VII, 75, 118f., 134, 168,
 172, 304
 Königsfriede 4ff., 43, 82, 88
 Königs kult, hellenistischer 254ff., 311
 Königsopfer 99f., 106, 130
 König von Asien (Alexander) 87, 97f.,
 127, 130, 139, 229ff.
 Koptische Sprache 301
 Korinthischer Bund 39ff., 56, 63, 82f.
 Korinthischer Friedenskongreß 38ff.
 Kosmopolitismus 10, 291
 Kostüm Alexanders 140, 234
 Kriegsplan Alexanders 69, 98, 101,
 226
 Kulturpolitik Alexanders 81, 240ff.
 Kunst 14, 242, 289, 294, 301ff.
 Kyros I. 11, 130, 133, 135, 185, 192

Register

- Landfriede von Korinth 41f.
Lektüre Alexanders 50, 241
- Makedonen, Herkunft 19ff.
Makedonen und Hellenen 22f., 285
Makedonische Geschichte 19ff.
Makedonische Heeresversammlung 21, 153, 247
Marduk 129f., 214, 223
Massenhochzeit von Susa 194f., 232
Megalopolis (Schlacht bei) 135
Memnon 73, 76, 87
Merkantilismus der Ptolemäer 271f.
Meuterei in Opis 204f.
Monarchischer Gedanke 11
Münzpolitik Alexanders 238f.
Museion von Alexandrien 280, 299
Mutterrecht 85
Mythenbildung 31
- Nearch 162, 182, 184, 188ff., 193
Niederwerfungsstrategie 29, 78
- Olympias 46, 52f., 249
Orakel des Ammon 111ff., 114ff., 212
Orientalische Religion 286f., 297f.
Orientalismus 294ff.
Ostiranische Kämpfe 142ff.
- Panhellenische Idee 15f., 59
Parmenio 60, 74, 77, 102, 138, 145, 154
Pasargadae 133, 191
Pergamon 289
Persepolis 132ff., 192
Perser als Satrapen 131, 141, 232, 237
Perserkönig Alexander 139ff.
Perserreich bis auf Alexander 72f.
Persische Heeresmacht 70
Pezhetären 22
Phalanx, makedonische 28
Philipp II. 2, 18, 24—46, 52f., 117, 197, 205, 242
Philippos Arrhidaios 247, 249
- Philipps Politik 25f., 102
Philotasprozeß 153
Polis (Niedergang der) 8ff.
Poros 169f.
Proskynese 86, 157f., 235, 309
Ptolemäerreich 250ff.
Ptolemäische Handelspolitik 267f.
Ptolemaios' Memoiren p. VII, VIII, 71, 93, 95, 280
Puntfahrten der Ptolemäer 268, 273
Pyrrhos 227
- Quellen zur Alexandergeschichte p. VIIsq.
- Rachekrieg 44, 134
Rechtsausgleichung 285
Religiosität Alexanders 86, 111, 117, 224
Rhodos 274f.
Rom als Handelsstadt 277
Rom im Hellenismus 292f.
Romantik Alexanders p. VIII, 75
Rotes Meer 268f.
Roxane 151, 165, 194, 247, 249
- Sarapis 286f., 298
Sasaniden 299f., 302
Satrapienordnung Alexanders 81, 131, 236f.
Schätze der Perser 131f., 135, 240, 271
Schiefe Schlachtordnung 7, 27, 77, 94, 124, 225
Scipio Africanus 257
„Sehnsucht“ Alexanders 61, 87, 109, 111, 182, 204, 224
Seleukeia am Tigris 265, 278, 300
Seleukidenreich 250ff.
Seleukidische Wirtschaft 265
Semiten 99
Siegesszuversicht Alexanders 69
Skylax von Karyanda 172, 182f.
Söldnertum 9, 14

Register

- Sonderkönigtum Alexanders in Ägypten 104f., 230
Sonderkönigtum Alexanders in Babylon 105, 129, 230
Sophistik 10
Spitamenes 149f.
Staatsmännische Leistungen Alexanders 228ff.
Staatsrechtliche Normen 229, 310
Städtegründungen 108, 146, 243, 252, 278, 287
Stoa (vgl. Zenon) 207, 291
Susa 131, 193ff.
Synhedrion der Hellenen 39f., 65f., 96, 110, 134, 201, 236
Syrische Sprache 300
- Tanais (Jaxartes) 143
Taxiles 168f.
Theater in Babylon 312
Theben 6f., 36f., 57ff., 63ff.
Theokrit, XVII. Idyll 311
Theophrast 160, 181, 279, 282
Toleranz Alexanders 104
Toleranz der Griechen 104, 287
Trajan 262
- Tschandragupta 251, 265
Tyros 99ff.
- Verbannte 8f., 200ff.
Verbanntendekret Alexanders 200ff.
Verfluchung der Artemisia 107, 284, 312
Vergötterung Alexanders in Ägypten 104f.
Verschmelzungspolitik Alexanders 152, 157, 232, 247, 290
Volkswirtschaft Alexanders 239f.
Vorläufer des Hellenismus 2, 14
- Weltherrschaft 116, 129f., 163, 210, 247
Westeuropa 210, 213
Wirtschaftliche Nachwirkungen Alexanders 263ff.
- Xenophons Kyropädie 12, 136
Xerxes 44, 130, 134
- Zarathustrische Lehre 144, 298, 300
Zenon, der Stoiker 253, 279, 289
Zeus der König 120

SIG 31 LBJ1199

<17+>04S1E22C91459640

19





Wilcken, Al





GHP: 31 LBJ1199

WILCKEN
—
ALEXANDER
DER GROSSE

P
31

LBJ
1199